

ABSTRACT

Title of Document: REPRESENTATIONS OF FEMALE
MADNESS IN GERMAN-LANGUAGE
LITERATURE OF THE 20TH AND 21ST
CENTURIES

Petra Volkhausen, Doctor of Philosophy, 2015

Directed By: Dr. Elke P. Frederiksen, Germanic Studies

Using an interdisciplinary approach, my dissertation examines the intersection of “womanhood” and madness in German-language literature and culture. While scholars have studied the “madwoman” of the previous centuries extensively, my dissertation presents the first comprehensive study of representations of “female” madness from 1894 onward. Since the late 19th century, female authors from Germany, Austria, and Switzerland have been appropriating discourses of madness in order to critique the contradictory ramifications of mandatory adherence to the construct of “femininity”. Employing theories of Judith Butler and Michel Foucault, I argue that the madness discourse represents a key site where writers negotiate the ongoing hegemony of societal ideologies defining the special status of the female psyche, body and sexuality as entities which need to be monitored, shaped or optimized. My research thus redeploys “female” madness as a research category. While previously applied almost exclusively to the realities of white middle-class women, I argue for an intersectional conception of critical madness studies which takes account of gender, race, and religion to offer culturally specific insights into the lives of German women from diverse backgrounds. My study

addresses texts by well-known authors, such as Hedwig Dohm, Christa Wolf, Ingeborg Bachmann, and Elfriede Jelinek, as well as lesser known writers, such as May Ayim and Christine Lavant.

„WEIBLICHER“ WAHNSINN IN DER DEUTSCHSPRACHIGEN
LITERATUR DES 20. UND 21. JAHRHUNDERTS

by

Petra Volkhausen

Dissertation submitted to the Faculty of the Graduate School of the
University of Maryland, College Park in partial fulfillment
of the requirements for the degree of
Doctor of Philosophy
2015

Advisory Committee:

Professor Elke P. Frederiksen, Chair
Professor Peter U. Beicken
Professor Julie Koser
Professor Hester Baer
Professor Marsha L. Rozenblit, Dean's Representative

© Copyright by
Petra Volkhausen
2015

<u>Einleitung</u>	1
Inhaltlicher Aufbau der Arbeit.....	5
Ein Abriss der Diskurse über Frauen und Wahnsinn.....	8
Weiblicher Wahnsinn: Eine Frage von Gender und Sprache.....	14
Critical Madness Theorien.....	18
Theoretischer Ansatz.....	26
 <i>Die Situation um 1900</i>	
1. <u>Das Aufkommen der verrückten Frau als politisch-literarisches Motiv</u>	34
Überidentifizierung, die krank macht: Gabriele Reuters <i>Aus guter Familie</i> (1895).....	50
Ein Versuch später Selbstverwirklichung: Hedwig Dohms <i>Werde, die du bist</i> (1894).....	71
Schlussbetrachtung.....	90
 <i>Weiblicher Wahnsinn im 20. und 21. Jahrhundert</i>	
2. <u>„Niederbinden, niederspritzen – das ist die Parole in der Irrenanstalt“: <u>Psychiatriekritik</u></u>	93
Der Wahnsinn der von Gott Verstoßenen: Christine Lavants <i>Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus</i> (1946, 2001).....	99
Leben statt überleben: Mariella Mehrs <i>Steinzeit</i> (1981).....	117
Anstaltsperformanzen: Maria Erlenberger, <i>Der Hunger nach Wahnsinn</i> (1977).....	129
Schlussbetrachtung.....	148
 3. <u>Weiblicher Wahnsinn im Brennpunkt von Antifeminismus, Rassismus und <u>Antisemitismus</u></u>	151
Die Ideologie „unwerten Lebens“ in Mariella Mehrs <i>Steinzeit</i>	160
Das Leid aller Frauen (?): Ingeborg Bachmanns <i>Der Fall Franza</i> (1966/1978).....	166
May Ayim: „wieviel [...] seelengeschwüre braucht ein herz für den sturz in den stillstand?“.....	188
Schlussbetrachtung.....	202

4. „ <u>Muss (d)eine Tochter so werden wie (d)eine Mutter?„: Von Gendernormen und selbstaufgelegten Zwängen</u>	207
Zerstörerische Enge: Elfriede Jelineks <i>Die Klavierspielerin</i> (1983).....	210
Wahnsinn als interfamiliärer Teufelskreis: Charlotte Roche	
<i>Feuchtgebiete</i> (2008) und <i>Schoßgebete</i> (2011).....	229
<i>Feuchtgebiete</i> (2008).....	231
<i>Schoßgebete</i> (2011).....	243
Schlussbetrachtung.....	254
5. „ <u>[And] I thought how unpleasant it is to be locked out; and I thought how it is worse perhaps to be locked in“¹: Die Frage nach dem subversiven Potential weiblichen Wahnsinns</u>	256
Ein „Nein“ dem Wahnsinn: Christa Wolfs <i>Kassandra</i>	262
Von Gott verschmäht: Christine Lavants <i>Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus</i> (1946, 2011).....	279
Wille und Wahnsinn: Maria Erlenbergers <i>Der Hunger nach Wahnsinn</i> (1977).....	285
Der Wahnsinn der weißen Monster: Mariella Mehrs <i>Steinzeit</i> (1981).....	291
Seelentod durch das Patriarchat: Ingeborg Bachmanns <i>Der Fall Franza</i> (1966, 1978).....	293
Verrückte Sprache: May Ayims Essays und Gedichte.....	297
Innere Zerrissenheit: Elfriede Jelineks <i>Die Klavierspielerin</i> (1983).....	303
Teufelskreise des Wahnsinns: Charlotte Roches <i>Feuchtgebiete</i> (2008) und <i>Schoßgebete</i> (2011).....	307
Schlussbetrachtung.....	313
<u>Weiblicher Wahnsinn, männlicher Wahnsinn: Ein kurzes Nachwort</u>	321

¹ Woolf 24.

Einleitung

In der literarischen Darstellung „weiblichen“ Wahnsinns treffen zwei Diskurse aufeinander, die das historische, politische und kulturelle Bild der westlichen Welt wesentlich geprägt haben. Im Zentrum dieser beiden Diskurse stehen Ausschluss und Abgrenzung des „Anderen“, potentiell Bedrohlichen, das komplexe Gefüge von Macht und Kontrolle und vor allem die gesellschaftliche Verhandlung von Begriffen wie „normal“ oder „vernünftig“.² In dieser Hinsicht ist weiblicher Wahnsinn ein im Wesentlichen interdisziplinäres Feld, in welchem philosophische, soziologische, literarische und linguistische Problemstellungen zusammenfließen.

Seit dem späten 19. Jahrhundert widmen sich deutschsprachige Autorinnen verstärkt dem Thema des weiblichen Wahnsinn, und dies in einem (direkt oder indirekt) anklagenden, politischen Kontext. Wie Claudia Hauser in ihrer umfassenden Untersuchung *Politiken des Wahnsinns* (2007) zeigt, wurde weiblicher Wahnsinn bereits in der späten Aufklärung von Schriftstellerinnen aufgegriffen. Dies geschah jedoch in keinem eindeutig emanzipatorischen Rahmen und orientierte sich vielmehr an der Auffassung von Wahnsinn als moralischer Verfehlung, wie sie zum Beispiel von Immanuel Kant (1724-1804) vertreten wurde (Hauser 203). Erst mit dem Erstarken der ersten Frauenbewegung in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts und vor dem Hintergrund öffentlich geführter Debatten über Wissenschaft, Erziehung, Ausbildung und Politik erhielt der literarische Duktus weiblichen Wahnsinns einen politisch-

² Ich werde im Folgenden aus Gründen der Übersichtlichkeit weitestgehend davon absehen, pejorative Adjektive wie verrückt, wahnsinning oder die entsprechenden Nomen in Anführungsstriche zu setzen. Dies gilt auch für relative bzw. angefochtene Begriffe wie weiblich und männlich, normal, vernünftig, krank oder gesund. So wird „weiblicher Wahnsinn“ in dieser Arbeit verstanden als interdiskursives Konstrukt, welches darauf basiert, dass, entsprechend der in unserer Gesellschaft aufrecht erhaltenden Stereotypen des „Weiblichen“, bestimmte Verhaltensweisen von Frauen als krankhaft bzw. korrekturbedürftig gewertet werden.

aktivistischen Zug. Daran beteiligt ist sicherlich nicht zuletzt auch der während des Kaiserreichs einsetzende „Anstaltsboom“ (Brink 109-135). Psychiatrische Kliniken und Abteilungen wurden allerorts eingerichtet oder erbaut, und die noch recht junge Institution der Psychiatrie gewann zunehmend an gesellschaftlichem Raum. Zum anderen sind auch die verbesserten Bedingungen hinsichtlich der Schulbildung von Mädchen sowie die zunehmende Bereitschaft der Verlage, Manuskripte von Frauen zu veröffentlichen, als grundlegende Faktoren mit einzubeziehen. Neben dem Buchdruck standen Pamphlete, Broschüren, (Vereins-) Magazine und auch Tageszeitungen den Schriftstellerinnen sowie den Mitgliedern der bürgerlichen und sozialistischen Frauenbewegungen als neue Foren des öffentlichen Meinungsaustausches zur Verfügung.

Viel ist über die verrückte Frau des 18. und 19. Jahrhunderts im deutschsprachigen, vor allem aber im englischsprachigen Raum geschrieben worden. Auch gibt es vereinzelt längere Studien zum weiblichen Wahnsinn, die einige deutsche Stimmen miteinbeziehen (Kaup, Duda/Pusch), sowie eine große Anzahl von Arbeiten über den Einfluss der Hysterie bzw. Psychoanalyse auf die Texte Ingeborg Bachmanns und Christa Wolfs (Röhnelt, Koskinas), um zwei Beispiele zu nennen. Die vorliegende Arbeit ist jedoch die erste Untersuchung in der Tradition feministischer Literaturkritik, welche sich die unterschiedlichen, sozialhistorisch spezifischen Repräsentationen weiblichen Wahnsinns in den Texten deutschsprachiger Autorinnen des 20. und 21. Jahrhunderts zum Thema macht.

Im Blickpunkt steht dabei die Frage, auf welche Art und Weise sich Schriftstellerinnen des literarischen Wahnsinns bedienen, um Kritik am ideologischen Verständnis der Begriffe „Frau“ und „Weiblichkeit“ innerhalb des deutschsprachigen

literarischen Wirkungsfeldes zu üben und in wiefern sich diese Kritik gegen grundlegende Prämissen kultureller Denkstrukturen und die Entstehung von sprachlich geregelter Macht richtet. Weiblicher Wahnsinn behandelt diesbezüglich das Thema Frausein an der Schnittstelle von Gendernormen, Körperpolitiken, Klasse und *race* und verdeutlicht, inwiefern gesellschaftliche Prozesse und Ideologien zur inneren Zerissenheit bzw. Ausgrenzung von Frauen beitragen, deren Verhalten auf unterschiedliche Weise als abweichend eingestuft wird. Auf der einen Seite verdeutlichen Repräsentationen weiblichen Wahnsinns somit die Auswirkungen eines stereotypen, essentialistischen Begriffes von Weiblichkeit, welcher die Idee einer Affinität von Frauen für irrationales Verhalten fortführt. Zum anderen zeigen sie auf, dass neben Gender vor allem Faktoren wie *race* das Schicksal der Protagonistinnen wesentlich beeinflussen. Dabei stellen die hier untersuchten Texte *madwomen* allerdings nicht nur als Opfer dar, sondern belegen die eigene Verstrickung der Protagonistinnen in jene sozialgesellschaftlichen und sprachlichen Prozesse, an denen sie „irre“ geworden sind.

Der Thematisierung weiblichen Wahnsinns zu eigen ist eine Ambivalenz bzw. innere Spannung, die sich durch einen Rückgriff auf jene stereotypische Bilder weiblichen Wahnsinns ergibt, welche eigentlich durch ein literarisches Engagement unterlaufen werden sollen. Da jedoch bis ins 21. Jahrhundert hinein das Bedürfnis von deutschsprachigen Schriftstellerinnen besteht, ihre Protagonistinnen als *madwomen* zu gestalten, ist eine pauschale Verwerfung dieses Diskurses im Rahmen einer feministischen Kritik nicht angebracht. Obgleich meiner Ansicht nach die Erarbeitung neuer Ausdrucksweisen und Handlungsmöglichkeiten innerhalb des literarischen Diskurses weiblichen Wahnsinns letztlich mit einer Zurückweisung des Motives der

verrückten Frau einhergehen sollte, so eröffnet jenes Spannungsverhältnis die Chance, alternative Gestaltungen pluraler Subjektpositionen und eine daraus folgende Entgrenzung genderspezifischer Normen, wenn nicht im Detail auszuformulieren, so dennoch als einen Raum anzudeuten, der sich zwar noch dem Blick entzieht, aber nicht unerreichbar ist.

Daher bietet meine Arbeit eine Antwort dafür an, warum es immer noch lohnenswert ist, Wahnsinn als eine historisch und kulturell bedingte Analysekategorie für literatur- und kulturwissenschaftliche Untersuchungen zu verwenden. In der Vergangenheit wurde weiblicher Wahnsinn in der englisch- und deutschsprachigen akademischen Landschaft überwiegend auf die Lebenswelt weißer Frauen des Mittelstandes angewandt und dementsprechend als eine sehr begrenzte Methodologie kritisiert. Die textuelle Gestaltung weiblichen Wahnsinns hat sich jedoch in meiner Forschung als ein produktives interdisziplinäres Leseraster bewährt, welches Aufschlüsse über kulturspezifische Zusammenhänge im Leben von Frauen diverser Herkunft erlaubt. Repräsentationen weiblichen Wahnsinns, hier sowohl als Fremd- als auch als Eigenzuschreibung verstanden, spiegeln daher nicht nur die Ideologien unterschiedlicher Generationen deutscher Frauenbewegungen wider, sondern im gleichen Maße die Rolle von Psychiatrie und Psychotherapie, ebenso wie historische bzw. politische Zustände im deutschsprachigen Raum (Nationalsozialismus, Migrationsdebatten, Erfordernisse einer Leistungsgesellschaft etc.).

Obwohl in den hier untersuchten Texten eine chronologische Entwicklung der literarischen Gestaltung weiblichen Wahnsinns im Kontext der geschichtlichen Entwicklungen innerhalb des Raumes Deutschlands, Österreichs und der Schweiz zu

beobachten ist, folgt diese Arbeit einem thematischen Aufbau. Diese Herangehensweise erlaubt es mir, jene Themen genauer zu betrachten, welche den Diskurs des weiblichen Wahnsinns in der deutschsprachigen Literatur am stärksten geprägt haben, nämlich die Darstellung des psychiatrischen Apparates, weiblicher Wahnsinn im Kontext von Rassismus und Antisemitismus sowie die Bedeutung von Mutter-Tochter Beziehungen. Eingerahmt werden diese Untersuchungen von einem Blick auf den Ausgangspunkt der verrückten Frau als ausdrücklich politisches Motiv innerhalb der deutschen Literatur und eine Reflexion der Frage nach der Aussagekraft bzw. potentiellen Subversivität weiblichen Wahnsinns. Im Folgenden gehe ich näher auf den Inhalt der einzelnen Kapitel ein.

Inhaltlicher Aufbau der Arbeit

Da, wie zu Beginn erwähnt, die verrückte Frau verstärkt seit der Jahrhundertwende als politisch-literarische Figur eingesetzt wurde, widmet sich das erste Kapitel dem medizinischen und literarischen Diskurs der Wahnsinnigen um 1900. Nach einem Abriss der gesellschaftlichen Verhältnisse folgt eine Analyse Hedwig Dohms Novelle „Werde, die du bist“ (1894) sowie des Romans *Aus guter Familie* (1895) von Gabriele Reuter. Beide Protagonistinnen kritisieren in ihren psychischen Leiden die Auswirkungen der wilhelminischen Erziehungsstandards für Mädchen sowie die Erwartungshaltungen, die an (junge) Frauen gestellt werden. Kreativer Ausdruck wird als notwendig für ein selbstbestimmtes, emanzipiertes Leben erachtet, doch wird Frauen eine Teilhabe an einer männlich konnotierten Kulturlandschaft nicht zugestanden. Obwohl der historische und soziale Kontext dieser Texte sich von den anderen hier untersuchten unterscheidet, verweisen die Texte Dohms und Reuters darauf, dass Weiblichkeit

vorrangig im Rahmen von Körperlichkeit, Sexualität und (potentieller) Mutterschaft verhandelt wird.

Im zweiten Kapitel wird die Darstellung der Institution der Psychiatrie am Beispiel dreier Texte untersucht: Christine Lavants *Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus* (1946, 2011), Maria Erlenbergers *Der Hunger nach Wahnsinn* (1977) und Mariella Mehrs *Steinzeit* (1981). Von besonderem thematischen Interesse ist die Darstellung des Verhältnisses zwischen Ärzten und PatientInnen, dem sprachlichen Duktus und der Positionierung hinsichtlich der eigenen Identität im Kontext von Normalität und Wahnsinn. Psychiatrische Anstalten werden in den Texten als Ort gestaltet, der gesellschaftliche Geschlechterhierarchien nicht nur widerspiegelt, sondern auf Grund des doppelten Ausschlusses als Frau und Patientin zusätzlich noch verstärkt. Im Falle der Protagonistin Mehrs, die Mitglied einer ethnischen Minderheit ist, handelt es sich sogar um Diskriminierung auf dreifacher Ebene.

Wahnsinn im Fadenkreuz von Antifeminismus, Rassismus und Anti-Semitismus ist das Thema des dritten Kapitels. Unter Zuhilfenahme postkolonialer Theorien verdeutlicht die Analyse von Marielle Mehrs *Steinzeit* (1981), Ingeborg Bachmanns *Der Fall Franza* (1979) sowie ausgewählter Gedichte und Essays von May Ayim aus den 1990er Jahren die diskursive Nähe von Rassismus, Anti-Semitismus und Frauenfeindlichkeit, welche außerdem die nationale Bedingtheit des Verständnisses von Wahnsinn (vor allem hinsichtlich der Rolle der Psychiatrie während der Zeit des Nationalsozialismus) hervorhebt. Diesbezüglich steht dieses Kapitel auch stellvertretend für andere literarische Erzeugnisse, die unter dem Einfluss der Nazizeit in Deutschland

entstanden sind – wie zum Beispiel einige Gedichte Nelly Sachs oder Irmgard Keuns –, aber aus Platzgründen nicht in dieser Arbeit berücksichtigt werden können.³

Kapitel 4 beschäftigt sich mit der Rolle von Mutter-Tochter Beziehungen als ausschlaggebender Instanz in der Entwicklung konfliktbeladener Verhältnisse zum eigenen Körper und zum eigenen Ich-Verständnis. Dabei bedienen sich sowohl Elfriede Jelinek in *Die Klavierspielerin* (1983) als auch Charlotte Roche in ihren Romanen *Feuchtgebiete* (2008) und *Schoßgebete* (2011) dem tradierten Frauenbild der bösen (Stief-)Mutter oder Femme fatale ähnlichen Figuren, betten sie jedoch in einen neo-liberalen Kontext, der wesentlich durch multimediale Diskurse (vor allem den der Pornographie) sowie die Prämisse der individuellen Optimierung und „Vermarktung“ bestimmt wird.

Das letzte Kapitel wirft einen genaueren Blick auf die diversen Funktionen, welche die Repräsentationen des Wahnsinns in den Texten einnehmen, zum Beispiel Wahnsinn als unentrinnbarer Teufelskreis, Wahnsinn als Sphäre künstlerisch-philosophischer Auseinandersetzungen oder, wie ihn Christa Wolf in *Kassandra* (1983) darstellt, Wahnsinn als Refugium, welches allerdings kein wirksames Handeln ermöglicht. Dennoch eröffnet die Thematisierung weiblichen Wahnsinns die Erprobung neuer (Sprach-) Räume für Frauen sowie einer Erforschung neuer Facetten von Weiblichkeit. Diese Kategorisierung soll auf die von Luce Irigaray und Judith Butler theoretisierte und vom Poststrukturalismus betonte Vielheit (oder sogar Nichtexistenz) des Subjekts zurückführen, um sich der Frage zu nähern, inwiefern literarische

³ Siehe z.B. Sachs Gedichtzyklus „Noch feiert Tod das Leben“, in welchem sie Mitpatientinnen einer Nervenheilanstalt portraitiert, oder Keuns Gedicht „Wahnsinn.“ (Keun 39).

Repräsentationen des Wahnsinns geeignet sind, der Vielschichtigkeit des Ichs und damit dem Konstruktionscharakter des Identitätsbegriffes zu mehr Raum und Akzeptanz zu verhelfen.

Im Nachwort skizziere ich ein Buchprojekt, welches an diese Arbeit anschließt und sich zur Aufgabe macht, weiblichen und männlichen Wahnsinn in deutschsprachiger Literatur und Kultur des 20. und 21. Jahrhunderts miteinander zu vergleichen.

Die folgenden Abschnitte liefern eine kurze sozialhistorische Einbettung des Diskurses weiblichen Wahnsinns mit Hilfe eines Überblicks über die Themen „Frau“ und „Wahnsinn“ (sowie ihre Schnittpunkte) innerhalb des deutschsprachigen Raums.

Ein Abriss der Diskurse über Frauen und Wahnsinn

Bis zum Beginn der ersten frauenrechtlichen Bewegung war „die Frau“ vor allem Objekt männlich geprägter Abhandlungen sowie ästhetischer Repräsentationsmodelle – das „ewig Weibliche“ aus Johann Wolfgang von Goethes *Faust* ist ein geläufiges Beispiel. Im Zuge der ersten Frauenbewegung wurden in Deutschland, ebenso wie in Großbritannien oder den USA, Rechte für ein selbst- und gleichbestimmtes Leben von Frauen eingefordert und lautstarke Kritik an gesellschaftlichen Umständen geübt. Ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden diese Anliegen wieder aufgegriffen, nachdem die Weltkriege den organisierten Emanzipationsbestrebungen zeitweiligen Einhalt geboten hatten (Beuys 335-356). In diesem Kontext entwickelte sich eine feministische Kultur- und Literaturwissenschaft, welche in ihren verschiedenen, sich immer wieder selbst erfindenden Ausrichtungen bis heute das Bild der akademischen und öffentlich-gesellschaftlichen Landschaft beeinflusst. Ein wesentliches Anliegen der

Women studies ist es, die Vielfalt von Frauen in den Blickpunkt zu rücken und im Kontext von Gender, sozialer und ethnischer Herkunft oder auch Religion die Idee einer einheitlichen weiblichen Identität zu durchbrechen. „Das“ Weibliche war stets nur Konstrukt, doch eines mit weitreichenden Folgen und ein Konstrukt, mit dem sich Frauen im heutigen Postindustrialismus noch auseinandersetzen müssen und wollen. Angesichts täglicher Berichte sexistischer Übergriffe oder frauenfeindlicher Darstellungen in den Medien wird in feministischen Studien durchaus weiterhin die These vertreten, dass die Frau als das Andere, von der männlich geprägten Kultur Ausgeschlossene zu verstehen sei und durch „das Patriarchat“ in ihrer freien Entwicklung gehemmt werde.

Demgegenüber bemühen sich vor allem die jüngsten feministischen Strömungen vor allem außerhalb des akademischen Wirkfeldes, Weiblichkeit jenseits der Opferidee neu zu definieren. Im Sinne neoliberaler Grundsätze werden individuelle Entscheidungs- und Handlungsgewalt sowie die Rolle als am Markt teilnehmende KonsumentInnen betont und in diesem Kontext populärmediale Komponenten wie Musik oder Mode miteinbezogen. Dass diese neuere Ausformung des Feminismus negative Auswirkungen auf das Selbstverständnis deutscher Frauen hinsichtlich ihrer Rolle innerhalb der Gesellschaft hat, wird anhand der Untersuchung der Romane von Charlotte Roche deutlich.⁴

⁴ Der Begriff „Neoliberalismus“ – gleichermaßen verstanden als Ideologie, als Regierungsform und als eine Reihe von gesellschaftlichen Richtlinien bzw. Grundsätzen (Steger 11, Rottenberg 4) – ist umstritten, da er in unterschiedlichen Kontexten verwendet wird und sich seine Bedeutung seit dem ersten Aufkommen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mehrfach gewandelt hat. Während man damit in den 1930er Jahren das Bestreben, den klassischen Liberalismus wiederherzustellen (Steger X), verband, verhalfen vor allem Margaret Thatcher und Ronald Reagan Anfang der 1980er Jahre dem „Rezept“ des Neoliberalismus nach heutigem Verständnis zum Erfolg. Obwohl sich Thatchers and Reagans politisches Program im Detail unterschieden, definierten sie die wesentlichen Gesichtspunkte, welche auch heute noch als neoliberale Hauptcharakteristika begriffen werden: freier Markt und freier Handel, Deregulierung und Privatisierung – der Einfluss des Staates auf Marktangelegenheiten sollte auf ein Minimum reduziert werden (Harvey Loc 106). Dazu gedacht, die Wirtschaft der westlichen Industrienationen zu neuer Stärke zu verhelfen, zog der

Obgleich Feminismus auch in Deutschland des Öfteren für tot oder zumindest überholt gehalten wurde, gibt es weiterhin eine aktive, heterogene Szene, die sich mit diversen Projekten für das Wohl für Mädchen und Frauen (und dadurch auch für Jungen und Männer) einsetzt.⁵

Der Diskurs des Wahnsinns richtet sich nicht ausschließlich an die Frau, doch weist die Debatte darum, was einen normalen Geisteszustand bzw. die Fähigkeit des vernunftgeleiteten Denkens ausmacht, schon seit der Antike Frauen eine besondere, d.h. benachteiligte Rolle zu. Annette Schlichter verdeutlicht in ihrer Untersuchung *Die Figur der verrückten Frau* (2000) wie, basierend auf der „in der platonischen und aristotelischen Tradition [propagierten] Trennung von Geist und Körper“ (105), „die Konstruktion verrückter Weiblichkeit aus der dichotomen Konstellation zwischen einer

Neoliberalismus – „that grab-bag of ideas based on the fundamentalist notion that markets are self-correcting, allocate resources efficiently, and serve the public interest well“ (Stiglitz) – in den 1970er, stärker noch in den 1990er Jahren Kritik auf sich. Führende Stimmen des globalen Südens wiesen neoliberale Bestrebungen zurück als „a set of economic institutions and policies alleged to have been designed by the United States to globalize American capitalism and its associated cultural system“ (Steger X; vgl. Cornwall/Gideon/Wilson 7). Auch Analysen aus den Industrienationen zweifeln heutzutage den Nutzen neoliberalen Wirtschaftsdenkens angesichts weltweiter Verluste an; Bemühungen, neoliberale Entwicklungsprojekte den afrikanischen Nationen „zugutekommen“ zu lassen, haben z.B. keinerlei positive Veränderungen hervorgebracht (Harvey Loc 2534). Eine Verschränkung von Neoliberalismus und Feminismus ist von zwei Seiten aus zu beobachten, nämlich in Form einer begrüßenden und einer kritischen bzw. ablehnenden Haltung. Basierend auf neoliberalen Maximen wie Chancengleichheit sowie freier Entscheidungs- und Handlungswille, „[feminism] is now being framed in extremely individualistic terms, consequently ceasing to raise the spectre of social or collective justice“ (Rottenberg 2; vgl.). Ein Beispiel für dieses neue, zutiefst problematische Verständnis von *empowerment*, welches, wie wir vor allem in Roches *Schoßgebete* sehen werden, durch ein ökonomisches Vokabular der Selbstoptimierung geprägt ist, ist Sheryl Sandbergs *Lean In* (2013); doch auch auf dem deutschen Markt zeigen sich die Auswirkungen eines neoliberalen Feminismus, wie z.B. in den Veröffentlichungen *Wir Alphamädchen* (2007) und *Neue deutsche Mädchen* (2008) ersichtlich wird. Die Aufsatzsammlung *Reclaiming Feminism: Gender and Neoliberalism* (2008) führt darüber hinaus vor Augen, inwiefern ein neoliberaler Feminismus nicht nur den Erhalt patriarchaler, heteronormativer Strukturen fördert (2, 5-6), sondern zudem die Idee von *empowerment* ihres politischen Gehalts beraubt und finanzielle Teilhabe am Markt zur Generallösung z.B. für die Beseitigung von Armut erhebt – ein Blickwinkel, der sich vor allem hinsichtlich des Lebensalltag von Frauen des globalen Südens als unrealistisch und ignorant erweist (4-7). Die vorliegende Arbeit vertritt eine ebenso kritische Grundhaltung einem neoliberalen Feminismus gegenüber.

⁵ Zwei Beispiele für solche Projekte sind Pink Stinks, das sich gegen die „Pinkifizierung“ der Mädchenkultur richtet, sowie die Twitter-Aktion #daskaufichnicht, unter der Konsument gegen genderspezifisches Marketing protestieren.

männlich konnotierten Position der philosophischen Vernunft und ihrem weiblich assoziierten unvernünftigen Gegenüber“ (104) hervorgeht.⁶

Bereits im (Spät-) Mittelalter begann man, sich mit den logistischen Fragen des woher und wohins des Wahnsinns zu beschäftigen. Während religiöse Verzückung als göttliche Eingebung oder Dämonenbesessenheit verstanden werden konnte (Brückner 30-31), wurden Geisteskrankheiten zumeist als „Krankheiten des Kopfes“ beschrieben und, soweit die Erkrankten sich dies leisten konnten, von Medizинern behandelt. Einige christliche Spitäler begannen, Abteilungen für geistig Verwirrte einzurichten (Brückner 21), doch zumeist oblag die Pflege der Familie. Dies bedeutete allerdings nicht automatisch eine problemlose Integration von geistig Kranken in den gesellschaftlichen Alltag:

Waren die Betroffenen nicht mehr zu halten, wurden sie zu Hause in Holzkäfige gesperrt [...] Allerdings ist das mittelalterliche Spektrum der Haltung gegenüber Außenseitern und Wahnsinnigen ausgesprochen breit. [...] Die Wege in die Integration oder die Ausgrenzung hingen wesentlich von dem sozialen Stand der Person ab, ihren finanziellen Möglichkeiten, dem familiären Netzwerk, dem Grad der Beeinträchtigung und dem Einfluß der kirchlichen, volksmedizinischen oder schulmedizinischen Deutung. (Brückner 34, 35-36)

Im Laufe der zunehmenden Modernisierung und schließlich Industrialisierung wurde die „Irrenfrage“, d.h. die Problematisierung von Unterbringung und Behandlung von psychisch Kranken seit der Aufklärung zu einem zentralem Thema von Politik,

⁶ Schlichter weist darauf hin, dass sich Geschlechterrollen in der Antike allerdings nach dem sozialen Stand, nicht nach biologischen Merkmalen richteten (107). Nichtsdestotrotz werden Frauen in den herrschenden Schichten zur Gruppe der „Weniger-Vernünftigen“ gezählt (110).

Gesetzgebung und Wissenschaft. Insofern hat Foucault nicht Unrecht, wenn er behauptet, dass der systematische Ausschluss von Wahnsinn im Wesentlichen ein Merkmal aufgeklärt-rationalistischer Gesellschaften ist.⁷ Allerdings ist der psychiatrische Apparat bei weitem nicht so totalitär und autonom in seinem Wirken, wie Foucault ihn darstellt, da er in ein gesellschaftliches Geflecht von Rechten, Pflichten und medialer Reflektion eingebunden ist. In diesem Zusammenhang wurde und wird Foucaults Untersuchung hinsichtlich ihres ahistorischen bzw. verallgemeinernden, die Zustände in Frankreich auf den Rest Europas beziehendes Verfahren kritisiert.⁸ Dennoch pflichtet ihm die Forschung bei, dass die größte Veränderung in der Wahrnehmung von Wahnsinn ihren Ausgang in der Aufklärung hat.

Dieser Umschwung wiederum fällt mit dem von Thomas Laqueur definiertem Genderwandel vom sogenannten *one-sex* zum *two-sex-model* zusammen. Nach Laqueur gab es bis in die Zeit der Aufklärung hinein ein einzelnes Spektrum genderspezifischer Verhaltensweisen. Frauen und Männer konnten sich nach diesem Verhaltensindex in ihrer Charakterentwicklung zwischen „männlich“ und „weiblich“ an den entgegengesetzten Enden des Spektrums relativ problemlos in beide Richtungen bewegen, ohne zwangsläufig für anstößig gehalten zu werden. Um 1800 herum kristallisierten sich hingegen zwei Spektren und Normgruppen für „traditionell“ weibliche und männliche Eigenschaften heraus (4-18, 207). Obwohl das Verständnis von Weiblichkeit und Männlichkeit dem Wandel der Zeit unterliegt, hat sich die symbolische

⁷ Siehe das zweite Kapitel in *Madness and Civilization* – „The Great Confinement“ (38-64).

⁸ Jaques Derrida, Philosoph und Begründer der Dekonstruktion, wies auch darauf hin, dass die Geschichte des Wahnsinns, sei ihre Intention auch die Aufdeckung von Macht- und Konstruktionsmechanismen, immer nur wieder in der von Foucault kritisierten Kultursprache wiedergegeben werden könne (33-37). – Einem ähnlichen Problem sieht sich die feministische Literaturkritik gegenüber, wenn sie versucht, durch sprachliche Praktiken der Formulierung einer weiblichen Subjektpositionierung näher zu kommen.

Vormachtstellung von Gendernormen auch im 21. Jahrhundert nicht in dem Maße verändert, als dass dem Überschreiten oder Durchbrechen ihrer nicht immer noch mit Ablehnung oder Hass – oder dem Verdacht geistiger Abnormalität – begegnet wird.

Eine striktere Trennung zwischen Mann und Frau erlaubte seit dem 18., vor allem aber im 19. Jahrhundert eine zunehmende Pathologisierung des weiblichen Körpers sowie der weiblichen Psyche, worauf im ersten Kapitel näher eingegangen wird. An dieser Stelle sei nur kurz erwähnt, dass die Psychoanalyse nach Sigmund Freud zum einen zwar das Vorurteil anging, welches Frauen, vor allem die an der Hysterie erkrankten, psychisch und physisch in jeglicher Hinsicht unbelastbar und auch von geringerer Intelligenz seien. Auf der anderen Seite verkomplizierte der Wiener Neurologe und Schriftsteller das öffentliche Bild der weiblichen Sexualität, welche ihm im Vergleich zur männlichen Sexualität defizitär und unergründlich erschien.

Misst man Freuds Werk vor allem in der Literaturwissenschaft immer noch große Bedeutung zu, so wurden seine Methoden bereits zu Lebzeiten für unwissenschaftlich erklärt (Kauders 27-30). Noch heftigerer Kritik sieht sich allerdings die Institution der Psychiatrie durch die in den 1960er Jahren einsetzende Psychiatriekritik gegenüber, die Diagnosemethoden und Unterbringungsweisen zum Thema soziologischer Forschungen machen, so zum Beispiel in dem bereits erwähnten Standardwerk *Wahnsinn und Gesellschaft*. Ein anderer berühmter Titel ist, wie im zweiten Kapitel etwas näher dargelegt wird, Thomas Scheffs *Being Mentally Ill* (1966), in welchem die Übertragung eines überkulturell agierenden medizinischen Modells auf das linguistisch und soziokulturell spezifische Wissensfeld gesellschaftlicher (A-) Normalität zwecks medizinischer Diagnostik angezweifelt wird. Auch heutzutage wenden sich Publikationen

in Print und Internetmedien regelmäßig gegen psychiatrische Gebräuche, während sich Ärzte und Betroffene gleichermaßen ebenso für eine Entstigmatisierung psychischer Krankheiten einsetzen.

Weiblicher Wahnsinn: Eine Frage von Gender und Sprache

Die Betrachtung weiblichen Wahnsinns in deutschsprachigen Texten in dieser Arbeit basiert auf der Annahme, dass geistige Störungen bzw. als abweichend eingestuftes Verhalten bei Frauen und Männern in der Gesellschaft unterschiedlich bewertet und folglich auch in der Literatur unterschiedlich dargestellt werden (Möller-Leimkühler 470-484).⁹ Das Besondere am „literarischen“ Wahnsinn ist, dass in ihm die unterschiedlichen Konnotationen von Wahnsinn, wie sie in unserer Gesellschaft existieren – Wahnsinn als klinische Diagnose, als umgangssprachliche Metapher, als genderspezifisches Stereotyp sowie als philosophisches und linguistisches Theorem – zusammenfließen und nicht immer klar voneinander zu trennen sind.

Während männliche Protagonisten (und Autoren) durchaus auch unter psychischen Krankheiten und inneren Konflikten leiden und sich mit gesellschaftlichem Ausschluss konfrontiert sehen, verlieren sie jedoch weitaus seltener ihre Glaubwürdigkeit und Handlungskraft. Mehr noch, oft als Genie begriffen, verkörpert der männliche wahnsinnige Protagonist oft überindividuelle Leiden der (deutschen) Gesellschaft oder der Menschheit im Allgemeinen.¹⁰ Während verrückte Protagonisten in der literarischen Welt überwiegend mit Menschsein bzw. überindividuellem menschlichem Leiden gleichgesetzt werden, fungiert die verrückte Protagonistin – sowohl in Texten von

⁹ Vgl. Barmer GEK Arzneimittelreport 2012: „Frauen werden eher mit psychisch bedingten Krankheiten und Belastungen assoziiert, Männer mit somatisch bedingten Erkrankungen.“

¹⁰ Siehe S. 318 dieser Arbeit.

Schriftstellern als auch Schriftstellerinnen – als Sprachrohr einer geschlechtsspezifischen Konstellation. Von Schriftstellern und Wissenschaftlern allzu oft als Beweis der Unzulänglichkeiten des weiblichen Geschlechts angeführt, repräsentieren verrückte Protagonistinnen in den hier untersuchten Texten von Schriftstellerinnen die Frage der Lokalität von Weiblichkeit und Wahnsinn innerhalb der kulturellen bzw. gesellschaftlichen Sphäre aus emanzipatorischer Sichtweise. Wenn Weiblichkeit, definiert als binäre Opposition zum Männlichen – oder, nach Luce Irigaray, als das, was sich im patriarchalisch ausgerichteten logozentrischen Werte- und Denksystem der westlichen Welt gar nicht darstellen lässt – stets als das schon immer der Irrationalität nahe oder Anverwandte begriffen wird, hat dies unausweichliche Konsequenzen für das individuelle Identitätsverständnis. Die klischeehafte Annahme, dass Mädchen und Frauen im täglichen Denken und Handeln vor allem emotional gesteuert sind, sowie die Verinnerlichung dieser Annahme sind dabei nur der Beginn.

In der Tat muss an die in dieser Arbeit untersuchten Texte die Frage gestellt werden, inwieweit Repräsentationen weiblichen Wahnsinns nicht nur sozialkritische Anliegen beinhalten, sondern auch die Internalisierung bestimmter, das Weibliche betreffende Thesen – entweder im Sinne eines unausweichlichen Schicksals oder als Aneignungsstrategie, mit derer weiblicher Wahnsinn zu einem Refugium wird. Ist es möglich, aus der Position des Wahnsinns heraus neue Aspekte weiblicher Subjektpositionen zu formulieren, um auf diese Weise diskriminierende Strukturen aufzubrechen oder konsolidiert die verrückte Frau in Literatur und Kunst jene genderspezifischen Normen, welche es ursprünglich zu überwinden galt?

Während ich diese Frage im letzten Kapitel mit einem „sowohl als auch“ beantworte, ist allen in dieser Arbeit untersuchten Texte gemein, dass literarische Darstellungen von Wahnsinn den Konstruktionscharakter von Weiblichkeit und Männlichkeit betonen. Auf der einen Seite werden die Verhaltensweisen der Protagonistinnen anders, nämlich im Kontext der Annahme einer biologischen Prädisposition für Stimmungsschwankungen, höhere Empfindsamkeit und Irrationalität bewertet. Auf der anderen Seite lösen genderspezifische Konformitätszwänge stressbedingte Reaktionen in den Protagonistinnen aus, welche von der Umwelt (teils auch von den Frauen selbst) unter der Prämisse von Weiblichkeitsstereotypen interpretiert werden. Weiblicher Wahnsinn ist demzufolge die Reaktion eines vielschichtigen Individuums, das an den simplifizierenden, repressiven Strukturen der westlichen Welt erkrankt; diese Strukturen können misogynen, rassistischer oder auch klassenfeindlicher Natur sein. Sowohl die medizinischen Diagnosen und ärztlichen Behandlungen, als auch die gesellschaftlichen Ansichten hinsichtlich der als psychisch krank betrachteten Protagonistinnen spiegeln folgerichtig solche einschränkenden Personenbilder wider, denen die Frauen nicht entsprechen können bzw. wollen.

Bezüglich der Definition von weiblichem Wahnsinn als Resultat eines Konfliktes zwischen Individuum und Gesellschaft lässt sich eine grobe Entwicklung innerhalb der hier analysierten Texte ausmachen. Im ersten Kapitel widme ich mich Gabriele Reuters Roman *Aus guter Familie* (1895) und Hedwig Dohms Novelle *Werde, die du bist* (1894). In diesen Texten gestaltet sich weiblicher Wahnsinn als Ergebnis extrem einschränkender Rollenvorstellungen sowie dem gesellschaftlichen Urteil bezüglich der „Unfähigkeit“ (oder dem Unwillen) der Protagonistinnen, sich dem Wilhelminischen Frauenideal

anzupassen. Obgleich diese Konstellation in späteren Jahrzehnten keine völlig andere ist, so tritt in den Werken der zweiten deutschen Frauenbewegung, zum Beispiel in Ingeborg Bachmanns *Der Fall Franza* (1966/1978) oder Elfriede Jelineks *Die Klavierspielerin* (1983) die Betonung des Geschlechterkampfes zwischen Mann und Frau sowie umseitige Unterdrückung der Frau in allen Bereichen der Gesellschaft – in diesem Fall vor dem Hintergrund kolonialistischer und kapitalistischer Strukturen.¹¹ Die Protagonistin in Charlotte Roches Roman *Schoßgebete* (2011), den ich im vierten Kapitel untersuche, sieht sich hingegen nicht nur mit anhaltenden Genderstereotypen, sondern auch mit neoliberalen Leistungsanforderungen konfrontiert. Die emanzipatorischen Errungenschaften des vorangegangenen Jahrhunderts werden nun, zusammen mit kapitalistischen Leistungsansprüchen von der Protagonistin eingefordert. In einer Welt, in der (weiße) Frauen angeblich alles haben können, wird Können oft zu Müssen – und ein Nichtkönnen zum Versagen. Wesentlich stärker als noch in den Werken Reuters und Dohms wird der Begriff in kontemporären Romanen wie dem von Roche das Identitätsverständnis von Frauen durch die Maxime der Eigenverantwortlichkeit gelenkt. Das Wohl, um nicht zu sagen die Optimierung von Körper und Psyche wird in die Hände der Frauen gelegt, so dass ein Nichterreichen von Zielen, aber auch psychische Probleme als eigene Schuld begriffen und komplexe gesellschaftliche Zusammenhänge und Mechanismen, welche weiterhin eine Benachteiligungen (oder sexuelle Objektifizierung) von Frauen in vielen Lebensbereichen nach sich ziehen, mitunter ausgeblendet werden.

Da Wahnsinn als Störung rationaler bzw. logischer Gedankengänge sowie der Reizverarbeitung verstanden wird und damit vor allem ein sprachliches Phänomen ist,

¹¹ Wie in meinen Analysen ersichtlich wird, sind die Geschlechterrollen in den Texten Bachmanns und Jelineks weitaus weniger gynozentrisch gestaltet, als man auf den ersten Blick annehmen möchte. Siehe Kapitel 3 und 4 dieser Arbeit.

behandeln textuelle Darstellungen von Wahnsinn auch die Frage nach Identität und Recht auf Anerkennung auf der symbolischen Ebene sowie der diskursiven Sphäre, innerhalb derer Bedeutung geschaffen und reiteriert wird. Damit eröffnet vor allem Literatur einen potentiell fruchtbaren Raum für die Erprobung neuer Ausdrucksformen unterdrückter oder benachteiligter Menschengruppen jenseits der festgefahrenen psycho-linguistischen Machstrukturen. Vor allem im Zusammenhang mit weiblichem Wahnsinn ist es entscheidend, die Bedeutung der Sprache als identitätsschaffendes Instrument in die Analyse miteinzubeziehen, um die persönliche Vielfalt der Protagonistinnen nicht auszublenden und, wie im folgenden Abschnitt gezeigt wird, der Gefahr eines essentialistischen Blicks auf „die Frau“ zu erliegen.

Critical Madness Theorien

Die diversen Theorien und Untersuchungen, die sich mit weiblichem Wahnsinn auseinandersetzen, lassen sich im Wesentlichen in zwei Kategorien einteilen. Zum einen gibt es Ansätze, die nicht nur Kritik ausüben, sondern auch eine Aneignung und Umdeutung der Darstellung des Wahnsinns anstreben. Annette Schlichter bezeichnet dies als Autorisierungsstrategie (Schlichter 24-28). Mit der Verbreitung des französischen feministischen Poststrukturalismus entstehen wiederum Theorien, denen an einer Dekonstruktion weiblichen Wahnsinns, d.h. seiner sozialen und sprachlichen Zergliederung, gelegen ist, auch wenn die Repräsentation weiblichen Wahnsinns nicht von vornherein abgelehnt wird. Luce Irigarays Arbeiten sind hierfür eines der wichtigsten Beispiele. Einige wenige Studien, wie zum Beispiel *The Madwoman Can't Speak* (1998) von Marta Caminero-Santangelo, vertreten aber auch die grundlegende Position, dass kulturelle Darstellungen von verrückten Frauen der Subjektpositionen

realer Frauen immer nur zum Nachteil gereichen kann. Laut Caminero-Santangelo resultiert die Inanspruchnahme weiblichen Wahnsinns in der Bestätigung der stereotypen Betrachtung von Weiblichkeit und sollte daher durch eine Ablehnung des Wahnsinns ersetzt werden (1-2, 180-182).

Zwei der bedeutendsten Untersuchungen innerhalb der Critical Madness Theorie sind *Women and Madness* (1972) von Phyllis Chesler und *The Female Malady: Women, Madness, and English Culture, 1830-1980* (1987) von Elaine Showalter. Beide Publikationen verfolgen einen sozial-kulturellen bzw. sozial-historischen Ansatz, und die Vorgehensweise beider Autorinnen wurde des Öfteren als romantisierend im Sinne einer unhinterfragten Autorisierung der weiblichen Wahnsinnigen verstanden und kritisiert.¹² In Cheslers Studie wurden zum ersten Mal nicht nur Statistiken herangezogen, um zu zeigen, dass in den USA stets mehr Frauen als Männer in psychiatrische Anstalten eingewiesen wurden. Auch lässt die Autorin als für verrückt erachtete Frauen in Interviews selbst zu Wort kommen, um ihre Grundthese zu unterstützen, dass weiblicher Wahnsinn in erster Linie eine Frage der sozialen Rolle, also der Performanz sowie ihrer Bewertung innerhalb der Gesellschaft sei. So führen laut Chesler die patriarchalischen Strukturen mit ihren für Frauen stark einschränkenden akzeptierten Verhaltensnormen zwangsläufig in die geistige Zerrüttung. Ähnlich argumentiert Elaine Showalter, die weiblichen Wahnsinn als Konsequenz der sozialen, auf Frauen ausgerichteten Normen

¹² In ihrem Aufsatz „Women and Madness: The Critical Phallacy“ weist Shoshana Felman darauf hin, dass Chesler sich gegen diese Lesart ihrer Studie gewehrt hat (21). – Ein extremeres Beispiel in diesem Zusammenhang ist *Women's Madness – Misogyny or Mental Illness?* (1992) von Jane Ussher. Da es der Autorin ganz offensichtlich darum geht, die traumatisierende Vergangenheit mit ihrer psychisch kranken Mutter aufzuarbeiten, erhält die Studie den Charakter eines sehr privaten, radikal-feministischen Pamphlets, welches ahistorische Parallelen in der Unterdrückung von Frauen durch die Geschichte westlicher Kulturen hindurch konstruiert.

versteht und eine direkte, historisch und sozial eher undifferenzierte Verbindung zwischen dem Hysteriediskurs der Viktorianischen Ära und der Depressionsepidemie des 20. Jahrhunderts zieht. Ein medizinisches Erklärungsmodell für psychische Krankheiten weist Showalter, anders als Chesler, konsequent zurück. Kritisch äußert sich Annette Schlichter zu beiden Untersuchungen:

Im Rahmen dieser Strategie werden weder das Konstruktionspotential der Aussagen der Betroffenen noch die Wirkungen der von den Theoretikerinnen selbst erzeugten Repräsentationen berücksichtigt. Diese Ambivalenz des Repräsentationskonzeptes bildet einen blinden Fleck in der Theoretisierung weiblichen Wahnsinns, der einige für die feministische Theorie symptomatische Unstimmigkeiten produziert. (73)

Schlichter fährt fort: „[Die Theoretikerinnen] praktizieren eine zirkuläre Lesart, in der die Annahme einer übergreifenden weiblichen Opfersituation einerseits Voraussetzung der Lektüre ist und andererseits in den Textinterpretationen reproduziert wird“ (75).

Einen linguistisch-philosophischen Ansatz verfolgen die Vertreterinnen des französischen feministischen Poststrukturalismus, innerhalb dessen Wahnsinn bzw. die Position des Anderen als Sphäre des Weiblichen und als Ausgangspunkt für die Formulierung neuer (pluraler) Subjektentwürfe ausgelegt wird. Luce Irigaray, Monique Wittig oder Hélène Cixous gehen von der Konstruktion des Konzeptes „Frau“ als einem Produkt männlichen, aufklärerischen bzw. humanistischen Denkens aus – als einem Resultat von Phallozentrismus und Logozentrismus (Weedon 60-70; Felman, *Woman* 22-24). Das Ziel ihrer Theorien, die, an sich recht verschieden, alle in der Psychoanalyse beheimatet sind, liegt darin, in einer neuen Schrift oder Form des Schreibens – *écriture*

féminine – und Sprechens das „wahre“, unverfälschte Weibliche aufzudecken. Da die westlichen, logo- und phallozentrisch geprägten Sprachen jedoch keinen originär weiblichen Ausdruck ermöglichen, bedient sich Luce Irigaray zum Beispiel einer der Hysterie entlehnten mimetischen Praxis. Diese soll die Möglichkeit eröffnen, in der Nachahmung, d.h. kritischen Parodie von Weiblichkeit Räume für subversive Auf- und Umbrüche zu schaffen:

Die ‚vernünftigen‘ Worte – über die sie [P.V.: die Frau] übrigens nur durch Mimesis verfügt – sind außerstande zu übersetzen, was in den kryptischen Bahnen der Hysterie als Leiden oder als Latenz pulsiert, schreit oder unklar in der Schweben bleibt. [...] Dann gilt es, den Sinn radikal zu erschüttern und die Krisen, die ihr ‚Körper‘ in seiner Unfähigkeit, zu sagen, was ihn schüttelt, durchmachen muß, in ihn zu übertragen, zu reimportieren. (Irigaray, *Speculum* 180-181)

Da sich Irigaray der Grenzen eines hysterischen Sprechens bewusst ist, steht hinter der Mimesis das Ziel der Neubesetzung der Leerstelle „Frau“. Daher imaginiert Irigaray weibliche Subjektivität als Pluralität, „eine ‚flüssige‘ Subjektivität, die sich auf sich selbst bezieht, ohne sich vom Anderen abzugrenzen“ (Lindhoff 135). Das weibliche Subjekt, mit sich selbst nicht eins, wird dabei in Irigarays Arbeiten durch das Bild der (Scham-)Lippen dargestellt, welche einen parodistischen Gegenentwurf zum Phallus darstellen.¹³

¹³ In dem Essay „Wenn unsere Lippen sich sprechen“ versinnbildlicht Irigaray die Vielheit weiblicher Subjektivität anhand der Anatomie der Schamlippen, welche zwei Körperteile ausmachen, die gleichzeitig jedoch eine (gleichberechtigte) Einheit bilden. Irigaray will auf diese Weise gegen kulturelle Dichotomien – Mann/Frau, Jungfrau/Nicht-Jungfrau, Reinheit/Erfahrung bzw. Verdorbenheit – sowie die daraus resultierenden Machtstrukturen anschreiben: „Weder Eine noch Zwei. [...] Überlassen wir ihnen das Eine: Privileg, Herrschaft, Solipsismus des Einen [...]. Und diese merkwürdige Aufteilung ihrer Paare, wo das Andere das Abbild des Einen ist. Nur Abbild“ (Irigaray, *Geschlecht* 213).

Zwischen sozialhistorischen und dekonstruktivistischen Ansätzen ist ein anderes großes Werk der Critical Madness Theorie anzusiedeln. Sandra Gilbert und Susan Gubar veröffentlichten 1979 die mittlerweile zum Klassiker avancierte Studie *The Madwoman in the Attic*, die das Thema Wahnsinn vom Standpunkt der Autorinnenschaft und literarischer Repräsentanz angeht. Durch eine Neuinterpretation der Werke der Brontë Schwestern, Emily Dickinson oder Jane Austen beleuchten Gilbert und Gubar nicht nur den Kampf der Schriftstellerinnen um Anerkennung und gegen das Stigma der schreibenden Frau im neunzehnten Jahrhundert, die sich durch Tätigkeit durchaus gesellschaftlicher Ächtung aussetzte. Um der ewigen Wiederholung männlich definierter Frauenbilder zu entgehen und dem Konservierungsdrang des Weiblichen durch männliche Autoren ein Ende zu bereiten, müssen, so Gilbert und Gubar, traditionelle Figurationen des Weiblichen kritisch hinterfragt und „getötet“ werden. Nur durch die Abschaffung oder die Zurückweisung der Heiligen, des Engels, als auch des Monsters bzw. der Wahnsinnigen besteht die Aussicht auf ein neues, autonomes Frauenbild in der Kunst und damit auch in der Gesellschaft (Gilbert/Gubar 17).

Allen diesen Theorien und Analysen gemein ist die Gefahr einer Verallgemeinerung der Lebensumstände von Frauen, ungeachtet ihrer sozialen oder ethnischen Herkunft sowie anderer Faktoren wie Genderidentität oder religiöser Zugehörigkeit. Das Bedürfnis, eine weibliche Ästhetik zu definieren, zeichnet sich darüber hinaus auch durch eine bewusste Aufwertung der Geschlechterdifferenz aus, die das Weibliche über das als zerstörerisch oder logozentrisch begrenzte Männliche stellt und so mitunter eine neue Form der Verabsolutierung durch die Definition eines „wahren“ Weiblichen hervorbringt. Hinzu kommt, dass jene Theorien der Critical

Madness, die entscheidend auf die Entwicklung der Literaturkritik im anglo-amerikanischen, französischen und auch deutschen Forschungsbereich eingewirkt haben, von weißen Frauen über weiße Frauen verfasst wurden – eine Tatsache, die sich auf die Anfänge feministischer Bewegungen im Allgemeinen bezieht.

In diesem Kontext ist auch die Buchserie *WahnsinnsFrauen* zu sehen, deren drei Bände zwischen 1992 und 1999 von Luise Pusch und Sybille Duda veröffentlicht wurden. Jeder Band besteht aus einer Sammlung von Profilen von Schriftstellerinnen, Wissenschaftlerinnen oder auch Schauspielerinnen, darunter etliche Portraits deutscher Frauen, wie zum Beispiel Nelly Sachs, Irmgard Keun oder Unica Zürn. Während ich dem Grundtenor dieser Profilsammlung zustimme – deviantes Verhalten von Frauen wird schnell in Verbindung mit Geisteskrankheiten gebracht, einschränkende Gendernormen machen krank – halte ich die Kontextualisierung der verrückten Frau für problematisch. Die hysterische Frau wird als Gegenpol zum genialen, männlichen Wahnsinnigen stilisiert und erhält, den Herausgeberinnen nach, volle Kontrolle über ihre Symptome und Ausbrüche (Duda/Pusch 8). Wenn dann noch essgestörte Frauen in den Kreis kreativer Widerständiger aufgenommen werden, zeigt sich, dass Duda und Pusch nicht die nötige Unterscheidung zwischen dem Alltagsleiden psychisch kranker Frauen und der literarischen Behandlung von *madwomen* unternehmen (ebd.). Weiblicher Wahnsinn wird nicht kritisch hinterfragt, sondern als künstlerischer, befreiender Zustand beschrieben: „Frauen können sich in den Wahnsinn retten, wenn sie die Spannung nicht mehr ausgleichen können, die zwischen ihrer verinnerlichten Frauenrolle und dem Heraustreten aus ihr entsteht“ (Duda/Pusch 9). Die unterschiedlichen Frauen in

WahnsinnsFrauen werden daher lediglich in ihrer Rolle als Gesellschaftsopfer dargestellt.

Dass die Behandlung weiblichen Wahnsinns in der Vergangenheit oft eine stark essentialistische Richtung aufwies, spricht Critical Madness Studien jedoch nicht das produktive Potential ab. Vor allem mit Blick auf die Betonung von Pluralität bzw. subjektiver Vielheit sowie der Störung von Symbolgehalten bieten literarische Repräsentationen des Wahnsinns zumindest in der Theorie die Chance, festgefahrene Strukturen zu parodieren, zu kritisieren und womöglich auch aufzubrechen. Eine Untersuchung von Machtstrukturen sowie der Konstruktion von Bedeutung erlaubt daher in besonderem Maße die Integration der Erfahrung von Frauen mit diversen ethnischen Hintergründen. Im dritten Kapitel dieser Arbeit verdeutlichen zum Beispiel May Ayims Gedichte, wie das Spiel mit der deutschen Sprache, das Verschieben von Sinneinheiten – „verrücktes“ Sprechen – gegenläufige Sprachbilder produzieren, die tradierte und engfasste kulturelle Paradigmen ihrer Sicherheit entziehen.¹⁴ Ein weiteres Anliegen dieser Arbeit ist es allerdings auch zu zeigen, dass die Gefahr der Stigmatisierung für Women of Color hinsichtlich eines als „abweichend“ verstandenen Verhaltens wesentlich größer ist. Darüber hinaus sind Ausländer in Deutschland sowie Deutsche mit multikulturellen Wurzeln auf Grund mangelnder Integrierung – oder unverhohlenem Rassismus – besonders gefährdet, psychische Leiden zu entwickeln. Im Rahmen literarischer Arbeiten kommen diese Identitätskonflikte dann zum Vorschein, wie im dritten Kapitel anhand der Texte von Mariella Mehr und May Ayim zu sehen ist.

¹⁴ Studien zum Thema *non-white madness* liegen überwiegend für den anglo-amerikanischen Sprachraum vor. In ihrer Analyse *Mad Intertextuality: Madness in Twentieth-Century Women's Writing* (1993) widmet Monika Kaup ein Kapitel dem *black madness*, bezieht sich aber nur auf Texte von Afro-Amerikanerinnen und schwarzen Britinnen (207-231).

Einen ausgewogenen Blick auf literarische Darstellungen weiblichen Wahnsinns im 18. und 19. Jahrhundert bietet Claudia Hauser in ihrer Untersuchung *Politiken des Wahnsinns* (2007) an. Anhand von Texten, die zwischen Spätaufklärung und Fin de siècle veröffentlicht wurde, verfolgt Hauser, wie sich weiblicher Wahnsinn über die Zeitspanne eines Jahrhunderts zu einem politischen Motiv entwickelt hat. Als ein Hauptmerkmal dieser Entwicklung nennt Hauser „[den] Wandel von der moralischen Befrachtung zur Politisierung des Wahnsinnstopos, insbesondere seine Funktionalisierung zur Kritik an der Beschränkung und Repression der Frau“ (Hauser 359).¹⁵ Dabei bewertet Hauser weiblichen Wahnsinn aber nicht als einen per se emanzipierenden Zustand, sondern betrachtet die Protagonistinnen und ihr Leiden kritisch:

Die Entwicklung einer ‚Protestmetapher weiblicher Wahnsinn‘ im Verlauf des fortgeschrittenen 19. Jahrhunderts ist nicht zuletzt als Ausdruck der Bemühungen von Autorinnen um Handlungsfähigkeit zu lesen, also als Form von *agency* zu bewerten. Weiblicher Wahnsinn wird in den Texten aber selbst kaum als probates Mittel des Widerstandes gestaltet. Wahnsinn erscheint vielmehr als Mangel an alternativen Handlungsmöglichkeiten und Ausdruck einer weiblichen Opferrolle. An ihr tragen die Figuren allerdings ihren Anteil: Die Protagonistinnen sind in den Mechanismus der Verbildung verstrickt. (Hauser 361)

Ebenso habe ich es mir zur Aufgabe gemacht, Darstellungen weiblichen Wahnsinns in seinen weiterhin bestehenden Nutzen für die feministische Literaturkritik darzulegen,

¹⁵ In den im 18. Jahrhundert publizierten Texten erfüllt weiblicher Wahnsinn die Funktion einer „Apologie der Frau, funktioniert als Aussteller von Unschuld oder zielt auf eine Entschuldung“ (Hauser 359).

ohne jedoch Widersprüche in den Texten sowie daraus folgende ambivalente Aussagen auf der Ebene des Textinterpretation zu ignorieren.

In diesem Sinne plädiert die vorliegende Arbeit für eine Erneuerung von Critical Madness Studien in der deutschen Kultur- und Literaturwissenschaft. Als eine Bruchstelle, an der sich eine eindeutige Zuweisung von Bedeutung verschließt, bietet Wahnsinn einen Raum für Kritik an sozialen, linguistischen und philosophischen Maximen. In gleichem Maße jedoch, wie die Auseinandersetzung mit weiblichem Wahnsinn die Durchbrechung von alten und die Theoretisierung von neuen Subjektpositionen des Weiblichen ermöglichen kann, muss die Gefahr einer ideologischen Selbsteinschränkung zur Sprache gebracht werden. Ob die Manifestationen des Wahnsinns subversives Potential entwickeln oder einen unentrinnbaren Teufelskreis bzw. eine Sackgasse darstellen, muss daher für jeden Text neu verhandelt werden – unter der Annahme, dass eine klare Antwort nicht immer gegeben werden kann. Doch gerade dieses Spannungsfeld aus Weiblichkeit, Wahnsinn, Protest und Reiteration patriarchaler Diskurse kann sich als fruchtbarer Diskussionsraum erweisen.

Theoretischer Ansatz

Da das Zusammentreffen von Weiblichkeit und Wahnsinn wie eingangs erklärt ein interdisziplinäres Feld eröffnet, besteht der theoretische Ansatz dieser Arbeit in einer Kombination aus Michel Foucaults Diskursanalyse, seinem Verständnis von Macht sowie Judith Butlers Konzept der Performativität von Gender und die sich daran anschließenden Überlegungen zur Konstruktion des Identitätsbegriffes.

Ein Diskurs ist, nach Foucault, die Gesamtheit aller Aussagen über ein öffentliches, also politisches Thema. Innerhalb dieses Informations- und

Wissenskomplexes ergibt sich ein Machtgefüge zwischen zwei (oder mehreren) Parteien. Auf der einen Seite stehen diejenigen, deren Meinung bezüglich des Themas eine Vorrangstellung genießen – die also den Diskurs im Wesentlichen beeinflussen. Ihnen gegenüber befinden sich jene Menschengruppen, deren argumentative Position als zweitrangig angesehen wird und die sich entweder gegen die vorherrschenden Meinungsführer stellen, oder aber Unterdrückte des Diskurses und damit oft (nahezu) stumm und machtlos sind. Im Diskurs fallen Macht und Wissen ineinander, doch erschafft bzw. reguliert und bestätigt ein Diskurs nicht nur Wissensinhalte, sondern reguliert auch Ansehen, Status und Verhalten derjenigen, die mit ihm verflochten sind. Wichtig dabei ist, dass, so Foucault, die Machtverhältnisse innerhalb eines Diskurses nie festgeschrieben sind. In *The History of Sexuality: An Introduction* weist Michel Foucault darauf hin, dass jeder Diskurs einen Gegendiskurs ins Leben ruft. Und obwohl im Diskurs Macht und Wissen zusammenfließen, sind die Kräfteverhältnisse weder zwischen den Diskursen, noch innerhalb eines Diskurses unwiederruflich festgeschrieben (Foucault, *Sexuality* 100). Macht im Foucault'schen Sinne ist daher nichts, dass man unwiderruflich besitzt, sondern sich zeit- und kontextspezifisch wandeln kann. Über die Dynamik von Diskurs und Gegendiskurs sagt Foucault:

There is no question that the appearance in nineteenth-century psychiatry, juris-prudence, and literature of a whole series of discourses on the species and sub-species of homosexuality, inversion, pederasty, and 'psychic hermaphroditism' made possible a strong advance of social controls into this area of 'perversity'; but it also made possible the formation of a 'reverse' discourse: homosexuality began to speak in its own behalf, to

demand that its legitimacy or 'naturalness' be acknowledged, often in the same vocabulary, using the same categories by which it was medically disqualified. (*Sexuality* 101)

Innerhalb des Wahnsinns-Diskurses entwickeln sich widerständige Kräfte dadurch, dass durch Augenzeugenberichte bzw. autobiographische Fiktion oder antipsychiatrische Berichte auch den Leidenden eine Stimme gegeben wird. Und nur durch die (negativ besetzte) Anerkennung des Wahnsinns innerhalb eines Diskurses eröffnet sich die Möglichkeit der Gegenrede und des Protestes. Des Weiteren führt Foucault die Zeitbezogenheit eines Diskurses an. Der dekonstruktivistischen Tradition verhaftet macht er es zur Prämisse, Konzepte wie Geschichte und Tradition als das zu entlarven, was sie für ihn darstellen, nämlich künstlich erschaffene Kontinuität, die einen allgemeinen Anspruch auf Faktizität erhebt (*Archeology* 21-23). Auf diese Art und Weise fokussiert Foucault den Blick auf die Dynamik eines Diskurses aus dem Moment heraus, um daran zu erinnern, dass jede Äußerung, jede „Tatsache“ und jede Handlung nur im Kontext des Diskurses (oder verschiedener Diskurse) eine Bedeutung, und zwar eine historisch gebundene, erhält. Daraus folgernd bedeutet das, dass für jeden in dieser Arbeit untersuchten Text der Diskurs des Wahnsinns neu bestimmt werden bzw. aus der Zeit heraus betrachtet werden muss. Nur so wird die Wandlung dieses Themenkomplexes und auch die graduelle Veränderung der mit ihm verwobenen anderen großen Diskurse der westlichen Welt – Religion, Sexualität, Philosophie etc. – deutlich. Auch hinsichtlich der Tatsache, dass Wahnsinn der Bedeutung nach nicht durch eine einzige Theorie zu fassen ist, bietet die Diskursanalyse eine flexible Methodologie, um medizinische, linguistische,

soziale, philosophische und literarische Ausformungen von Wahnsinn kontextgerecht zu beleuchten.

Mit der Diskursanalyse verwandt ist die Methode des New Historicism, dessen Anhänger in etlichen Punkten von den Schriften Michel Foucaults beeinflusst wurden, so zum Beispiel hinsichtlich der Idee, dass Geschichte ein Konstrukt und keine festgeschriebene Entität ist. Der New Historicism wurde im Wesentlichen durch Stephen Greenblatt und seine Schriften rund um die Idee der *cultural poetics* begründet und ist darum bemüht, ein Werk aus seinem historischen Kontext heraus und durch die in das Werk einfließenden Diskurse zu verstehen.¹⁶ Im Umkehrschluss wird so auch ein besseres Verständnis einer enger oder weiter gefassten Epoche durch Literatur bzw. Texte im Allgemeinen, inklusive Film und darstellende Kunst angestrebt. Insofern spielen auch die Grundzüge des New Historicism in diese Arbeit hinein, da Zeitungsartikel, medizinische Berichte oder auch Interviews in die Analysen mit einbezogen werden.

Wahnsinn fordert, ganz gleich, ob man ihn aus philosophischem oder medizinischem Winkel betrachtet, die Maxime des an der Basis von Aufklärung und Humanismus stehenden einheitlichen Subjekts heraus. Er deckt die Relativität von Begriffen wie „normal“ und „vernünftig“ auf und offenbart die Idee des sich im Kern gleich bleibenden *Individuums* als Konstruktion. Wahnsinn, zumal weiblicher Wahnsinn, funktioniert aber auch als genderspezifische Zuschreibung: So wird heutzutage zum Beispiel Hysterie immer noch eher mit weiblichem als männlichem Verhalten

¹⁶ Ausgehend von *The Power of Forms in the English Renaissance* (1982) und *Towards a Poetics of Culture* (1987).

assoziiert.¹⁷ Deswegen verbindet der theoretische Ansatz dieser Arbeit Foucaults Diskursanalyse mit Judith Butlers Theorie der Genderperformanz, um Selbstbild und Ich-Verständnis der Protagonistinnen daraufhin untersuchen zu können, inwieweit sie von der Gesellschaft akzeptierte Gendernormen ablehnen oder akzeptieren – oder trotz ihrer Kritik wiederholen. In ihrer Studie *Gender Trouble* (1990) schreibt Butler: „There is no gender identity behind gendered expressions of gender; that identity is performatively constituted by the very ‘expressions’ that are said to be its results“ (34). Da Aussagen wie diese dahingehend verstanden wurden, dass Genderperformativität einer schauspielerischen Leistung gleich kommt, bemühte sich Butler, das Konzept der Performativität in den folgenden Werken näher zu erklären: „[Peformativity] must be understood not as a singular or deliberate ‘act’ [by which a subject brings into being what she/he names], but, rather, as the reiterative and citational practice by which discourse produces the effects that it names“ (Butler, *Bodies* XII). Die Idee von Gender als sozialem Konstrukt sowie Butlers Definitionen Performanz und Identitätsbewusstsein decken sich daher sinngemäß mit Foucaults These, dass ein Diskurs nicht nur Wissen kreiert, sondern die in ihn eintretenden Subjekte ohne ihre aktive Einwirkung in ihrem Ansehen und Verhalten bestimmt:

[The] terms that make up one’s own gender are, from the start, outside oneself, beyond oneself in a sociality that has no single author (and that radically contests the notion of authorship itself). [...] [The] social norms

¹⁷ Manche sehen in den diversen Essstörungen der heutigen Zeit die Hysterie des 20. und 21. Jahrhunderts. Andere verweisen darauf, wie das regelrechte Einreden von sexuellen Problemen bzw. Orgasmusstörungen Frauen nicht nur in die Verzweiflung treibt, sondern auch dazu bringt, riskante Operationen durchführen zu lassen oder Potenzmittel einzunehmen. Siehe hierzu z.B. die Dokumentation *Orgasm Inc.* (2011), die den Zusammenhang zwischen der Konstruktion von *female sexual dysfunction* und dem Profitdenken der Pharmakonzerne beleuchtet oder auch Breanna Fahs Studie *Performing Sex: The Making and Unmaking of Women’s Erotic Lives* (2011); eine vergleichbare Studie liegt meines Wissens für den deutschen Markt nicht vor.

that constitute our existence carry desires that do not originate with our individual personhood. [...] My agency does not consist in denying this condition of my constitution. If I have any agency, it is opened up by the fact that I am constituted by a social world I never chose. (Butler, *Undoing* 1-3)

In Bezug auf die Genderperformanz sowie die Repräsentanz von Wahnsinn in den dieser Arbeit untersuchten Texten bedeutet dies, dass die als verrückt bezeichneten (oder sich selbst so sehenden) Protagonistinnen sich zwar im negativen Machtfeld des Diskurses befinden. Doch nur auf Grund der Tatsache, dass die Gesellschaft ihnen ein *label* für weibliches oder deviantes Verhalten, d.h. eine Identität zuweist, wird Widerstand und eine Veränderung innerhalb der Machtverhältnisse überhaupt erst möglich.

Butler-Kritiker wie zum Beispiel Martha Nussbaum interpretieren jene, den Theorien Foucaults verwandte Annahme Butlers, dass wir nicht außerhalb von Normen bzw. Machtstrukturen existieren können, dahingehend, dass ein Feminismus nach Butler in einem schweigenden Pessimismus bezüglich der augenscheinlichen Unmöglichkeit einer weitreichenden, gesellschaftlichen Veränderung der Zustände resultiert (Nussbaum).¹⁸ Meiner Ansicht nach obliegt jedem Einzelnen in diesem Zusammenhang jedoch mehr Handlungsmacht hinsichtlich der Performanz von Gender sowie der schrittweisen Erweiterung eines genderspezifischen Spektrums als Nussbaum Butlers

¹⁸ Diesen Pessimismus macht Nussbaum daran fest, dass Butler durch eine Überbetonung der diskursiven Macht innerhalb der Gesellschaft den Begriff des humanistischen, voll handlungsfähigen Subjekts demontiert. Auch Lise Nelson baut in dem Artikel „Bodies (and Spaces) do Matter: The limits of Performativity“ ihre Kritik darauf auf, dass Butler keine befriedigende Alternative zum Subjektverständnis der Aufklärung liefert: „This causes performativity to remain narrowly focused on subjectification, a privileging of the moment (even if it is repeated over and over) in which discourse encloses or subjugates a person’s identity. [...] Butler posits [...] an abstracted subject—one abstracted from personal, lived history as well as from its historical and geographical embeddedness (332).“

Theorien einräumt – vor allem dann, wenn ein Bewusstsein für den Konstruktionscharakter gesellschaftlicher Normen und die eigene Verstrickung darin vorliegt.¹⁹ Trotz der Beschränkungen bzw. Schwächen, die der Idee von Genderperformanz zu eigen sind, kommt diese Theorie der Analyse und Interpretation dieser Arbeit entgegen, da die literarische Gestaltung weiblichen Wahnsinns genderspezifische Performanzen unterschiedlicher Art – ihre (unbewusste) Ausführung als auch ihre Bewertung durch die Umwelt – thematisiert. Dies wird zum Beispiel in Maria Erlenbergers *Der Hunger nach Wahnsinn* deutlich, wenn die Protagonistin beschreibt, wie sehr sowohl PatientInnen als auch das Fachpersonal bemüht sind, ihr Verhalten entsprechend gewisser Rollen auf dem Spektrum von krank und gesund einzunehmen und die öffentliche Fassade aufrechtzuerhalten. Die Protagonistin in

¹⁹ Der Hauptkritikpunkt in Nussbaums Artikel ist ein Mangel an feministischem Aktionswillen. Laut Nussbaum propagieren Butlers Schriften einen Feminismus, der sich zu sehr auf individuelle Praktiken innerhalb der Privatsphäre konzentriert, dass jene Praktiken – subversiv oder nicht – jedoch keine nennenswerten Auswirkungen für solche Frauen (und Minoritäten) habe, welche z.B. unter politischer Verfolgung oder häuslicher Gewalt leiden (Nussbaum V). In ihrem Artikel „Sex Positive: Feminism, Queer Theory, and the Politics of Transgression“ (2000) betont Elisa Glick Butlers Verbindung zur sexpositiven Strömung der 1980er Jahre innerhalb der USA, welche ebenso feministische Emanzipation im Rahmen individueller sexueller Verhaltensweisen verankert (22-23). Diesbezüglich spiegeln Butlers Theorien unübersehbar den Zeitgeist eines Feminismus wider, welcher sich den Chancen und Herausforderungen einer zunehmend auf Individualpolitik – *the personal is the political* – und neoliberale Handlungs- und Leistungsmaximen getrimmte Gesellschaft angepasst hat. Auch in einigen der hier untersuchten Texte findet sich die Tendenz der Vereinzelung sowie der Betonung auf einen Feminismus der eigenen vier Wände; vor allem Charlotte Roches Romane legen davon Zeugnis ab (siehe Kapitel 4 und 5). Wenn ich auch Nussbaums harsche Zurückweisung nahezu jeder Kerntheorie Butlers für stark übertrieben halte, sind die Fragen, die sie indirekt durch ihren Artikel aufwirft, berechtigt: Muss jede feministische Geste auf eine realpolitische Umsetzbarkeit abzielen? Verfehlt ein rein theoretischer Feminismus das Ziel – wenn das Ziel jenes sein soll, Frauen und anderen benachteiligten Menschengruppen zu Chancengleichheit zu verhelfen? Was soll Feminismus? Und weitergehend – was soll feministische Literatur? Es ist nicht Aufgabe der vorliegenden Arbeit, diesen Fragen im Detail nachzugehen. Die Darstellung weiblichen Wahnsinns ist jedoch insofern Teil dieses Themenkomplexes, als dass, wie auf den vorhergehenden Seiten erwähnt, wiederholt in der Forschung debattiert wurde, ob eine reine Reiteration des Schicksals weißer *madwomen*, also der Versuch eines ästhetischen und sprachlichen Widerstandes, bereits als subversiv gelten kann. Hinzu kommt, dass sich weiblicher Wahnsinn in den meisten hier untersuchten Texten als ein individuelles Schicksal gestaltet, welches stark auf den privaten Lebensraum beschränkt ist und keinerlei Form von Solidarität unter Frauen zulässt (eine Ausnahme bildet z.B. Christa Wolfs *Kassandra*). In diesem Zusammenhang lassen sich Repräsentationen weiblichen Wahnsinns als Symptom der Individualisierungstendenzen innerhalb unserer neoliberalen Gesellschaft und damit auch innerhalb feministischer Strömungen interpretieren.

Charlotte Roches Roman *Schoßgebete* hingegen reflektiert über das Maß an darstellerischem Aufwand, der in ihr Bemühen einfließt, die perfekte Mutter und Ehefrau zu sein. Und auch in *Aus guter Familie*, Gabriele Reuters Debutroman, dem ich mich im ersten Kapitel widme, spielt Performanz insofern eine bedeutende Rolle, als dass die junge Protagonistin durch eine Überidentifizierung mit der fiktiven Rolle als Tochter aus gutem Hause sowie dem Einblick in die doppelten Standards der Wilhelminischen Gesellschaft in den Wahnsinn getrieben wird.

„[It] is essential to theorize a speaking, potentially reflexive subject. Such a subject is discursively constituted but capable of negotiating discursive contradictions over life course, a personal history itself embedded in particular historical and geographical processes, including inter-subjective interactions“ (Nelson 333). Auf diese Weise soll subjektives Handeln auch in dieser Arbeit verstanden werden.²⁰ Aus diesem Grund können sowohl Butlers Genderperformanz bzw. eine erweiterte Form davon, die dem einzelnen Subjekt mehr Einfluss zugesteht als auch Luce Irigarays Methodik der hysterischen Mimesis (jenseits der Beschränkung auf weibliche Organe) als eine Möglichkeit verstanden werden, in der literarischen Sphäre die medizinischen und sozialgesellschaftlichen Definitionen von Weiblichkeit und Wahnsinn herauszufordern und strukturelle, sprachliche Hierarchien aufzudecken – und womöglich Alternativen zu skizzieren.

²⁰ In (literarischen) Darstellungen weiblichen Wahnsinns vereinigen sich letztlich die Bedeutung von diskursiven Strukturen, individueller Lebensgeschichten sowie körperlicher Zustände.

Kapitel 1

Das Aufkommen der „verrückten“ Frau als politisch-literarisches Motiv um 1900

Die Zeit um die Jahrhundertwende herum erweist sich als ein Knotenpunkt einer Vielzahl an Diskursen, welche grundlegende Entwicklungsprozesse des Kaiserreiches und seiner Gesellschaft bezeugen. Basierend auf der Prämisse der Foucaultschen Diskursanalyse ist es kaum möglich, noch sinnvoll, einen dieser Diskurse isoliert von den anderen zu betrachten. Da die im zweiten und dritten Teil dieses Kapitels analysierten Texte – Gabriele Reuters Roman *Aus guter Familie* (1895) und Hedwig Dohms Novelle *Werde, die du bist* (1894) – in dieser ereignisreichen Zeit verfasst wurden, kann davon ausgegangen werden, dass jene Themen, die um 1900 im Interesse der Öffentlichkeit lagen, direkten oder indirekten Einfluss auf den Roman bzw. die Novelle hatten. Um eine Verortung der beiden Texte und ein besseres Verständnis zu gewährleisten, werde ich zunächst einen Blick vor allem auf die sogenannte Frauenfrage sowie die Entwicklung und gesellschaftliche Stellung der Psychiatrie werfen. Während Frauenfrage und Irrenfrage – die staatliche, juristische und medizinische Behandlung von Geistes- und Nervenkranken in der Zeit des deutschen Kaiserreiches²¹ – im praktischen Alltag wenige bis keine Berührungspunkte zu haben schienen, so stellten beide jedoch dieselbe Frage: Was bedeutet es, eine „normale“ Frau zu sein?

Im psychiatrisch-medizinischen Kontext der Zeit wurde diese Frage nahezu ausschließlich von Männern beantwortet. Die schriftstellerische Existenz von Frauen wie Hedwig Dohm und Gabriele Reuter eröffnete jedoch die Möglichkeit, eine Gegenantwort

²¹ Zur genauen Abhandlung der Entwicklung von Zuständigkeit, Finanzierung, Recht und internen Strukturierung des Irrenwesens sowie zur Irrenrechtsreformbewegung siehe Kapitel 4 in Cornelia Brinks Studie *Grenzen der Anstalt: Psychiatrie und Gesellschaft in Deutschland, 1860-1980* (2010).

aus eigener Sicht zu liefern. Eine Analyse von *Aus guter Familie* und *Werde, die du bist* bietet sich für dieses einführende Kapitel insofern an, als dass sie repräsentativ für das literarische Erscheinen wahnsinniger Protagonistinnen im 19. Jahrhundert sind.

Wesentlich offener und radikaler, als dies zuvor geschehen war, zogen Reuter und Dohm Verbindungen zwischen der Rolle der Frau, wie sie innerhalb der deutschen Gesellschaft imaginiert wurden, zwischen Erziehungs- und Bildungsmaßnahmen bzw. dem Fehlen davon und psychopathologischen Konflikten von Frauen.²² Die Kategorien, die sich an diesen Themenkomplex anschließen, werden uns in den restlichen Kapiteln immer wieder begegnen, wie zum Beispiel der weibliche Körper, weibliche Sexualität, die Frage nach weiblichen Handlungsräumen oder auch die Beziehung zwischen Mutter und Tochter.

Wie ich in der Einleitung umrissen habe, steht die literarische Darstellung der verrückten Frau immer auch in Beziehung zu der Theoretisierung einer widerständigen, „weiblichen“ Ästhetik, d.h. der Möglichkeit sowie der Nachteile einer solchen. Dem zuletzt Genannten werde ich mir kurz in der Schlussbetrachtung dieses Kapitels zuwenden. Die Texte Reuters und Dohms werden jedoch vor Augen führen, dass die Schriftstellerinnen – ebenso wie die Frauenbewegung – eine Gleichsetzung des Mythos Frau in Zeugnissen der westlichen Kultur mit real-historischen Frauen offen in Frage stellten und damit einem ausdrücklich feministischen bzw. emanzipatorischen Anliegen

²² Wie Claudia Hauser in ihrer Studie *Politiken des Wahnsinns* (2011) belegt, verwendeten Schriftstellerinnen bereits um die Mitte des 19. Jahrhunderts herum die Figur der verrückten Frau, um erste Kritik an den herrschenden gesellschaftlichen Zuständen zu üben, darunter Louise Aston und Louise Otto. Zumeist verweist der gewählte literarische Ton jedoch auf einen „moraldidaktischen Tenor“ (Hauser 273): „Vor allem die stereotype Überblendung von falsch und krank sowie von richtig und gesund, die die Herleitung weiblicher Psychopathologie dominiert, ist letztlich ein Anklang an die moraldeterminierte Sicht der Jahrhundertwende“ (ebd.). Daher sieht Hauser in den Texten Astons und Ottos auch kein Widerstandspotential.

vorstanden.²³ In den Analysen werde ich daher ein besonderes Augenmerk auf die Darstellung von Weiblichkeit legen, vor allem natürlich in Bezug auf den Diskurs des Wahnsinns sowie möglichen Ansätzen von Widerstand gegen traditionelle Frauenbilder.

Zur Frauenfrage

Unter dem Begriff „Frauenfrage“ versteht man alle gesellschaftlichen Debatten rund um das Thema der rechtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Gleichstellung der Frau. Bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts in Gebrauch, wurde die Frauenfrage zum Leitthema der ersten Frauenbewegung – geteilt in eine gemäßigte und radikale bürgerliche sowie eine proletarische Gruppierung –, für welche, der jeweiligen Standessituation entsprechend, der Ausbau des Bildungssystem für Frauen, Wahlrecht oder verbesserte Arbeitsbedingungen oberste Priorität hatten (Frederiksen 7). Ein weiteres Hauptanliegen, vor allem des radikaleren Flügels der Frauenbewegung, war es, weibliche Sexualität zu enttabuisieren und Frauen auf diese Weise nicht nur zu einem befreiteren, selbstbewussteren Umgang mit dem eigenen Körper und den sexuellen Bedürfnissen zu ermöglichen, sondern auch eine bessere Gesundheitsvorsorge zu ermöglichen (Kinnebrock 140).

Die Frage, wie eine Frau zu sein, wie sie sich zu verhalten habe, wurde am Ende des 19. Jahrhunderts rege in allen gesellschaftlichen Bereichen diskutiert. Männliche Vertreter aus Medizin, Politik, Recht, Pädagogik und Soziologie glaubten alle definieren zu können, was für eine Frau förderlich und was schädlich war. Nach der Märzrevolution und verstärkt in den letzten zwei Jahrzehnten vor der Jahrhundertwende bezogen erstmal

²³ Ebenso deutlich machen die Texte außerdem, dass das feministische Subjekt, wie Teresa de Lauretis es nannte, weder mit dem Mythos Frau, noch den historischen Frauen identisch ist, sondern ein Drittes, nämlich ein theoretisches Konstrukt ist, „a way of conceptualizing, of understanding, of accounting for certain *processes*, not women“ (de Lauretis 10).

Frauen selber öffentlich und im organisierten Rahmen Stellung zu ihrer Situation und forderten ihr Mitspracherecht ein. Es entstand ein Bewusstsein für Handlungsbedarf und ein Drang nach Veränderung in Bezug auf eigene Lebensgestaltung.

Der Fortschritt in Wissenschaft, Industrie und Wirtschaft sowie der daraus folgende Anstieg der Bevölkerung und das Wachstum der Städte im Laufe des 19. Jahrhunderts brachten Frauenfrage und Irrenfrage zusammen mit der sogenannten sozialen Frage, also die aus der Industrialisierung entstehenden Problematik rund um die Arbeiterschicht, auf den Tisch des Tagesgeschehens. Neben praktischen Lösungsansätzen von Seiten der unterschiedlichen deutschen Staaten bzw. der Behörden wurden die gesellschaftlichen Bedürfnisse der Moderne auch im Volk, vor allem innerhalb des Bürgertums und der Arbeiterklasse, zur Diskussion gestellt. Das Resultat hiervon war nichts weniger als eine Selbstreflektion auf die Rolle des Volkes, der einzelnen Schichten – und nicht zuletzt der Rolle der Geschlechter (Frevert 146-149). „Die Frau“ stand dabei in vielerlei Hinsicht im Mittelpunkt des Interesses. Grundsätzlich lässt sich die Spekulation über Konstitution und Wesensart der Frau durch Wortführer des Patriarchats bis in die Antike zurückverfolgen. Die wenig schmeichelhaften Ansichten in Philosophie oder Epik zum Beispiel sind gemeinhin bekannt (Okin 15-27).²⁴ Ebenso akzeptiert ist die These, dass sich im Zuge der Aufklärung neue Verhaltensweisen sowie jene Genderstereotypen herausgebildet haben, welche auch in der heutigen Gesellschaft noch tief verwurzelt sind.²⁵ Der Mann wird als Mensch konstituiert, als Sinngeber für das Normale und Standardisierte, als Geistesmensch und aktiv Handelnder. Seine Bedeutung

²⁴ Zu frauenfeindlichen und frauenfreundlichen Tendenzen in antiken Schriften, siehe Peradotto/Sullivan.

²⁵ Thomas Laqueur definierte den Begriff *two-sex-model* in Abgrenzung zum *one-sex-model*, welches die fließenden Übergänge zwischen weiblichen und männlichen Charakteristiken vor der Aufklärung beschreibt. Mit der Aufklärung seien hingegen strikte Genderkodizes aufgekommen, die Frauen und Männern ideale bzw. „natürliche“ Verhaltensweisen vorschreiben (4-18, 207). – Vgl. Kaufmann, 12-16.

erhält er aber letztlich nur in Abgrenzung zum Bild der Frau, welche vor allem Tochter, Mutter und Ehefrau ist und zumeist im Zusammenhang mit Natürlichkeit, Emotionalität, Mütterlichkeit, aber auch physischer und psychischer Schwäche gedacht wird (Bühmann 50-52). Oder anders ausgedrückt: „Weiblichkeit ist ein Kind der Aufklärung“ (Schaeffer-Hegel 56), und, wie sich in meiner Arbeit immer wieder zeigen wird, ein Konzept zur (zwanghaften) kulturellen Integration und zum sozialen Ausschluss in einem.

Noch in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts existierte das bürgerliche Ideal, dass Haushalt und Familie, also die private Sphäre, der natürliche Lebensraum einer Frau sei und diese sich folgerichtig nicht über die Grenzen hinaus in andere gesellschaftliche Bereiche bewegen sollte. Im Alltag wurde diese Maxime bei weitem nicht immer stringent eingehalten (Budde 31), doch die Bedeutung und Macht von Geschlechternormen bzw. Differenztheorien ist, wie auch heutige Verhältnisse beweisen, nicht zu unterschätzen – vor allem in Umbruchszeiten, in denen ein Teil der Bevölkerung an althergebrachten Gesellschaftskonzepten rüttelt. Und auch wenn sich nicht jede bürgerliche Frau am Ende des 19. Jahrhunderts mit der vorbestimmten Rolle als Hüterin von Haus und Kindern begnügt hat, so galt es doch, einen gewissen Schein und damit das Ansehen der Familie zu wahren. Der Mann sollte als Oberhaupt wahrgenommen werden, währenddessen sich die Frau als eine den Ehemann stabilisierende, moralische Instanz zu präsentieren hatte (Budde 31).

Darüber hinaus wurde der Ausschluss der Frau aus der Öffentlichkeit, vor allem der politischen, als selbstverständlich angesehen. So verbot zum Beispiel das preußische Vereinsgesetz von 1850 – eine Reaktion auf die fehlgeschlagene Revolution von 1848, welche auch etliche Aktivistinnen hervorgebracht hatte – den Frauen die Mitgliedschaft

in politisch gesinnten Vereinen (Budde 21-24). Und obwohl der verheirateten Frau die Leitung des Haushalts oblag, hatte sie keinerlei rechtliche Verfügungsgewalt in finanziellen Angelegenheiten. Dies galt auch für jenes Geld, das durch die Frau in die Ehe kam. Gesetzlich verbunden war dieses Recht des Ehemanns mit der sogenannten ehelichen Vormundschaft, welche in den meisten deutschen Staaten bis zur Inkrafttretung des ersten Bürgerlichen Gesetzbuches 1900 beibehalten wurde:²⁶ „Obgleich also die Ehe als bürgerlicher Vertrag angesehen wurde, herrschte hier keine Vertragsfreiheit; durch die gesetzliche Fixierung von Leistungsbefugnis, Rollenverteilung, Vertretungsmacht etc. waren der persönlichen Ausgestaltung der Ehe enge Grenzen gesetzt“ (Gerhard 638).

Die Rolle der bürgerlichen Frau war damit im Allgemeinen dem Ideal nach auf die Bereiche von Reproduktion, Fürsorge und Repräsentation zugeschnitten bzw. begrenzt. Und je lauter die Stimmen der bürgerlichen und proletarischen Frauenbewegung nach rechtlicher und (bildungs-) politischer Gleichberechtigung erklangen, desto vehementer versuchten diejenigen, denen an der Beibehaltung der alten Ordnung gelegen war – und das waren nicht nur männliche Vertreter, wie Ute Planert in *Antifeminismus im Kaiserreich* belegt –, die Beschränkung der weiblichen Hälfte der Gesellschaft auf den kleinen Kreis der Familie durch „natürliche“ Ordnungsprinzipien bzw. die Natürlichkeit der Frau (Tebben, *Frauen* 87) zu legitimieren. Vor allem philosophische Grundsätze und Biologismen wurden zur Argumentation herangezogen. Im Laufe dieses Kapitels werde ich einige konkrete Beispiele hierfür anführen.²⁷

²⁶ Aber auch das Bürgerliche Gesetzbuch des Kaiserreiches bestätigte letztlich die Vorherrschaft des Mannes innerhalb der Ehe, womit unverheiratete Frauen (und Witwen) weiterhin mehr Rechte als ihre verheirateten Mitbürgerinnen besaßen (Gerhard 635, 644).

²⁷ Der aufklärerische bzw. Kantsche Glaube daran, dass die Frau zwar ein höheres Moralempfinden besäße, aber eine geringe Anlage für Vernunft und Rationalität habe, hat sich ohne Zweifel bis 1900 (und darüber hinaus) erhalten. So argumentierte Herder zum Beispiel, dass die Frauen als Hausherrinnen und

Zur Irrenfrage in der wilhelminischen Gesellschaft

Soweit bisher ersichtlich gab es keine oder nur eine indirekte Verbindung von Frauenfrage und Irrenfrage, zum Beispiel in der Form von gesteigertem Interesse an der Situation von Patientinnen seitens der Frauenbewegung.²⁸ Jedoch überlagern sich die Bewegungen insofern, als dass Fragen nach der Erziehung von Mädchen, der Ausbildung von Frauen sowie nach allgemeiner Lebensgestaltung und auch Sexualität die Hauptrollen in beiden Diskursen spielen. Wie wir im zweiten und dritten Abschnitt dieses Kapitels sehen werden, ziehen sowohl Gabriele Reuter als auch Hedwig Dohm eine direkte Linie zwischen Weiblichkeit als einem diskursiven Konstrukt und der Erscheinung weiblichen Wahnsinns. Hinzu kommt, dass die Irrenfrage und letztlich auch die Themen der Irrenrechtsreform öffentlich zur Diskussion gestellt wurden. Die sich seit dem späten 19. Jahrhundert rasch entwickelnde Medienlandschaft bot dafür ein ideales Forum. Rechtsfälle über die unrechtmäßige Einweisungen von Familienmitgliedern oder polemische Angriffe auf die Psychiatrie fanden ihren Platz in der Tagespresse (Brink 152) und ehemalige PatientInnen berichteten von ihren (negativen) Anstaltserfahrungen in sogenannten Irrenbroschüren (Brink 165-192). Doch obwohl auch Privatpersonen an der Debatte rund um die Rechte und die bürokratische Verwaltung von Geisteskranken

Erzieherinnen bereits ihre Bestimmung gefunden hätten und daher nicht der „Kompensationssphäre der bürgerlichen Öffentlichkeit“ (Budde 25-26) bedürften.

²⁸ 1887 lies sich die amerikanische Journalistin Elizabeth Jane Cochrane, besser bekannt unter ihrem Künstlernamen Nellie Bly, durch das Vortäuschen von Wahnsinn in eine psychiatrische Anstalt einliefern, um über die unwürdigen Unterbringungszustände von Frauen zu berichten. Ihre Erfahrungen wurden noch im selben Jahr unter dem Titel *Ten Days in a Mad-House* veröffentlicht. – Ich bin allerdings auf das *Verzeichnis der auf dem Gebiete der Frauenfrage während der Jahre 1851 bis 1901 in Deutschland erschienenen Schriften* gestoßen, welches 1903 vom Deutsch-Evangelischen Frauenbund herausgegeben wurde. In der Sektion „Blinden-, Idioten-, Irren-, Krüppel-, Sieche- und Taubstummenpflege“ finden sich vor allem Titel zur Erziehung und häuslichen Unterbringung von geistig oder körperlich eingeschränkten Familienmitgliedern. Aber ebenso sind Werke vertreten, deren Titel einen kritischen Charakter oder zumindest eine Berührung zwischen Frauen- und Irrenfrage andeuten: z.B. *Dunkle Punkte im Irrenwesen*, *D. Entmündigung Geisteskranker*, *Entwurf eines Gesetzes betr. die Reform des Irrenwesens*, *Z. Schutze der Irren*. In diesem Zusammenhang dürfte eine weitergehende Recherche in diesem Bereich Antworten über etwaige Berührungspunkte bringen.

teilnahmen, gibt es widerläufige Meinungen darüber, ob die Beweggründe rein altruistischer Natur waren. In zeitgenössischen Texten bzw. Aussagen gewinnt man den Eindruck, dass ein starkes Bedürfnis nach Abgrenzung von Krankheit und geistiger Abnormalität bestand. Das Empfinden von Schande und Scham bei einer Einweisung oder Therapierung mögen sich mittlerweile bis zu einem gewissen Grad relativiert haben, doch im Kaiserreich existierte die allgegenwärtige Furcht vor einer „Zerrüttung des Nervensystems“ (Radkau 30), welche mit einem Statusverlust gleichzusetzen war:

Mit der Schaffung eines Sonderstatus für die Irren regelten Medizin und Justiz seit dem 19. Jahrhundert zugleich deren Status in der und ihre Beziehung zur Gesellschaft. Mit dem Statuswechsel wurden für die als Irre diagnostizierten Männer und Frauen grundlegende bürgerliche Rechte auf Zeit oder Dauer außer Kraft gesetzt. (Entmündigte) Patienten einer psychiatrischen Anstalt verloren das Recht, über ihr Geld zu verfügen, ihre Rechtsfähigkeit, das Wahlrecht. Zudem durften sie nicht heiraten. Ihren populären Ausdruck haben diese Verluste im Begriff des ‚bürgerlichen Todes‘ gefunden. (Brink 24-25)²⁹

Das Ende von Gabriele Reuters Roman *Aus guter Familie* macht deutlich, dass der Status der Ausgrenzung, das „Stigma der sozialen Unbrauchbarkeit“ (Dörner 191-192), auch nach der Entlassung haften bleibt. Wirkliche Anstalterfahrungen dieser Art machten jedoch die wenigsten Bürger und nur wenige, selbst unter den Reformern, kamen je in Kontakt mit realen PatientInnen. So muss festgehalten werden, dass es bürgerlichen Bewegungen wie jenen zugunsten der Irrenreform allem Anschein nach vor allem „um

²⁹ Für verheiratete Frauen um 1900 änderte eine Einweisung somit nicht wesentlich etwas an ihren Lebensumständen, abgesehen von der Tatsache, dass ihnen in der Anstalt durch eine Entmündigung der letzte Rest an Freiheit genommen wurde.

die Sicherung des eigenen Status als Gesunde ging als um diejenigen, die in den Anstalten lebten“ (Brink 151). Wichtig bleibt aber die Tatsache, dass die Irrenfrage zumindest in der Theorie ihren Platz in der bürgerlichen Öffentlichkeit hatte und sich, neben der Frauenfrage, der sozialen Frage oder auch der Judenfrage nicht nur in das „wilhelminische Reformmilieu“ (Brink 151) einfügte, sondern in seinen Grundüberlegungen – wer ist gesund, wer krank? – im wahrsten Sinne des Wortes den Nerv der Zeit traf:

Im weiteren Sinn verstanden, bot [die Irrenfrage] hingegen Anschlüsse an ein diffuses Gemisch verbreiteter Vorstellungen und Ängste. Das sahen schon hellseherische Zeitgenossen so: Sie greife tief in das ganze Kulturleben ein und beziehe sich auf alle zeitbewegenden Fragen, hatte der Irrenreformer Kretzschmar konstatiert und die „Irrenfrage“ im Zusammenhang mit allgemeiner Rechtsreform und hygienischer Reformbewegung gesehen. Die soziale Frage, schrieb Kretzschmar, die ethische Frage, Standesfragen, die Kriminalfrage, die Frage der sogenannten Minderwertigen, die Erziehungs- und Bildungsfrage, Rechtsreform und Medizinalreform hätten ihr Echo darin ebenso gefunden wie die Aufweichung sozialer, besonders der Geschlechterrollen. (Brink 200)

Wie bereits erwähnt, waren Angelegenheiten der Irrenrechtsreform Teil der Öffentlichkeit, und Friedrich Kretzschmars Bericht von 1895 zufolge war es geradezu unmöglich, als Einwohner Berlins blind für die verschiedenen Anliegen der Reformen zu sein, welche sich vor allem mit der extremen Überfüllung der unterschiedlichen

Heilanstalten und den daraus resultierenden schlechten Unterbringungsbedingungen beschäftigten. So gab es Freifahrtkarten in die Anstalt Mariaberg, die bereits genannten Irrenbroschüren in der Auslage der Buchhändler oder die Anschlagssäule, die mit einer Theateraufführung über die Missstände in der Anstalt warb (Brink 146).

Hedwig Dohm war ihr ganzes Leben lang in Berlin ansässig. Gabriele Reuter unternahm ab 1890 regelmäßige Besuche und knüpfte dauerhafte Kontakte in der Berliner Künstlerszene. Es ist von daher nicht abwegig zu vermuten, dass beide Autorinnen mit der Irrenfrage vertraut waren und dass, in Verbindung mit frauenrechtlerischen Anliegen, die öffentliche Prävalenz der Frage um geistige Gesundheit und der Behandlung von Geisteskranken zur Entwicklung des politischen Motivs der verrückten Frau wesentlich beigetragen hat.³⁰

Die „(un)beliebteste“ Neurose des weiblichen Geschlechts

Wann immer „weibliche“ Leiden während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Sprache gestellt wurden, war der Begriff der Hysterie zur Hand.³¹ Obwohl nur eine von vielen Nervenkrankheiten, die bei Patientinnen diagnostiziert wurde, gab es keine andere „weibliche“ Krankheit, die ein derartiges Faszinosum für Medziner, Anthropologen und Kulturwissenschaftler dargestellt hat und darstellt. Atemnot, Reizbarkeit, Lähmungserscheinungen, unerwartete Agitation – nie hat jemand wirklich das Geheimnis um diese rätselhafte Krankheitserscheinung gelöst, nie jemand

³⁰ Wie im dritten Abschnitt dieses Kapitels angeführt, war Hedwig Dohm mit den wortführenden Meinungen zur Frauenfrage bestens vertraut (Frederiksen 14-15). Darüber hinaus vertrat sie z.B. auch die Meinung, dass stundenlanges Stillsitzen zwecks Handarbeiten sowie das Verbot körperlicher Betätigung bei Mädchen und Frauen zu Unterleibsleiden führten (Dohm 1872).

³¹ Für ausführlichere Beschreibungen der Geschichte der Hysterie, vgl. Weber (19-42), Fischer-Homberger (32-48) und Schaps (18-42). – In *Technology of Orgasm: „Hysteria“, the Vibrator, and Women’s Sexual Satisfaction* verweist Rachel Maines darauf, dass Hysterie bereits im 17. Jahrhundert ein weitbekanntes Phänomen war, wie sich aus medizinischen Berichten dieser Zeit ergibt (Loc 212).

die „wahre“ Ursache, wie zum Beispiel ein bestimmtes Organ, benennen können, obwohl genügend Theorien entworfen wurden.³² Dies dürfte mit ein Grund dafür sein, dass sich die Hysterie um 1900 zur unbeliebtesten und gleichzeitig weitverbreitetsten „weiblichen“ Neurose und zu einem der bedeutensten Kulturphänomene dieser Zeit entwickelt hatte.

Für meine Forschung schließe ich mich der Definition von Regina Schaps an, die die Krankheit in ihrer Arbeit *Hysterie und Weiblichkeit* (1983) eine „kulturell überformte psychisch-körperliche Verhaltensweise“ (13) betitelt, welche nicht nur historisch, sondern auch regional in ihren Formen variierte. Deutsche Neurologen und Psychiater übernahmen die Hysterietheorie des berühmten französischen Neurologen und Pathologen Jean-Martin Charcot, die den „klassischen“ hysterischen Anfall, *la grande hystérie*, in vier Phasen aufteilt: Krämpfe und epileptische Zuckungen; abwechselnde Starrheit und sogenannte *grands mouvements*, auch Clownismus genannt, während der die Patientinnen „gestikulieren, schrien und schimpften“ und „die absonderlichsten Körperverrenkungen“ (Schaps 59) vollzogen; die dritte Phase zeichnete sich durch *attitudes passionelle* aus, die den erotischen Moment der Hysterie in „unzüchtigen“ Gesten oder ekstatischen Zuständen zu Tage treten ließ, aber auch Formen von Zorn und Angst annahm; die letzte Phase war die des Deliriums, während derer die Patientinnen verschiedenartige Halluzinationen erlebten.³³ Es ist allerdings bezeichnend, dass sich kein Fall hundertprozentig in das von Charcot vorgezeichnete Schema einfügte, und dass deutsche Ärzte, Psychiater und Psychoanalytiker selten einen Anfall von „klassischer“ Hysterie beobachten konnten (Schaps 60). Dies lag mit daran, dass, wie schon zu Zeiten

³² Die antike Theorie des wandernden Uterus hatte man längst als Aberglauben entlarvt, doch sollte sich, wie weiter unten angeführt, der Fokus auf weibliche Geschlechtsorgane als Ursachenherd erhalten.

³³ Zu den „großen Bewegungen“ gehörte auch der berühmte *arc de cercle*, den Charcot dank der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufkommenden Fotografie für die Nachwelt der Ärzteschaft zwecks diagnostischer Hilfestellung festhielt.

von Charcots Tätigkeit bekannt wurde, sein Hysterie-Schema, vor allem dank der Fotografien, erlernbar und höchst wahrscheinlich auch von einigen von Charcot in seinen Vorlesungen vorgeführten Patientinnen einstudiert wurde (Porter 181, Appignanesi 137).

Die Hysterie entzog sich also jeglicher eindeutigen Diagnose. Während man im 18. Jahrhundert längst die These der wandernden Gebärmutter, dem „sexuell unbefriedigten Organ“ (Schaps 22), zugunsten erster neurologischer Theorien eingetauscht hatte, so wurden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor allem Gehirn und Nerven als potentielle Krankheitsherde in Betracht gezogen.³⁴ Die sexuelle, biologisch verhaftete Konnotation von Hysterie verschwand jedoch nicht, sondern kleidete sich nun in streng wissenschaftliche Thesen. Auch äußere Lebensumstände, sogar in Form einer Kritik an dem für ideal gehaltenen Alltag einer Bürgersfrau, sollten das Entstehen hysterischer Symptome und anderer Nervenleiden erklären. So machte Ernst von Feuchtersleben (1806-1849), österreichischer Arzt, Philosoph, Lyriker und Essayist, zum Beispiel eine überprivilegierte Lebensweise und Langeweile, aber ebenso „egoistische Leidenschaften“ (Schaps 44) oder „Lektüre“ (46) verantwortlich. Als grundlegenden Einfluss sah er das Annehmen männlicher Züge von Frauen und die Verweiblichung von Männern (46).

Hysterie konnte aus Sicht der Wissenschaftler durchaus auch auf einen „impotenten oder sexuell unerfahrenen [Ehemann]“ (Schaps 77) zurückgeführt werden. Zumeist jedoch wurde die Schuld bei den Frauen selbst gesucht und zum Beispiel durch „mangelnde Liebes- und Hingabefähigkeit“ (Schaps 78) erklärt. Wilhelm Griesinger (1817-1868), Begründer der modernen, naturwissenschaftlichen Psychiatrie, führte, wie

³⁴ Charcot, einer der Mentoren Freuds, war z.B. der Ansicht, dass Hysterie eine Erbkrankheit war, die sich auf eine Fehlentwicklung des Nervensystems zurückführen ließe; vgl. Darzell (168, 233-266), Tasca (110-119).

andere seiner Kollegen, die Wichtigkeit einer gynäkologischen Untersuchung an, um der „[hysterischen] Gemüthsbeschaffung“ (Schaps 47) auf den Grund zu kommen. Zur Auswahl standen also eine grundsätzliche höhere Reizbarkeit des Nervensystems bzw. der Glaube an Gehirnanomalien auf der einen, somatische, auf die weiblichen Geschlechtsorgane fokussierte Erklärungsweisen auf der anderen Seite. Neurologen und Gynäkologen wurden zu Konkurrenten im Kampf gegen Hysterie (Weber 26), wobei allerdings auch beide Ansätze in Kombination auftraten und zum Beispiel das prämenstruelle Syndrom (PMS) als Ursache für Nervosität bestimmt wurde (Ankele 44). Menstruation, Schwangerschaft oder Klimakterium – die Periodizität des Frauenlebens wurde fortan als problematisch angesehen.³⁵ Emil Kraepelin (1856-1926), dem die Psychiatrie die grundlegende Klassifizierung von psychischen Störungen verdankt, sah in den hormonellen Auswirkungen weiblicher Organe einen nahezu krankhaften Grad (Ankele 43-44).

Sigmund Freud (1856-1939) war es, der sowohl mit den neurologischen, als auch mit den gynäkologischen Erklärungsversuchen von Hysterie brach, in dem er sexuelle Triebe, vor allem in Form verdrängter sexueller Traumata, als Auslöser definierte. Durch ihn erfuhren die Patientinnen eine gewisse Aufwertung, da er in seinen zusammen mit Josef Breuer 1895 veröffentlichten *Studien über Hysterie* konstatierte, dass seine Patientinnen nicht, wie von vielen Zeitgenossen angenommen, geistig beschränkt seien,

³⁵ Schon in der Antike wurde die Menstruation kritisch betrachtet, doch im Laufe des 19. Jahrhunderts erhielt der Fokus auf den weiblichen Körper die Legitimation der modernen Wissenschaft. Hinzu kommt zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Entwicklung der Endokrinologie, und damit die Entdeckung von Hormonen, deren Balance fortan eher für die Erklärung psychiatrischer Probleme herangezogen wird, als (weibliche) Sexualorgane. Esther Fischer-Homberger sieht in dieser Gewichtsverlagerung eine gewisse Befreiung von Frauen, da es zu einer Loslösung von „[weiblicher] Sexualität und Fortpflanzung kommt“ (31). Auf der anderen Seite bietet die Forschung über Hormone und geschlechtsspezifisches Verhalten bis in die heutige Zeit hinein Anlass bezüglich des biologischen Diktats von Weiblichkeit und Männlichkeit, da vor allem Frauen oft als von ihren Hormonen abhängig dargestellt werden.

sondern ganz im Gegenteil eine zumeist überdurchschnittliche Intelligenz aufwiesen, und dass Hysterie sehr oft durch mangelnde „geistige Nahrung“ hervorgerufen würde (10-15). Dadurch, dass Freud den wissenschaftlichen Blick vom als problematisch eingestuften weiblichen Körper hin zum Innenleben seiner Patientinnen lenkte und eine fehlgeleitete Sexualentwicklung bzw. die Verdrängung von Sexualität zur Ursache psychischer Erkrankungen machte, stellte er die bisherige Maxime, dass das Geschlechtliche, vor allem bei Frauen, zu unterdrücken sei, auf den Kopf. Freud als Frauenfreund darzustellen wäre jedoch zu weit gegriffen. Denn so viel er auch über die weibliche Sexualität schrieb, so blieb sie jedoch unergründlich, ein „dunkler Kontinent“ für ihn. Und: die Sexualität der Frauen sollte die männliche ergänzen. So besagt eine von Freuds Hysterietheorien, dass eine Frau, wolle sie sich „normal“ entwickeln, sich von der Klitoris als Zentrum der Lust zu befreien, also den Penisneid zu überwinden, und sich einer „erwachsenen“, vaginalen Sexualität zuzuwenden habe.³⁶

Trotz des Verständnisses, dem Hysterikerinnen hier und dort begegneten, war die Einstellung ihnen gegenüber überwiegend negativ. Dies hing nicht zuletzt damit zusammen, dass keine eindeutige (naturwissenschaftliche) Quelle gefunden werden konnte. So unterstellten Ärzte den Patientinnen Simulation auf Grund von Ich-Sucht, also eines gesteigerten Aufmerksamkeitbedürfnisses (Schaps 51), und auch aus den Reihen der Psychoanalyse erklang der Vorwurf der Anmaßung und Herrschsucht (Schaps 63).³⁷ In der Ratlosigkeit und Frustration im Umgang mit Hysterie liegt auch die ambivalente

³⁶ Luce Irigaray ist nur eine von vielen Stimmen, die die Ableitung der weiblichen Sexualität von der alles bestimmenden Vormachtsstellung des männlichen Gliedes kritisiert (Irigaray, *Speculum* 29-39). – Es kann allerdings nicht behauptet werden, dass Freud als erster diese für ihn reale Hierarchisierung männlicher und weiblicher Sexualität „entdeckt“ hätte. Letztlich sind Freuds Theorien im Kern ein wesentlicher Ausdruck des Zeitgeistes der Jahrhundertwende sowie tradierter patriarchalischer Ansichten.

³⁷ Hysterische Anfälle traten oft nur in Anwesenheit anderer Personen auf, und Symptome wie Ticks oder Lähmungen verschwanden unter Hypnose oder während des Schlafes.

Interpretation dieser psychisch-somatologischen Erscheinung des 20. Jahrhunderts begründet: Während Hysterie auf der einen Seite, wie alle Geisteskrankheiten, als patriarchalische Erfindung im Dienste der Kontrolle und Normalisierung kritisiert wurde, so erlangte sie während der zweiten Welle der Frauenbewegung vor allem für Vertreterinnen des französischen Poststrukturalismus – Hélène Cixous, Luce Irigaray, Julia Kristeva –, den Status einer weiblichen Protestform, einer Kampfansage gegen die einengenden Lebensbedingungen.³⁸ Doch unabhängig von welcher Seite man Hysterie betrachtet, so stellt sie sich als geschlossenes System dar, innerhalb dessen sich Frauen immer nur männlicher Definitionen von Weiblichkeit bedienen und diese kontextuell umdeuten können. Mit der Begrifflichkeit der Hysterie sowie der symbolisch-metaphorischen Sphäre der verrückten Frau bleibt jedoch das „männliche“ Vokabular verbunden.

Zur ersten Frauenbewegung in Deutschland

Als Sprachrohr an vorderster Front standen in diesem Kampf die nach Klassen getrennten Frauenbewegungen. Üblicherweise unterscheidet man zwischen einer gemäßigten und einer radikalen bürgerlichen Frauenbewegung: Zu ersterer wird der 1865 von Louise Otto-Peters gegründete Allgemeine Deutsche Frauenverein gerechnet, Hedwig Dohm auf Grund ihrer polemischen Schriften der zweiten Gruppe zugeordnet.³⁹ Daneben existierte die proletarische bzw. sozialistische Frauenbewegung mit Clara Zetkin an der Führungsspitze. Gelegentlich werden konfessionelle Frauenvereine als

³⁸ Siehe S. 19-21 dieser Arbeit.

³⁹ Detaillierte Ausführungen zur bürgerlichen Frauenbewegung, siehe Evans (24-30, 44-53), Frevert 1986 (104-128); für mehr Informationen zur sozialistischen Frauenbewegung, siehe Evans, Frevert 1986 (134-145); für eine Gegenüberstellung, siehe Frederiksen (11-20).

eigene Gruppierung innerhalb der Bewegung definiert. Grundlegende Ziele waren verbesserte Ausbildungs- und Weiterbildungschancen für Mädchen und Frauen, die Zulassung zu Studiengängen, die Einführung des Frauenwahlrechts, aber auch zum Beispiel Mutterschutz und Lohngleichheit. Hierbei gingen radikale bürgerliche Feministinnen einen Schritt weiter, indem sie die vollkommene rechtliche und politische Gleichstellung der Frau forderten und außerdem für eine sexuelle Befreiung und Aufklärung eintraten. Die sozialistische Frauenbewegung war hingegen insofern in die politische Ideologie eingebettet, als dass davon ausgegangen wurde, dass mit der Bewältigung des Klassenkampfes auch die Frauenfrage gelöst werde. Für sie waren vor allem die Verbesserung von Arbeitsbedingungen entscheidend.

Der Hinweis auf ein Bedürfnis nach Ausbildung und Arbeitsplätzen im bürgerlichen Milieu war allerdings in den meisten Fällen mit der oft stillschweigenden Annahme (auch seitens der FrauenrechtlerInnen) verbunden, dass junge und vor allem unverheiratete Bürgerinnen nur in solche Berufsfelder entlassen werden sollten, die mit dem Ideal von mütterlicher Fürsorge vereinbar waren: Vor allem die Bereiche von Erziehung und Pflege wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts daher zu Frauenaufgaben stilisiert, sozusagen als Legitimierung der steigenden Zahlen weiblicher Angestellter in diesen Berufsfeldern.⁴⁰ Der bis heute existierende Glaube an eine „natürliche Arbeitsteilung“ (Bührmann 52) und die Entwertung von Frauenberufen, welche mit einer geringeren Bezahlung einhergehen, haben also ihre Wurzeln in dieser Zeit und können zumindest teilweise als Reaktion auf das Aufbegehren der Frauen gewertet werden, zumal diese Entwicklung dafür sorgte, dass Frauen im Berufsleben nicht in direkte

⁴⁰ Vgl. in diesem Zusammenhang auch die Ausführungen Barbara Vinkens über die generelle Erstärkung und Instrumentalisierung des Mutterbegriffes während der Frauenbewegung in ihrer Studie *Die deutsche Mutter: Der lange Schatten eines Mythos* (2007), 177-197.

Konkurrenz mit Männern treten konnten (Kaufmann 15). Hinzu kommt die Befürwortung der Mutterrolle als erstrebenswerteste Daseinsform einer Frau, die von den meisten FrauenrechtlerInnen geteilt wurde und, wie bereits erwähnt, ihre Rechtfertigung in Medizin, Philosophie oder Religion fand (Tebben 88).⁴¹ Durch die Akzeptanz der Geschlechterdifferenz als biologische Gegenbenheit – es ist zu vermuten, dass die Bekräftigung der Polarität teils auch als Beschwichtigung von den Frauenrechtlerinnen selbst zugunsten der Durchsetzung anderer feministischer Forderungen fungierte – verhärteten sich Gendernormen, während gleichzeitig die erste Frauenbewegung ihrem Höhepunkt zustrebte (Frevert 161-164).

Ungeachtet dieser aus heutiger Zeit vielleicht nachteilig erscheinenden Zugeständnisse seitens vieler Mitglieder der Frauenbewegung, d.h. die Bestätigung des biologischen Schicksales von Frauen, erschienen die Anliegen der Frauenbewegung nichtsdestotrotz für viele Gruppen der wilhelminischen Gesellschaft als Gefahr, da sie den Status quo im Bereich der Erziehung, der Bildung sowie der politischen Mitsprache anfocht:

Pfarrer beriefen sich auf die göttliche, Juristen und Staatsbeamte auf die weltliche Ordnung, wenn es darum ging, die untergeordnete Stellung der Frauen zu legitimieren. Historiker bemühten die Geschichte, Physiologen verwiesen auf die immanente Logik der Natur. Bildungsbürger fürchteten um die Kultur, Politiker um die Handlungsfähigkeit des Staates, Berufsverbände um ihre männliche Klientel, sollten Frauen größeren Einfluß gewinnen. (Planert 16)

⁴¹ Hedwig Dohm ist eine der Wenigen, die sich gegen diese biologistische Maxime gestellt hat.

Der antifeministische Widerstand formierte sich schließlich 1912 im „Deutschen Bund zur Bekämpfung der Frauenemanzipation“. Zwar zerbrach er am Ende des Ersten Weltkrieges, aber während seiner aktiven Jahre war der Bund, wie Ute Planert in *Antifeminismus im Kaiserreich* belegt, die best organisierteste Organisation ihrer Zeit (Planert 141). Auch heute gibt es zahlreiche antifeministische Gruppen, die jedoch wesentlich kleiner sind und sich überwiegend im Internet bewegen (Kemper). Es ist anzunehmen, dass der Antifeminismus aktiv bleibt, so lange der Feminismus seinen Platz in der Gesellschaft hat.

Überidentifizierung, die krank macht: Gabriele Reuters *Aus guter Familie* (1895)

Die Veröffentlichung des Romans *Aus guter Familie: Leidensgeschichte eines Mädchens* im Jahr 1895 machte die in Alexandria, Ägypten, geborene Gabriele Reuter (1859-1941) schlagartig berühmt (Richter 118-119). Reuters Geschichte über Agathe Heidling, ihre Entwicklung vom Mädchen zur jungen Frau traf den Nerv der Zeit, geht es doch um die große Frage, wie eine junge Frau des gehobenen Bürgertums im späten 19. Jahrhundert idealerweise sein sollte und welche Folgen Erziehungs- und Verhaltensideale in konsequenter Ausführung haben können. Agathe, die sämtliche Weiblichkeitsideale – Keuschheit, Aufrichtigkeit, Frömmigkeit, Unterwürfigkeit, Unwissenheit – verinnerlicht hat, verzweifelt an ihrer Unfähigkeit, einen Ehemann zu finden. Auch nachdem sie die Doppelnatur bürgerlicher Werte begreift, ist sie unfähig, ihre alten Verhaltens- und Denkweisen vollständig abzulegen. Hinzu kommt die Unvereinbarkeit vom sexuellen Erwachen Agathes und dem öffentlichen Anspruch der Unterdrückung weiblichen Begehrens: „So muß sie ironischerweise am Konflikt zwischen der internalisierten

Geschlechterrolle, die ihr von außen zudiktiert wird, und ihrem individuellen Selbstbewußtsein scheitern“ (Kaloyanova-Slavova 45). Am Ende des Romans bricht Agathe nach einer Attacke gegen ihre Schwägerin zusammen und verlebt danach zwei Jahre in einer psychiatrischen Anstalt, bevor sie, geistig gebrochen und gleichgültig gegen ihre Umwelt, zu ihrer Familie zurückkehrt.

Auf eindringliche Weise verbildlicht Gabriele Reuter am Beispiel ihrer Protagonistin jene Weiblichkeitsideale und -mythen, welche teils seit Jahrhunderten in westlichen Kulturen existierten und am Ende des 19. Jahrhunderts weiterhin direkten Einfluss auf das Leben von Frauen nahmen.⁴² Diese Ideale zeigten sich in einem sehr eingeschränkten Spektrum genderspezifischer Ausdrucksweisen. In ihrem Roman verdeutlicht Reuter, wie ein Leben zwischen Bevormundung, Verhaltensregeln und Verlogenheit zu Selbstzweifel und psychologischen Problemen, im schlimmsten Fall zum völligen Zusammenbruch führen kann.

Obwohl Reuter nicht beabsichtigte, ihr Werk in den Dienst der Frauenbewegung zu stellen, beweist sie Scharfsinn für die problematische, deformierende Mädchenerziehung in Zeiten des Kaiserreiches, welche junge Frauen blind macht für Zustände und Zusammenhänge: „Wir sind doch alle mit Schutzbrillen erzogen und da gehört erst mal eine ganze Weile dazu, bis man sich gewöhnt, ohne diese ins helle Tageslicht und rum um sich her zu blicken“ (*Dokumente* 574).⁴³

⁴² Agathes Schicksal war nicht die einzige Darstellung des Lebens junger Frauen aus höheren gesellschaftlichen Verhältnissen zur Zeit des Kaiserreiches. Hinsichtlich der zerstörerischen Einwirkung genderspezifischer Verhaltensnormen wird *Aus guter Familie* oft neben Fontanes Roman *Effi Briest* gestellt, welcher 1894 zunächst als Fortsetzungsroman, 1896 dann in Buchform veröffentlicht wurde (Bance 31-45, Dollard 26-27).

⁴³ In ihrer Autobiographie *Vom Kinde zum Menschen* (1921) heißt es, sie habe kein explizit feministisches Werk im Auftrag der Frauenbewegung schreiben wollen. Zwar stand sie mit einigen wenigen Frauenrechtlerinnen in Kontakt und wusste auch um die grundlegenden Forderungen, doch behielt sie zeitlebens eine gewisse Distanz und zeigte sich eher skeptisch vor allem den Bildungsansprüchen

Ein Ausblick auf die Zukunft: Agathes Konfirmation

Aus guter Familie beginnt mit Agathes Konfirmation, die in doppelter Weise als Initiation (Weber 198) gestaltet ist. Die sechzehnjährige Protagonistin bekommt Ratschläge ans Herz gelegt, die sie zu einer guten Christin machen sollen und die um so mehr noch dazu gedacht sind, sie auf ihre künftige Rolle als Mutter und Ehefrau einzustimmen. Obwohl Agathe zu diesem Zeitpunkt noch kindliches Ungestüm und Vorwitz ungehemmt nach außen trägt – „Ich will ja gar keinen Mann!“ (*Aus guter Familie* 15) –, lässt diese einführende Szene keinen Zweifel daran, dass das Mädchen bereits geschlechtsspezifische Codes verinnerlicht hat.⁴⁴ Von Beginn an hat sie Schwierigkeiten, jene oft abstrakten Ansprüche der Gesellschaft mit der Realität zu verknüpfen, wie sich im Folgenden immer wieder zeigen wird. Dem Buch *Des Weibes Leben und Wirken als Jungfrau, Gattin und Mutter*, eines der Konfirmationsgeschenke, kann Agathe noch nichts abgewinnen, aber ihr Wille zu Passivität und dazu, sich den Anforderungen eines Daseins als „ordentliche“ Tochter und Frau des Bürgertums unterzuordnen, sind von Anfang an ausgebildet.⁴⁵

Sehr bald auch kommt das Bestreben danach hinzu, einen Ehemann zu finden. Jedoch dominiert in Agathes Fantasie die Vorstellung von absoluter, reiner und realitätsenthobener Liebe, wie sie in der Literatur, vor allem der romantischen stilisiert wird. Mit einem Tizian'schen Jesusbild im Hinterkopf richtet Agathe sehr bald all ihr

gegenüber: „Die Frau, so wie sie war, mit ihren Sehnsüchten, Schwächen und Unberechenbarkeiten mir als umstürzenden Faktor im öffentlichen Leben vorzustellen, wollte mir selbst nicht gelingen. Aber sie war ein Mensch, so gut wie der Mann, darum sollte und mußte ihr jede menschliche Freiheit werden – darüber gab es keinen Zweifel – mochte sie sie dann verwerten, wie es ihr gut dünkte und soweit wie ihre eigenste Natur es zuließ“ (*Vom Kinde zum Menschen* 461-462; im Folgenden zitiert als VKM).

⁴⁴ Im Folgenden zitiert als AgF.

⁴⁵ Die Ratgeberliteratur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bekräftigt im Wesentlichen die Rolle der Frau als Mutter und Gattin, wenn auch am Ende des Jahrhunderts Titel erschienen, die sich aufgeschlossen gegenüber einer höheren Selbstständigkeit von Frauen zeigten – dies jedoch nur, wenn sich außerfamiliäre Aktivitäten in den Weiblichkeitsmythos reihen ließen (Richter 83-86, 112).

Denken auf die Ankunft ihres Traummannes und ist bereit, gemäß dem im Roman wiederholt genannten Bild der Frau als Pflanze oder verborgener Wurzel, alles nur für „ihn“ (71) zu tun.⁴⁶ Die grundlegende Bereitschaft, sich jegliche ich-bezogene Selbstverwirklichung zu versagen, macht Agathe theoretisch zu einer perfekten Kandidatin für den Heiratsmarkt. Dass aber Eheschließung in ihren Kreisen zumeist nichts oder wenig mit gegenseitiger Zuneigung oder romantischer Seelenpartnerschaft zu tun hat und um so mehr mit wirtschaftlichem und sozialem Kalkül (Budde 26), begreift Agathe sehr lange Zeit nicht. Herben Enttäuschungen ist sie daher nicht gefeit. Konfrontationen mit den „Vulgaritäten“ des Alltags bieten wiederholt Nährboden für den Ausbau ihrer Fantasiewelt, in der sie sich romantische Momente ausmalt.

Ein wesentliches Problem liegt in diesem Zusammenhang vor allem auch in der Tatsache, dass Erotik und Sexualität aus dem Bild der bürgerlichen Ehe, wie es öffentlich präsentiert wird, ausgeklammert werden. Agathe verkörpert in ihrem Bestreben, eine gute „Himmelsbürgerin“ wie eine gute „Staatsbürgerin“ (*AgF* 21) zu sein, das Paradox, dass sich in der Dressur von bürgerlichen Mädchen zu Unwissenheit und Passivität ergibt. Der verinnerlichte Wunsch nach Keuschheit und Frömmigkeit kollidiert mit dem Erwachen erotischer Gefühle und Bedürfnisse. Die Tatsache, dass Gabriele Reuter die Sexualität junger Frauen thematisiert – wenn auch eher in Andeutungen –, trägt zum progressiven Charakter des Romans wie zu seinem Skandalpotential zum Zeitpunkt der Veröffentlichung bei.⁴⁷ Während es durchaus „fachmännische“ Stimmen von Seiten der

⁴⁶ Ein prägnantes Beispiel dieses Motivs ist Friedrich Schlegels Frauenbild in *Lucinde* (1799).

⁴⁷ Während der Konfirmation muss Agathe z.B. „an eine anstößige Stelle“ (8) aus einem Buch denken, unmittelbar nachdem sie geschwört hat, „dem Teufel, der Welt und allen ihren Lüsten [zu] entsagen“ (8). Später, während ihrer Zeit im Mädchenpensionat, erwacht sie nach einem erotischen Traum, „geweckt von einem großen, brennenden Sehnsuchtsgefühl, welches ihr ganz fremd, ganz neu und schreckenserregend und doch entzückend wonnig war, so daß sie sich ihm einen Augenblick völlig hingab“ (53-54).

Medizin aus gab, die den Frauen von Natur aus sexuelle Empfindungen zugestanden, und in der Literatur weiterhin die Figur der sexuell unersättlichen und damit gefährlichen femme fatale weiterlebte, sollte das öffentliche Bild einer Frau vor allem durch Keuschheit definiert werden. Diesbezüglich oblag es dem Ideal nach auch dem Ehemann, seine Frau mit den Gefilden der Lust vertraut zu machen (Tebben, *Frauen* 43).⁴⁸

Über Keuschheit, Begehren und Sublimation

Während und nach der Konfirmationszeremonie wird Agathe durch den Zusammenprall „anstößiger“ Gefühle und dem Willen, „dem Teufel, der Welt und allen ihren Lüsten [zu] entsagen“ (8) geplagt. Das Paradox von ominös-erotischen Verheißungen einer Zukunft als Braut Gottes und dem Paradigma der emotionalen und sexuellen Selbstentsagung wird am Kaffeetisch von Pastor Kandler gepredigt: „Alles ist euer – ihr aber seid Christi! [...] Besitzt, als besäbet ihr nicht – genießt, als genösset ihr nicht! [...] Liebe – Liebe – Liebe sei Dein ganzes Leben – aber die Liebe bleibe frei von Selbstsucht, begehre nicht das ihre“ (19-20). Da Agathe einen kindlichen Glauben an die Aufrichtigkeit ihrer Umwelt besitzt und diesen auch in abgeschwächter Form lange beibehält, fürchtet sie sich, da sie nicht begreift, wie man Anforderungen dieser Art umsetzen soll. Die Angst zu versagen, eine schlechte Christin und Tochter zu sein, schwingt von der ersten Szene an mit. Dass das Sichtbare eines Menschen nicht zwangsläufig mit dem Inneren korrespondiert, kommt Agathe nicht in den Sinn, doch

⁴⁸ Dies widerspricht dem gängigen Motiv der Magd oder des Hausmädchens, welches den Sohn des Hauses in die Liebeskunst einführt, was wiederum im Kontrast zur Realität des vom Hausherrn oder –sohn verführten Dienstmädchens steht (siehe auch die Geschichte Wiesings, des Hausmädchens der Heidlings) und auf die unterschiedlichen Normen bzw. Weiblichkeitvorstellungen des Bürgertums mit Blick auf sich selbst und auf die Unterschicht verweist. Auf solch ein Schicksal verweist Reuter mit der Geschichte Wiesings, des Hausmädchens der Heidlings. Nachdem Agathes Bruder Wiesing wiederholt sexuell belästigt, wird sie entlassen. Später findet Agathe sie in ärmlichsten Zuständen wieder, zudem noch mit einem Neugeborenen, welches kurz nach der Geburt stirbt.

versucht sie fortan, dieser Norm zu entsprechen, weswegen es ihr immer schwieriger fällt, erotische, negative oder böartige Gedanken mit dem Modell der anständigen jungen Frau zu vereinbaren.

Dreh- und Angelpunkt für diesen Konflikt ist Agathes Aufklärungstrauma: Ihre Freundin Eugenie Wutrow, Tochter eines Tabakhändlers, die durch den Kontakt mit den Angestellten ihres Vaters aufgeklärt wurde und von diesen auch etliche sexuell konnotierte (Schimpf-) Wörter gelernt hat, gibt ihr Wissen an Agathe weiter. Diese ist zutiefst verwirrt. Nicht nur, weil Sexualität als Vulgarität und Bedrohung im Vergleich zu romantischer Fiktion und dem Selbstanspruch als sittsames Mädchen steht, sondern auch, weil das Urvertrauen in die Mutter erschüttert wird, welche Agathe „erzählte, ein Engel brächte die kleinen Babies“ (36). Schließlich vergisst sie das gewonnene Wissen, doch wird sie ab und zu durch Gespräche oder Geschriebenes an „die Mitwissenschaft eines trüben, verhängnisvollen Geheimnisses“ (43) erinnert. Wie sehr Agathe von diesem und späteren (erotisch konnotierten) Ereignissen bewegt wird, zeigt sich in der Szene ihres nervlichen Zusammenbruchs am Ende des Romans:

[Die] arme Agathe beschuldigte sich, Dinge gethan zu haben – [...] es war ja ganz unsinnig – kein Wort davon wahr! Sie hatte ja nicht die kleinste Backfischliebschaft gehabt Und sie nannte sich mit Namen – brauchte Ausdrücke, als ob ein böser Geist aus ihr redete. Eugenie begriff es nicht, wo sie die abscheulichen Worte nur gehört haben konnte. – Jener Frühlingsabend unter dem alten Taxusbaum, wo sie der kleinen Spielgefährtin die von den Cigarrenarbeitern und Dienstboten erlauschten,

unreinen Geheimnisse ins Ohr geflüstert – den hatte Frau Lieutenant
Heidling längst vergessen. (378)⁴⁹

Auch andere Faktoren als Sexualität und Begehren fallen in das zerstörerische
Weiblichkeitsbild, doch der wesentliche Einfluss dieser beiden auf den Niedergang der
Protagonistin ist nicht zu leugnen. Mehr noch, sie bilden den Nährboden für zahlreiche
psychoanalytische Interpretationen, nicht zuletzt, weil Sigmund Freud den Roman als
perfekte Darstellung der Entwicklung von Neurosen lobte (Mellmann 540).

Die historisch weit zurückreichende Sitte der Domestizierung weiblicher
Unschuld sowie die Disziplinierung weiblicher Sexualität sollte stets Garant familiärer
bzw. patriarchaler Integrität und gesellschaftlicher Stabilität sein (Tebben, *Frauen* 72).⁵⁰
Mit Agathe kreierte Gabriele Reuter ein besonders tragisches Beispiel dafür, welche
seelische Folgen dieser Gebrauch haben kann, vor allem, da sich die Protagonistin
weigert, sich dem doppelten Spiel ihrer Umwelt anzuschließen, oft aber dem Zwang zur
Schauspielerei und Verlogenheit nachgibt. Ihre Selbstverachtung steigt infolgedessen
weiter an.

Zeitweilig bietet ihr die Literatur eine Ausfluchtsmöglichkeit, da sie, eben wie die
Vorstellung von Jesus als perfektem Ehemann, eine sichere, kontrollierbare Alternative

⁴⁹ Es überrascht, wenn Gabriele Reuter rückblickend in ihrer Autobiographie ihre große Enttäuschung über die Reaktion eines „großen [Kreises] von Männern“ (VKM 470) auf den Roman beschreibt: „Was war ihnen die heilige reine Begeisterung für die Wahrheit, die mich getrieben nach den Untergründen alles menschlichen Seins zu graben? Die Enthüllung von Sexualitäten – nichts weiter“ (VKM 470). Womöglich lässt sich die Verbitterung über das Unverständnis teilweise durch den Abstand von mehr als fünfundzwanzig Jahren erklären, der zwischen der Veröffentlichung von *Aus guter Familie* und dem Erscheinen der Autobiographie lag, welche stark religiöse Züge trägt. Trotzdem erscheint es unverständlich, dass Reuter die Brisanz dieses Themas nicht vorhersehen konnte: „Tatsächlich müssen schon alle Kräfte der Verleugnung aufgeboten werden, um die sexuelle Botschaft des Romans zu überhören“ (Tebben, *Intimität* 161).

⁵⁰ Carol Diethe verweist auf die Theorie, dass das Klischee der keuschen (oder frigid)en bürgerlichen Ehefrau vermutlich (auch) den realen Gefühlen der jungen Frau ihrem Ehemann gegenüber entstammt: Bei einer Heirat aus zweckmäßigen Gründen dürfte es für viele Frauen schwierig und belastend gewesen sein, Emotionen der Zuneigung oder des Begehrens vorzutäuschen (7-8).

zur Realität darstellt. So gibt sich Agathe eine Zeit lang Tagträumen hin, in denen sie rauschende Abenteuer und Zuneigung mit und durch Lord Byron erfährt (*AgF* 102).

Doch diese Fantasien verblassen, als Agathe den Maler Lutz kennen lernt und sich in ihn verliebt, wobei er allerdings lediglich als Projektionsfläche für ihre Vision des „Einen“ (164), nur vage umrissenen Traummannes fungiert. Das sich Verlieren in Fantasiewelten wurde in vielen medizinischen Schriften rund um die Jahrhundertwende als typisches Symptom von Hysterikerinnen, aber auch von „frigiden“ Frauen und Nymphomaninnen angesehen und stets in Verbindung mit erotischen Wunschträumen gebracht (Schaps 80-81). Die in der Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts oft thematisierte Lesesucht oder Lesewut steht damit in unmittelbarem Zusammenhang, da vor allem Mädchen Gefahr liefen, so der allgemeine Glaube, ihr zu verfallen. Erst mit dem Aufkommen der Frauenbewegung, Romanen wie *Aus guter Familie* oder auch durch progressivere männliche Stimmen wird auf den Zusammenhang zwischen der defizitären Mädchenerziehung, zu der auch das Verbieten sämtlicher anspruchsvollerer Literatur gehört, und der geistigen Verarmung sowie dem Bedürfnis nach Eskapismus hingewiesen.⁵¹

Die Konfirmationsgesellschaft im Roman reagiert jedoch entsetzt, als sie feststellen muss, dass Agathe nicht nur einen Band mit Gedichten von Herwegh von ihrem Cousin Martin geschenkt bekommen, sondern dass sie auch einen Gefallen an dessen Inhalt hat, wobei das Mädchen die eigentlichen Implikationen der sozial-

⁵¹ Joachim Radkau weist in seiner Studie *Das Zeitalter der Nervosität* (1998) darauf hin, dass auch vereinzelt Männer auf den Bedarf einer umfassenderen Ausbildung für Mädchen und Frauen stimmten, oder dass Hysterie als bequeme Sammeldiagnose kritisiert wurde (123-126). In seinem Bemühen zu beweisen, dass das späte 19. Jahrhundert gar nicht so frauenfeindlich war, verharmlost Radkau allerdings die Zustände, wie z.B. in den Texten Reuters oder Dohms geschildert werden und ignoriert zudem organisierte antifeministische Formationen in der Kaiserzeit, wie Ute Planert sie darstellt.

revolutionären Texte nicht begreift und sie stattdessen auf die Rolle der braven Christin und jungen Frau bezieht. Der Vater hält dies für „besorgliche Symptome“ (24), doch der Pastor weiß ihn zu beruhigen: „Die Jugend hat ja schwache Stunden, wo ein berauschendes Gift wohl eine Wirkung thut, die bei gesunder Veranlagung schnell vorübergeht“ (25). Dennoch nimmt er Agathe das Buch weg. Die sorgfältige Selektion von Lektüre in der Mädchenerziehung hat somit die Aufgabe, jegliche ungewünschten Gedankengänge zu verhindern, seien sie politischer oder erotischer Art. Und der oben angeführte Kommentar des Pastors, der ein Spiegel kontemporärer gesellschaftlicher und medizinischer Ansichten ist, impliziert, dass jegliches Abweichen von der (Gender-) Norm, zum Beispiel durch sozialistische Aktivitäten oder extensives Tagträumen, auf einer krankhaften Konstitution beruhe.

Mehr noch als Literatur wird Religion und Religiosität für Agathe zu einem Ausflucht- und Sublimierungspunkt. Das Christentum gewährt, in der Form, wie es dem Mädchen zu pädagogischen Zwecken vermittelt wird, die Möglichkeit für ein imaginäres Brautsein – die Konfirmation bleibt Agathes einzige „Hochzeit“ –, da sie sich auf literarische Liebesabenteuern projizieren lassen.⁵² Erotisch geladene Jesusfantasien liefern einen Ersatz für reale (Körper-) Kontakte, während das christliche Dogma in seiner Bürgertumsvariante („genießt, als genösset ihr nicht“) Agathes Richtlinien und moralische Instanz verkörpert. Dass dieses vage umrissene Konvolut an widersprüchlichen Leitideen – die Erhabenheit als himmlische, doch sexualisierte Braut

⁵² Michel Foucault stellt den Zusammenhang zwischen Christentum und Erotik, d.h. ein gesteigertes Interesse, dass sich aus der vehementen Ablehnung gegen alles sexuell Konnotierte ergibt, in seinem Einführungsband zu *The History of Sexuality* dar (17-35). Vor Foucault hat z.B. schon Heinrich Heine in *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* (1835) ausdrücklich auf die erotischen Untertöne im christlichen Schrift- und Brauchtum hingewiesen.

im Gegensatz zum Dasein als demütiges Lamm – sich nahtlos in Agathes Unaufgeklärtheit fügen, beweisen auch ihre Vorstellungen von ehelichem Zusammensein, welches sie in seiner konkreten „Fleischlichkeit“ nicht zu imaginieren vermag. So versucht sie, sich den Abend nach der Heirat vorzustellen: „Sie nahm den Kranz und den Schleier ab, und er löste seine weiße Kravatte – und dann würde er komisch aussehen! Darüber kam sie nicht hinweg, und das Gefühl eines großen Glückes wollte sich nicht einstellen“ (99).

Auch in späteren Jahren erhält man nie das Gefühl, dass Agathe mit einer bestimmten Person um der Liebe willen zusammensein möchte, sondern immer nur eine Idee verfolgt und irgendeinen Mann zum Ehemann gewinnen will, um nur endlich keine Ausgestoßene mehr sein zu müssen. Da jedoch keiner ihrer Annäherungsversuche erfolgreich ist, stuft Agathe ihr Ziel immer weiter herunter, so dass sie zuletzt eine Besessenheit nach nur einem Kuss entwickelt, der ihr, so hofft sie, die erwünschte Selbstbestätigung und Anerkennung bringt. Gleichzeitig jedoch muss sie feststellen, dass sie vor jeglichem Körperkontakt zurückscheut, vermutlich teilweise aus Angst, zurückgewiesen zu werden, hauptsächlich aber auf Grund der übermächtigen Normvorstellungen: „Sie träumte die leidenschaftlichsten Abenteuer....und blieb doch nach außen das vornehme, zurückhaltende Mädchen. [...] Sie konnte nicht anders – wenn sie auch wollte. Sie spielte mit der Gefahr, nach der sie sich sehnte, bis sie vor der leisesten physischen Annäherung eines Mannes instinktiv zurückschauerte“ (271).

Desillusionierung durch das „wahre“ Leben

Die Art und Weise, wie Agathe sich fortwährend an ein Gemisch aus religiösen Vorschriften und Weiblichkeitsidealen klammert, steht in Wechselwirkung mit ihren

„Misserfolgen“ und mehrmaligen Konfrontationen mit doppelten Standards bzw. unromantischen Realitäten. Zu den prägendsten Momenten gehört, neben dem bereits genannten Aufklärungstrauma, der Besuch des ersten Balls. Agathe muss feststellen, dass solche Ereignisse nichts „unerhört Bezauberndes“ (80) sind. Die Autorin beschreibt den Ball als regelrechte Schlacht (84) und Fleischschau, was der Protagonistin sehr schnell zur Qual wird, während sie die prüfenden Männerblicke über sich ergehen lassen muss. Außerdem ist ihr das gekünstelte, kokettierende Verhalten ihrer Freundin Eugenie, ihres Bruders Martin und der anderen fremd, doch merkt sie, „daß auch sie sich mehr und mehr in ein ganz unnatürliches Wesen verlor“ (93). Und als sie beginnt, mit einem jungen Mann zu flirten, „ärgerte [sie] sich über sich selbst und auch über den jungen Mann, der ihr fade und ohne jede Romantik vorkam“ (93-94).

Schockiert reagiert Agathe auch auf das Geständnis des Hausmädchens Wiesing, das Agathe beichtet, ihr Bruder Walter habe sie sexuell bedrängt, womöglich sogar vergewaltigt. Weil sie es nicht besser weiß, übernimmt Agathe die oft in der Literatur ausgeformte, aber auch in anderen Texten oft belegte, geringschätzige Meinung des Bürgertums gegenüber der Arbeiterklasse und bezichtigt Wiesing der Lüge, zumal Walter zu diesem Zeitpunkt schon mit Eugenie verlobt ist (109). Doch dann kauft sie einen Türriegel für Wiesings Zimmer und stellt ihren Bruder schließlich sogar zur Rede. Dieser weist sie zurecht: „Du beträgst Dich nicht wie eine Dame, sondern wie ein exaltiertes Frauenzimmer. Es ist unpassend von Dir, an solche Dinge zu rühren!“ (114).⁵³ Agathe weiß sich in dieser Situation nicht weiter zu helfen, verdrängt daher den Vorfall und

⁵³ Noch weit bis ins 19. Jahrhundert hinein war es Ehemännern rechtlich gestattet, eine Affäre zu haben, so lange diese außer Hauses stattfand. Auch war die Gefahr des Gesichtverlustes durch außereheliche Liebschaften für Männer wesentlich geringer – währenddessen der Seitensprung der Ehefrau eine Scheidung legitimierte und darüber hinaus viel eher gesellschaftliche Achtung mit sich zog (Budde 32).

distanziert sich von Wiesing: „Es war für sie etwas Gemeinsames an dem Mädchen haften geblieben“ (115).⁵⁴

Besonders schwer trifft Agathe die Tatsache, dass ihre große Liebe, der Maler Lutz, ein gemeinsames Kind mit der Schauspielerin Daniel hat (191). Bis dahin war Agathe in der Lage gewesen sich einzureden, dass Lutz und die Schauspielerin Bruder und Schwester seien. Schmerzvoll ist nicht nur die Zertrümmerung all ihrer Träume bezüglich einer möglichen Zukunft mit Lutz sowie das verklärte Bild, das Agathe von ihm hatte, denn immerhin zwingt er „die Daniel“, das außereheliche Kind geheimzuhalten, um keinen Skandal herbeizuführen (193).⁵⁵ Auch die Feststellung, dass erneut jemand dem Glück näher gekommen ist als sie, nagt an ihr, vor allem hinsichtlich der Tatsache, dass es sich um eine Person handelt, die Agathe, ähnlich wie Wiesing, auf Grund der außerehelichen Schwangerschaft für moralisch verfehlt gehalten hat.

Auch wenn Agathe nach einiger Zeit „die Technik ihres Berufs als junge Dame“ (157) besser beherrscht, wird sie dennoch einer ihrer letzten Illusionen beraubt, als sie mit Ernüchterung begreift, dass das Gewinnen eines Mannes, in diesem Fall des Landrates Raikendorf, in ihren Kreisen nicht auf romanhaften Begegnungen, verliebten Blicken oder geflüsterten Zärtlichkeiten beruht. Den „Sieg über ein kühles, müdes Männerherz“ (254) erringt sie durch das Einhalten des ständischen Verhaltenskodexes,

⁵⁴ Wiesing wird einige Zeit später entlassen, als Agathes Eltern erfahren, dass sie schwanger ist (281). Vier Jahre später bittet sie Agathe um eine kleine Spende, da ihr Neugeborenes an Unterernährung gestorben ist und Wiesing verhindern will, dass die Babyleiche für die medizinische Lehre freigegeben wird (279). Wenig später stirbt auch das ehemalige Dienstmädchen, das, wie Agathe entsetzt feststellt, unter erbärmlichen Verhältnissen gelebt hat (289). Obwohl Gabriele Reuter mehrfach betont, dass sich ihre Geschichte mit dem bürgerlichen Milieu befasst, weil ihr dieses am vertrautesten sei, dass sie sogar vom Leid der Arbeiterklasse unberührt blieb (VKM 431-432), so weiß sie doch mit Episoden wie diesen einige der gravierendsten Probleme der Arbeiterschicht, d.h. der Arbeiterinnen, präzise einzufangen.

⁵⁵ Die abstoßenden Aspekte von Bällen, der Schock über die geheime Liebschaft des Malers sowie die Verachtung gegenüber des geliebten Cousins Martin, der Agathe zutiefst verletzt, weil er in ihrer Gegenwart schamlos mit einer Kellnerin flirte – allen drei Begebenheiten gemein ist der Einfall „vulgärer“ Geschlechtlichkeit in Agathes verklärte, romantische Traumwelt.

durch Performanz: „Aus Erfahrung und Beobachtung ein Vorbild zusammengefügt und sich danach gerichtet – ihre Rolle durchgeführt! Das Gemeinste, dessen ein Mädchen sich in ihren Augen schuldig machen konnte, war gethan – von ihr selbst“ (254).

Der psychische Verfall Agathes

Neben dem Konflikt zwischen Agathes Selbstanspruch hinsichtlich der Erfüllung ihrer Rolle als gute Tochter, Christin und begehrten zukünftige Gattin sowie der Ernüchterung durch die zu Tage tretende Doppelmoral der Gesellschaft wird der Weg in die psychiatrische Anstalt durch Agathes konsequente intellektuelle Unterforderung „gefördert“. Wie eingangs erwähnt, wird die literarische Lektüre Agathes streng kontrolliert – zu gerne hätte sie mehr über die Naturwissenschaften erfahren, doch der Bücherschrank bleibt verschlossen (303) –, und auch eine künstlerische Betätigung wird von den Eltern unterbunden. An Agathe zeigt sich die Monotonie im Leben einer Haustochter, die auf dem Heiratsmarkt keinen Erfolg erzielt.

Theoretisch hätten die Eltern sie auf eine höhere Töchterschule schicken oder Agathe sogar zu einem für Frauen akzeptablen Beruf ermutigen können (Budde 36, 109). Wie in *Aus guter Familie* deutlich wird, hat Agathe, dank der modernen Struktur von Familie und Arbeits- bzw. Produktionswelt keine andere Aufgabe im Hause, als sich auf die nächste mögliche Begegnung mit einem Mann einzustellen. Dass unverheiratete Töchter auch auf Grund angestiegener Lebensunterhaltskosten zur Last wurden, ist in zahlreichen Texten belegt, und trotzdem war die Entscheidung, einen Beruf für die Tochter zu finden, weiterhin zweite Wahl gegenüber einer Heirat, auch wenn diese sich nicht einstellen wollte (Richter 108-109). Als Frau des Bürgertums zu arbeiten, wurde in vielen Kreisen immer noch als Schande angesehen (Bührmann 107): „Nur-Konsumentin

zu sein geriet zum Prestigeindiz und zur Definitionskomponente der Bürgerfrau“ (Budde 84).

Da Agathe kein Forum, keine Ansprechperson hat, um der wachsenden Verbitterung, der Traurigkeit und den unterdrückten Aggressionen Luft zu machen – nur ihrem Tagebuch kann sie ihre Gedanken anvertrauen –, sorgt die Kombination von Unerfülltheit, Zurückweisung und Unausgelastetheit schon sehr früh für psychosomatische Reaktionen. Gabriele Reuter belegt Agathes psychische Probleme nie mit einem spezifischen Namen, obwohl Worte wie „eindrucksfähig“ (209), „Nerven“ (267) und „hysterische Verrücktheit“ (374) verwendet werden, die alle den Zweck haben, die patriarchalische Struktur des abwertenden gesellschaftlichen und medizinischen Blickes gegenüber „kranken“ Frauen wie Agathe zu identifizieren und kritisieren.⁵⁶ Die körperlichen Probleme der Protagonistin – Hustenanfall und Blut im Taschentuch, Nervenschmerzen, Schluckbeschwerden, Todessehnsucht oder Lachkrämpfe – sind ebenso vielverwendete literarische Motive, als auch zeitgenössische Symptome, die von Medizinern diversen (weiblichen) Nervenleiden zugeordnet werden.

Ähnlich wie in Hedwig Dohms *Werde, die du bist* geht es im Falle Agathes nicht um eine konkrete medizinische Diagnose, sondern in erste Linie um die Unmöglichkeit einer Realisierung von Weiblichkeit nach männlichen Standards, wobei die Institution Psychiatrie nur ein Faktor von vielen ist. Hinzu kommt, dass am Ende des 19.

⁵⁶ In der Literatur des 19. Jahrhunderts wird selten mit spezifischen Krankheitsbildern gearbeitet, was, so Weber, der unscharfen Definition von z.B. Hysterie und Neurasthenie zu verdanken sei (Weber 19). – Radkau konstatiert, dass „Nerven“ um 1900 „sehr oft als Hüllwort für die Sexualsphäre fungierten“ (Tebben, *Frauen* 61), und dass der Glaube an schwache Frauennerven im 19. Jahrhundert eher ein Relikt gewesen sei. Im medizinischen Kontext mag dies stimmen, zumal, wie im ersten Teil dieses Kapitels besprochen, die weibliche Sexualität mehr und mehr als behandlungsbedürftiges Feld in Opposition zu neurologischen Ursachen herausgearbeitet wurde. Der Gebrauch des Terminus „Nerven“ wird in *Aus guter Familie* jedoch ausschließlich im Kontext der geringen Belastung und Empfindlichkeit Agathes oder auch ihrer Mutter verwendet.

Jahrhunderts der Begriff von Hysterie oder Neurasthenie jedem bis zu einem gewissen Grad vertraut war. So macht Reuters Nachzeichnung von Agathes Weg in den Wahnsinn deutlich, dass es sich immer um eine literarische Inszenierung handelt, um eine Reflexion auf reales Geschehen, die ein besonderes Gespür für die Auswirkung von Fremd- und Eigenansprüchen sowie verdrängten Erinnerungen aufweist.⁵⁷

Wie in allen Analysen von Texten, die sich mit weiblichem Wahnsinn auseinandersetzen, so wurde auch etliche Male die Frage nach dem Grad von Agathes Beteiligung hinsichtlich ihrer Symptome gestellt. So kommt Lilo Weber zu der Schlussfolgerung: „Agathe bringt ihren Körper zum Sprechen“ (Weber 231). Und Karin Tebben urteilt, dass Agathe „Zuflucht zu einer Krankheit [nimmt]. [...] Das Zauberwort heißt Hysterie“ (*Intimität* 271). Beide Interpretationen unterstellen der Protagonistin eine aktive Rolle bezüglich ihres psychischen Verfalls sowie der psychosomatischen Beschwerden, als ob Agathe Nervenschmerzen oder blutigen Husten bewusst herbeiruft, um wenigstens auf diese Art auf ihre Leiden hinweisen zu können. Abgesehen von dem wütenden Protestgeschrei, in das Agathe nach einer gewaltvollen Auseinandersetzung mit ihrer Mutter verfällt, werden alle anderen Leiden als aus den psychischen Repressalien hervorgehend, nicht aber als Mittel eines positiv zu verstehenden Widerstandes geschildert. Wollte man das Verhalten der Protagonistin aus Sicht von

⁵⁷ Dass die Autorin Freuds Hysterie- bzw. Konversionsneurosentheorie „vorwegnimmt“, schafft natürlich Eindruck. Gabriele Reuter war jedoch daran gelegen zu zeigen, dass auch andere gesellschaftliche Aspekte für den psychischen Verfall von Bürgerstöchtern verantwortlich sind – obwohl sie die Rolle verdrängter sexueller Wünsche meines Erachtens nach unterschätzt (vgl. S. 49-50 dieser Arbeit). Welche medizinischen Schriften im Einzelnen Reuter zum Zeitpunkt des Verfassens des Romans bekannt waren, konnte bisher nicht ermittelt werden, und auch ihre autobiographischen Texte geben keine Auskunft darüber, ob das Studium von Geisteskrankheiten für sie von Bedeutung war. Es ist eher zu vermuten, dass sie, wie bereits angeführt, durch Zeitung, Pamphlete, Romane und ähnliches über (weibliche) Geisteskrankheiten informiert wurde. Darüber hinaus vermerkt sie in *Vom Kinde zum Menschen*, dass der Vater einer Freundin einen Nervenzusammenbruch hatte und dass sie selbst, bedingt durch Liebeskummer, einige Tage mit einem Fieber im Bett bleiben musste. Beide Episoden werden aber nicht ausführlicher besprochen.

Irigaray's hysterischer Mimesis betrachten, so könnte man sagen, dass Reuters Protagonistin Frausein bis zur Verzweiflung mimt in der Hoffnung auf Erfüllung, Liebe und Anerkennung – ohne jedoch daraus irgendeinen positiven Effekt erzielen zu können.⁵⁸

Wichtig ist auch anzumerken, dass Agathe bis zum Schluss gegen den Verdacht, verrückt zu sein, ankämpft: „Warum konnte sie allein sich nicht freuen? Niemals wieder? Warum sah sie überall mehr als andere, die doch klüger waren und schärfer und die Welt besser kannten, die etwas leisteten [...]? [...] Das war wieder krankhaft. Und sie wollte nicht krank sein. Sie wollte gesund sein. Mit aller Gewalt wollte sie gesund sein!“ (244). Agathe beweist dabei einen übermäßig starken Willen zur Selbstbeherrschung, der sie über die Jahre immer tiefer in die Spirale der inneren Zerrüttung zieht. Damit verknüpft ist ihr Hang zu schonungslosen Selbstbeschuldigungen, um mit Zurückweisungen oder anderen Konflikten umzugehen, was sich als fatale Verhaltenspraxis entpuppt. Ebenso wenig vermag sie sich von dem Grundsatz zu befreien, dass alles, was sie als Frau tut, nicht in erster Linie dem eigenen Glück dienen darf (347). Der Drang danach, gesund, also in den Augen der Gesellschaft unauffällig und angepasst zu erscheinen, führt zu einem immer größer werdenden Grad an Selbstverleugnung und der Bereitschaft, alles hinzunehmen, um auf irgendeine Weise den Status der guten Bürgersfrau zu erreichen (367). Dies führt sogar dazu, dass Agathe bereit wäre, sich „von Raikendorf schlagen – mißhandeln [zu] lassen“ (262), wenn er sie nur zu seiner Frau und zur Mutter seines Kindes machen würde.

⁵⁸ Ein erstaunlich ähnliches Verhalten wird uns in Charlotte Roches zweitem Roman *Schoßgebete* (2011) begegnen, welches ich im vierten und fünften Kapitel bespreche.

Für kurze Zeit gelingt es Agathe, ihre Versuche, ihr „Versagen“ und ihr Ausgeschlossensein durch eine Selbststilisierung zur Märtyrerin auszugleichen bzw. zu kompensieren und so ihr Dasein zu legitimieren (227, 271). Selbsthass, das Gefühl, dass sie keine begehrenswerte Frau ist, ihre jahrelangen Anstrengungen, die wachsenden Aggressionen gegen die Eltern, vor allem aber gegen die Schwägerin Eugenie zu unterdrücken, führen letztlich zu dem Ausbruch, der die Protagonistin in die Anstalt bringt: Agathe ist davon überzeugt, dass Eugenie und der Chefarzt des Kurortes, zu dem Agathe gegen ihren Willen gebracht wurde, ein Verhältnis haben: „Wenn sie draußen sind, wo keiner sie mehr sieht, da küssen sie sich – der Doktor und – Eugenie ha ha ha – und Walter küßt sie auch [...] – alle küssen sich“ (376). Als die Schwägerin ins Zimmer kommt, stürzt Agathe sich auf sie und versucht sie zu erwürgen.⁵⁹

Agathes Zeit in verschiedenen Anstalten wird nur kurz beschrieben. Es ist eine fast emotionslose Aufzählung von verschiedenen Therapien, die den Zweck der Zwangskorrektur haben: „Mit Bädern, Schlafmitteln, mit Elektrizität und Massage, Hypnose und Suggestion brachte man Agathe im Laufe von zwei Jahren in einen Zustand, in dem sie aus der Abgeschlossenheit mehrerer Sanatorien wieder unter der menschlichen Gesellschaft erscheinen konnte, ohne unliebsames Aufsehen zu erregen“ (378-379). Nachdem sie bereits vor dem Tod der Mutter den Haushalt übernommen hatte,

⁵⁹ Meiner Ansicht nach wird Eugenie auch deshalb zu einem Sinnbild persönlicher Schmach für Agathe, da die andere Frau die einzige Person im Leben der Protagonistin ist, zu der sie je körperlichen Kontakt und, wenn auch von Eugenes Seite nie aus ernsthaften Bestrebungen heraus, eine liebesähnliche Beziehung hatte: Während der Zeit im Pensionat zeigt sich Agathe sehr anhänglich, ist glücklich, „als Eugenie sie eines Abends in ihr Kämmerchen herüberholte und mit Chokolade fütterte“ (50). In der selben Szene küsst Eugenie Agathe „leidenschaftlich“ (52), nachdem sie der Freundin gebeichtet hat, dass man sie nur deswegen ins Pensionat gebracht habe, weil ihre ersten Liebesabenteuer mit einem Angestellten des Vaters aufgedeckt wurden (51). Für Agathe wird dies der erste und letzte Kuss bleiben. Und es ist Eugenie, die Agathe ihres Restes an Mündigkeit beraubt, wenn sie darüber bestimmt, dass die „überspannte“ Schwägerin unbedingt zur Kur müsse: „Kranke haben keinen Willen“ (366).

wird sie nun quasi vollständig zur neuen, geistig verstummten Frau an der Seite ihres Vaters, die den Beruf einer willenlosen Patientin eingenommen hat.

Blut und Nerven: Frauenschicksale in *Aus guter Familie*

Die Verfallsgeschichte Agathe Heidlings können wir als Verhinderungsroman oder als dunkle Satire auf den Entwicklungsroman verstehen.⁶⁰ Agathe stellt ein literarisches Experiment dar, nämlich die Manifestierung sämtlicher klischeehafter Ideale von Weiblichkeit, die in ihren Extremen die Widersprüchlichkeit und Perversion des Weiblichkeitsideals offenlegt, wenn dieses bis in letzter Konsequenz ausgeführt wird. Wir sehen die romantische Sehnsucht nach dem Tode, die Lebensnaivität, den Willen, an erster Stelle anderen zu dienen, anstatt eigennützigen Wünschen nachzugehen, das Einhalten des Keuschheitsgebots sowie die Fixierung darauf, eine gute Ehefrau und Mutter zu werden.⁶¹ In der Theorie repräsentiert Agathe die perfekte „Wurzel“, die sich nach Belieben formen lässt. Dennoch wird sie konstant zurückgewiesen. Man nimmt sie als anormal, zu religiös, zu fromm oder zu verspannt wahr. Letztlich wird sie dadurch an ihrer inneren Zerrissenheit und der gesellschaftlichen Scheinrealität irre.

Lilo Weber kommt in *Fliegen und Zittern: Hysterie in Texten von Theodor Fontane, Hedwig Dohm, Gabriele Reuter und Minna Kautsky* zu dem Schluss, Agathe könne in ihren Fluchtfantasien „keine alternativen Entwürfe zu den Normen, Bildern und Mythen von Weiblichkeit [finden]“ (214). Dadurch, dass die Protagonistin derart von

⁶⁰ Weber verwendet den Begriff „Verbildungsroman“ (199), und Richards spricht von einem „Anti-Entwicklungsroman“ (150).

⁶¹ Hinzu kommt das Spiel mit dem Motiv des schönen Leichnams, als Agathe im Mädchenpensionat den toten Körper einer Mitschülerin voll Schaudern und Faszination betrachtet (60). Doch sobald sie mit der realen Möglichkeit des Todes während der extremen Husten- und Erstickungsanfälle konfrontiert wird, bekommt sie es mit der Angst zu tun. Und letztlich versagt sie sich den Suizid auf Grund ihres Pflichtgefühls dem Vater gegenüber (362), der an einer Stelle sagt: „Du hast nicht nur Verpflichtungen gegen Dich selbst, sondern auch gegen die Gesellschaft, vor allem aber gegen die Stellung Deines Vaters“ (231).

dem unmöglichen Wunsch, das Weiblichkeitsideal zu realisieren, durchdrungen ist, kann sie zwar keine alternative Lebensgestaltung akzeptieren oder für sich nutzbar machen – diese Alternativen existieren jedoch in ihrer Umgebung.⁶² So gibt es das Künstlerehepaar Woszniesky, das, trotz der unsicheren finanziellen Situation, ein glückliches Leben führt. Agathes Cousine Mimi widmet ihr Leben der Kirche und wird Diakonissin, „[ohne] nach links und rechts zu sehen“ (*AgF* 230). Eugenie schließlich schlägt als Mutter und Hausfrau den traditionellen Weg ein, gibt in der Ehe dank ihres forschenden Wesens jedoch die Richtung an. Durch ihren Cousin Martin, Agathes erste Liebe, wird die Protagonistin sogar kurz dazu animiert, sozialpolitisch aktiv zu werden und ihre Geschichte zu veröffentlichen (353).⁶³ Da sich Agathe jedoch in erster Linie mehr als Freundschaft zwischen Martin und sich erhofft, zerplatzt auch dieser Traum, als sie sieht, wie der Cousin ungeniert mit einer Kellnerin eines Wirtshauses flirtet.

In dem extremen Grad an Stilisierung, in welchem Gabriele Reuter ihre Protagonistin zeichnet, ist Agathe trotzdem keine Ausnahme in ihrer direkten Umgebung. Über die weiblichen Gäste des Kurhauses, das Agathe und Eugenie besuchen, wird gesagt, dass „[sie fast] alle jung [waren], auf der Sommerhöhe des Lebens. Und sie teilten sich in zwei ungefähr gleiche Teile: die von den Anforderungen des Gatten, von den Pflichten der Geselligkeit und den Geburten der Kinder erschöpften Ehefrauen und die

⁶² In der Mutter findet Agathe keine Hilfe oder wahre Unterstützung. Durch die gleiche Erziehung gegangen und mit noch schwächerer physischer und psychischer Konstitution versehen, ist die Mutter mit der Erziehung ihrer Tochter vollkommen überfordert, denn niemand hat sie je wirklich darauf vorbereitet (44). Darüber hinaus haben mehrere Geburten sowie der Tod einiger von Agathes Geschwistern in sehr jungem Alter ihre Spuren hinterlassen. Da sie sich nicht anders zu helfen weiß, gebraucht die Mutter hin und wieder auch Gewalt, zum Beispiel als Agathe zu spät nach Hause kommt (41). – Das Bild einer konfliktreichen, durch Spannungen (und auch Aggression) geprägten Mutter-Tochter Beziehung findet sich in nahezu allen hier untersuchten Texten wieder. Aus diesem Grund widmet sich Kapitel 4 diesem Thema näher.

⁶³ Im Grunde fordert Martin sie auf, das zu tun, was Reuter mit ihrem Roman getan hat, zu „künden, was Mädchen und Frauen schweigend litten“ (*VKM* 432)

bleichen, vom Nichtsthun, von Sehnsucht und Enttäuschung verzehrten Mädchen“ (369-370).

Weiblicher Wahnsinn in *Aus guter Familie* repräsentiert damit die Undurchführbarkeit des wilhelminischen Weiblichkeitsideals sowie jene krankmachenden Verhaltensweisen, in welche die Protagonistin trotz ihres Weitblicks hoffnungslos verstrickt ist. Jede Frau, so die Botschaft des Romans, hat unterschiedliche Bedürfnisse, die nicht zwangsläufig durch die alleinige Rolle als aufopfernde Ehefrau und Mutter gedeckt werden können. In diesem Sinne weist Reuter das Bild der Frau als Erhalterin des Kaiserreiches, die mit ihrem Blut und ihrer psychischen Gesundheit Nerven für die Verrichtung ihrer Pflicht bezahlt, zurück:

Frauen – Frauen – nichts als Frauen. Zu Hunderten strömten sie aus allen Teilen des Vaterlandes hier bei den Stahlquellen zusammen, als sei die Fülle von Blut und Eisen, mit der das Deutsche Reich zu machtvoller Größe geschmiedet, aus seiner Töchter Adern und Gebeinen gesogen, und sie könnten sich von dem Verlust nicht erholen. (*AgF* 369)

Reuters Debutroman vermittelt eine für die Jahrhundertwende progressive Nachricht, dass jeder Frau (des Mittelstandes) eine individuelle Selbstentfaltung, vor allem im Sinne des persönlichen Ausdrucks sowie der Selbstbestätigung, zugestanden werden muss: „Etwas Werdendes . . . Ein Kind – oder ein Werk – meinetwegen ein Wahn, jedenfalls etwas, das Erwartungen erregt und Freude verspricht, mit dem man der Zukunft etwas zu schenken hofft – das braucht der Mensch, und das braucht darum auch die Frau!“ (355).

Während Agathe trotz ihrer Erkenntnis allerdings keinerlei ernsthaften Widerstand entwickelt, wagt sich Hedwig Dohms Protagonistin hingegen, nicht nur

künstlerisch aktiv zu werden, sondern bemüht sich auch um eine Umdeutung kultureller Motive, ganz im Sinne einer Theoretisierung weiblicher Ästhetik. Inwiefern dieser Versuch Erfolg hat, wird im Folgenden behandelt.

Ein Versuch später Selbstverwirklichung: Hedwig Dohms *Werde, die du bist* (1894)

Obwohl Hedwig Dohm nie in direktem Kontakt zu Mitgliedern der Berliner Frauenbewegung stand (Joeres 86, Beuys 34), war sie zu Lebzeiten eine der ausdrücklichsten und radikalsten Verfechterinnen für Frauenrechte. Zeitweilig in Vergessenheit geraten und in den 1970er Jahren wiederentdeckt, sind Dohm und ihre Schriften heute noch so aktuell, wie man es von Texten des 19. und frühen zwanzigsten Jahrhunderts nicht unbedingt erwarten würde. Wenn jemand heutzutage die Meinung veräte, der Mutterinstinkt sei ein kulturhistorisches Konstrukt, welches mit Hilfe der künstlichen Kultivierung der Mutterliebe zum Fernhalten von Frauen von anderen Betätigungsfeldern außerhalb des Hauses führe (Dohm, *Mütter* Loc22-62), würde dies auch im 21. Jahrhundert für Kontroversen sorgen. Es ist der moderne, hoch progressive und nicht zuletzt radikal-herausfordernde Ton, der Hedwig Dohm in ihrer Zeit zu einer Art *Enfant terrible* für alle Antifeministen, aber auch für gemäßigte Frauenrechtlerinnen machte. Hauptsächlich sind es allerdings die journalistischen und essayistischen Publikationen, die an erster Stelle mit Dohms Idealen und polemischen Forderungen in Verbindung gebracht werden. Einige ihrer bekanntesten Texte sind zum Beispiel *Was die Pastoren von den Frauen denken* (1872), *Die wissenschaftliche Emancipation der Frauen* (1874) oder *Die Antifeministen* (1902). Alle Schriften Dohms zeichnen sich durch einen Scharfsinn für gesellschaftspolitische Zusammenhänge aus und sind durch den

Grundsatz „Menschenrechte haben kein Geschlecht“ gekennzeichnet.⁶⁴ Dem inbegriffen ist der grundlegende Glaube an die soziale Bedingtheit von Geschlechtsidentitäten und -normen und eine Zurückweisung von Biologismen, die die freie Entfaltung eines Menschen behindern.

Vor allem bezüglich der Vorenthaltung von umfassender Bildung gegenüber Mädchen und Frauen weisen sowohl die Sachtexte wie auch die belletristischen Werke auf die Problematik hin, die einer „geschlechtlich [codierten] Sprach- und Literatursozialisation“ (Pailer, *Dohm* 7) entspringt.⁶⁵ Gleichzeitig bewies sich das Frauenbild der Autorin doch stets recht differenziert. Nie versuchte sie, die Prämissen der bürgerlichen Welt auf den Alltag von Frauen der Arbeiterschicht zu übertragen, sondern kritisierte im Gegenteil des Öfteren andere Mitglieder der bürgerlichen Frauenbewegung für deren Unwissenheit oder auch den Unwillen, sich mit den Lebensbedingungen der Arbeiterinnen auseinanderzusetzen. Frau war nicht gleich Frau für Hedwig Dohm. Aber für jede einzelne von ihnen forderte sie die absolute politische, ökonomische und soziale Gleichberechtigung.

Die literarischen Texte Hedwig Dohms sind weniger bekannt und werden mitunter sogar als weniger bedeutsam eingestuft, da sie gegen die unverblünte Ausdrucksstärke der polemischen Schriften verblassten (Weber 144-145). Die Ursache dieser Wertung beschreibt Gaby Pailer treffend: „Die in der literaturwissenschaftlichen Frauenforschung verbreitete Tendenz, die Dichtung einer Autorin an den Forderungen der Frauenbewegung zu messen, führt im Falle Dohms dazu, daß Polemik und Erzählprosa gegeneinander ausgespielt werden“ (*Schreibe* 10). In ihrem literarischen

⁶⁴ Dies ist der letzte Satz der Schrift *Der Frauen Natur und Recht* (1876).

⁶⁵ Agnes Schmidt, die Protagonistin aus *Werde, die du bist*, sagt diesbezüglich: „Ich habe ja nicht gelernt, zu denken, und das muss man doch lernen“ (Dohm, *Lesebuch* 66).

Werk inszeniert die Autorin eine ganz andere, weniger scharfe, aber dennoch nicht zu übersehende feministische Kritik. Eine Kritik, die sich aus der Beschreibung von Frauen ergibt, die noch gefangen sind in ihrem Unwissen über die soziale Ungerechtigkeit zwischen den Geschlechtern oder die erst zu verstehen beginnen, was ihnen bisher verwehrt wurde. Diese Frauen sind noch nicht da, wo Dohm sie gerne sehen würde: „[One] should speak of realism rather than ambiguity“ (Diethe 153).

In gewisser Weise nimmt die Novelle *Werde, die du bist* die Geschichte Agathe Heidlings auf, hätte diese sich in die ihr vorgegebene Rolle als Mutter und Hausfrau gefügt.⁶⁶ Doch wo Agathe bereits in jüngeren Jahren die Widersprüchlichkeit und Unausführbarkeit des Weiblichkeitsideals erkennt, führt Agnes Schmidt, die Protagonistin Dohms, über Jahrzehnte ein „normales“ Leben. Als sie unerwartet zur Witwe wird, muss sie erkennen, dass die Gesellschaft ihr über ihre Pflichten gegen Mann und Kinder hinaus keinerlei weiteren Lebenszweck zugedacht hat. Dadurch ergibt sich Agnes Kampf um eine neue Persönlichkeit, und über mehrere Jahre schwankt sie zwischen Enthusiasmus und Verzweiflung hin und her.

Theoretisch steht die Welt ihr offen, da sie sich entscheidet, das Geld, das ihr bleibt, nicht von einem ihrer Schwiegersöhne verwalten zu lassen, sondern selber zu nutzen. Sie besorgt sich zahlreiche Bücher, besucht Galerien und begibt sich schließlich auf eine als verfehlte Wanderjahre gestaltete Reise. Indem Agnes versucht, sich die westliche, durch den männlichen Blickwinkel geprägte Kultur zu eigen und zunutze machen, wird ihr die Unzugänglichkeit qua unzureichender Bildung bewusst: Frauen werden nicht auf eine Auseinandersetzung mit Literatur oder Philosophie, geschweige

⁶⁶ Der Titel ist eine Abwandlung des Satzes „Werde, der du bist“, manchmal auch übersetzt mit „Lerne zu werden, der du bist“. Der Spruch stammt von dem frühgriechischen Dichter Pindar.

denn auf selbständige Produktion, vorbereitet, da dies nicht als ihr natürliches Umfeld angesehen wird. Und so endet Agnes Konfrontation mit der westlichen Kultur in einer herben Enttäuschung und einem psychischen Zusammenbruch. Dieser wird nicht zuletzt durch die (von ihr empfundene) Zurückweisung durch einen jungen Mann ausgelöst, von dem sie sich geistige Verbundenheit und platonische Liebe erhofft hatte. Kurz nach ihrer Rückkehr „war der Irrsinn zum Ausbruch gekommen“ (34) und Agnes endet in einer Anstalt außerhalb Berlins, nun unter der Pflege Doktor Behrends, wo sich auch die gesamte Novelle zuträgt.

Einen großen Teil nimmt die Beschreibung von Agnes Leben und ihrer Suche nach sich selbst ein: Nachdem sie durch die erneute Begegnung mit dem jungen Mann – er stellt sich als befreundeter Kollege des Anstaltsleiters heraus – ihren Zustand geistiger Abwesenheit verlassen kann, überlässt sie Doktor Behrends ihr Tagebuch, damit er die Ursache ihres Wahnsinns verstehe. Die Novelle endet mit Agnes Tod, wobei ihr Hinscheiden als Konfigurierung des Märtyrertods bzw. der Kreuzigung Jesus dargestellt wird.

Agnes als Mutter und Ehefrau und Witwe

Ganz ähnlich wie im Fall Agathe Heidling versteht niemand in Agnes Familie, wie es zu ihrem geistigen Verfall kommen konnte. Nur ihr „ungehöriges“ Benehmen, nämlich die allein durchgeführten Reisen, wurden als Merkwürdigkeit eingestuft. Die grundsätzliche Beschreibung der „alten“ Frau – Agnes ist zum Zeitpunkt des Geschehens etwa sechzig Jahre alt –, die Doktor Behrends erhält, ist die, „dass sie eine gute, brave, etwas beschränkte und philiströse Hausfrau gewesen, unwissend und völlig im Familienleben aufgehend“ (33). Rückblickend gibt Agnes selber eine Erklärung für ihre

„Beschränktheit“, als sie über ihre Kindheit sagt, dass ihr Bruder immer bevorzugt und alles Geld der Familie für ihn und seine Erziehung verwendet wurde (40-41).⁶⁷ Doch Agnes nimmt dies hin, ohne sich zu beklagen, da sie kein Bewusstsein für die Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern besitzt. Sie freut sich auch sehr darüber, als sie sich schließlich verlobt. Wie Agathe assoziiert sie mit der Ehe nur die gesellschaftlich verherrlichten Symbole: „Was mich aber unwiderstehlich lockte, war die Vorstellung von dem weißen Atlaskleid mit der Schleppe, von dem Myrtenkranz und dem Schleier“ (42).

In den darauffolgenden Jahrzehnten zeichnet sie sich als gute Ehefrau aus, die, wie ihre Mutter, nur für den Ehemann und ihre Kinder lebt und alles nach deren Wünschen einrichtet. Die einzige Andeutung von Problemen macht Agnes in Bezug auf die intimen Kontakte mit ihrem Mann, deren Unerfreulichkeit sie als ihre Schuld beschreibt:

Ich bin wohl kalt und scheu von Natur, und mein innerstes Wesen sträubte sich gegen vieles, was zur Ehe gehört. Als ich ihm zwei Kinder geboren, sah Eduard ein, dass für einen noch größeren Zuwachs der Familie sein Gehalt nicht ausreichen würde. Und von da an lebten wir friedlich und gut miteinander, in einer wolkenlosen Ehe, die dreiunddreißig Jahre währte. (42-43)

Ihr Mutterdasein empfindet Agnes nicht als Last, doch wünscht sie sich, dass sie wie früher Zeit zum Lesen hätte (44). Alles in allem jedoch akzeptiert sie ihr Dasein, das vollkommen ihrer Familie, nicht sich selbst, geweiht ist.

⁶⁷ In der Beschreibung ihrer eigenen Kindheit äußert Dohm ihre Empörung über die Benachteiligung von Mädchen hinsichtlich der Schulbildung. Sie selber beneidete ihre Brüder, die alle das Gymnasium besuchen konnten (Dohm, *Kindheitserinnerungen* 70-71, 77).

Erst als ihr Mann nach längerer Krankheit stirbt – die beiden Töchter haben eine eigene Familie –, realisiert sie, dass da nichts mehr ist, was sie erwartet, zumindest hat es die Gesellschaft nicht so vorgesehen. Sie besucht ihre Kinder, fühlt sich aber nutzlos und überflüssig und bemerkt, dass sie als Belastung empfunden wird. Agnes hat, im wahrsten Sinne des Wortes, ihre Rolle ausgespielt: „Eine Witwe, das heißt: Dein Mann ist tot. Und du bist mit ihm begraben“ (50).

Ein neues Leben

Die ernüchternde Rekapitulation ihrer Ehe gibt ihr zu verstehen, dass sie und ihr Mann letztlich nicht einmal wirklich miteinander vertraut waren (47). In gleichem Maße sind ihre Töchter ihr nun fremd. Das Ergebnis ihrer im Tagebuch festgehaltenen Selbstprüfung lautet: „Ich bin keine Persönlichkeit. Ich bin niemand“ (50). Anstatt für den Rest ihres Lebens vor sich hindämmern, führt sie den Selbstdialog mit sich selbst fort und dokumentiert den Start in ein neues Leben. Das Verfassen des Tagebuchs funktioniert dabei als Stütze, als Mittel der Selbstprüfung und Reflexion. Vor allem die ersten Einträge haben den therapeutischen Zweck der Vergewisserung, dass da jemand ist, der auch noch jenseits der öffentlichen Person Agnes Schmidt existiert. Ebenso wie Agathe Heidling hat auch Agnes keine Kontaktperson, der sie sich in irgendeiner Weise anvertrauen könnte (39), weswegen auch in Dohms Novelle der Schriftverkehr mit sich selbst zur Ausdrucksform des Innenlebens wird. Da Agnes sich mit einem Leben als leere Hülle nicht zufriedengeben will, wird das Tagebuch zum einzigen Zeugen ihres Daseins sowie ihres Kampfes. Sobald sie versucht, „vernünftig“ zu sein und das Schreiben aufzugeben, kehrt eine sie seit dem Tode des Mannes heimsuchende Angst und Unruhe in noch stärkerer Form zurück.

Nahrung für ihren unterversorgten Geist findet die Protagonistin zunächst in Büchern der verschiedensten Genres, doch der sich steigernde Wissensdurst ist gepaart mit Überforderung angesichts der ungeahnten Welten und Theorien, die sich ihr nun eröffnen. Sie liest oder überfliegt, „bis zu krankhafter Aufregung“ (54).⁶⁸ Und genau so wie Agathe lässt sich auch Agnes für heroische Frauenfiguren begeistern, sehnt sich also nach einem neuen Sinn für ihr Leben, der jedoch weiterhin mit dem Ideal der Hingabe bzw. Selbstaufgabe verbunden ist.⁶⁹ Ihre Hast wird auch mit der Angst erklärt, nicht mehr genug Zeit zur Verfügung zu haben, um das Wissen der westlichen Kulturwelt nachzuholen. Basierend auf Agnes Aussage, „Ich will den Geist des Ganzen fassen, im Fluge“ (54), schussfolgert Anna Richards, dass die Protagonistin sich grundsätzlich gegen Körperlichkeit und die Definition durch diese wendet und verweist dazu auch auf Agnes platonisch gedachte Liebe zu dem jüngeren Arzt Johannes. Sie sieht „the growth of her soul in proportion to the wasting of the body“ (Richards 187). Trotz der wiederholten Betonung von Vergeistigung und asketischen Tendenzen spielt aber auch der Fokus auf das Physische eine Rolle in dem Bemühen, ein neues Selbst zu erschaffen.⁷⁰ Agnes lässt sich ein Wollkleid im Stile Marie Antoinettes anfertigen und

⁶⁸ Diese Art von Lesewut wird in der Literatur und auch in medizinischen Berichten des 18. und 19. Jahrhunderts zumeist mit jüngeren Frauen in Verbindung gebracht. Auf Grund der Annahme, dass die natürliche weibliche Konstitution als ungeeignet für gehobene literarische Kost angesehen wird, versuchte man, wie in *Aus guter Familie* geschehen, den Töchtern jegliche „ungehörigen“ Titel vorzuenthalten. In Dohms Text wird deutlich, dass die Reaktion auf den Informations- oder Wissensrausch in dem radikalen Schritt aus der Unwissenheit heraus begründet liegt. Mit verständlichem Verdruss reagiert Agnes im Übrigen auf feministische Theorien, die ihr, viel zu spät, in die Hände fallen: „Was soll mir das! jetzt! was!“ (55)

⁶⁹ In Zusammenhang mit Agnes Besuchen in Galerien macht Dohm eine Anspielung auf Wagner, Dekadenz und Nietzsches Rauschtheorie (56). Es wird nicht explizit gesagt, ob die Protagonistin die entsprechenden Schriften liest. Dennoch steht ihr anfänglicher Zweifel ihrem Wissensdrang gegenüber unter dem Zeichen des Widerstreits zwischen dionysischem Rausch und apollonischer Formenklarheit. Wie im Abschnitt über Agnes Bildungsreise allerdings deutlich wird, ist ihr Selbstfindungsunternehmen, ganz im Sinne von Dohms essayistischen Texten, den Idealen der Aufklärung verpflichtet.

⁷⁰ Agnes verbringt die Sonntage in der Anstalt mit Fasten, nachdem sie, in ihrem Zimmer verbleibend und mit dem vertrockneten Myrtenkranz auf dem Kopf, den Messeklängen der Orgel gelauscht hat (34).

beharrt darauf, ihre Haare offen zu tragen, was für Frauen ihres Alters untypisch bzw. unziemlich ist (55). Und auch hinsichtlich ihrer Gefühle Johannes gegenüber, den sie auf einer ihrer Reisen kennenlernt, erhält man den Eindruck, dass ein gewisser Grad Selbstzensur des Anstands wegen mitschwingt, da romantisch-erotischen Gefühlen einer älteren Frau generell, und erst recht einem jüngeren Mann gegenüber mit gesellschaftlicher Ablehnung oder sogar Verachtung begegnet wird. Das Bestehen auf rein geistige Zuneigung kann meines Erachtens auch als selbstaufgelegter Sublimierungszwang gedeutet werden: „Das zärtliche Ineinanderschlingen von Stimmungen und Gedanken, ja, auch sie sind eine zarte Wollust, und die Küsse, die nicht auf die Lippen geküsst werden, sondern von Seele zu Seele, auch sie sind eine Ekstase, ein inbrünstiges Erschauern der feinsten Nervendrähte, Funken von der Weltseele abgesprüht“ (87-88).

Der Wunsch nach kultureller Teilhabe

Direkt zu Beginn von Agnes Reise wird deutlich, dass sie mit dieser die Bildungsprogrammatik der Aufklärung beschwört: „Eine ethische Wanderlust ist's. [...] Ich sehne mich unaussprechlich nach Weisheit und nach reiner Vernunft“ (64-65). Traditionsgemäß begeben sich Frauen nicht auf Bildungsreisen, noch wird ihnen, laut Kant, Vernunft geleitetes Handeln wirklich zugestanden. Erneut verdeutlicht Dohm, dass die Hindernisse, die sich vor der Protagonistin auftun, nichts mit der „fachmännisch“ konstatierten geistigen Schwäche des weiblichen Geschlechts zu tun hat. Vielmehr ergibt sich aus der den Frauen anezogenen Unwissenheit ihr Unvermögen, sich dem kulturellen

Wissen einzureihen bzw. es sich überhaupt im vollen Maße zu erschließen.⁷¹ Es fehlt der Zugang zum männlich bedingten Code, zu einer Sprache, um bildende Kunst, Philosophie oder Literatur in ihren Bildern und Querverweisen zu verstehen: „Ich möchte schöpfen, schöpfen aus der Tiefe meiner Brust, da rinnt ein Quell, aber ich habe kein Gefäß zum Schöpfen“ (71).

Agnes Gedankengänge, die sie während ihrer Reise an die Nordsee, nach Florenz und Capri festhält, zeigen den Einfluss verschiedener westlicher Gedankenströme, die sie über ihr Schicksal, das Wesen des Menschen und sein Schicksal im Verhältnis zur Welt reflektieren lassen. Immer wieder ist sie der Verzweiflung nahe in ihrem Erkennen, dass es Frauen nicht vorgesehen ist, an diesem Denken teilzuhaben, geschweige denn einen eigenen Beitrag zu leisten. Ich kann an dieser Stelle nicht detaillierter auf Dohms Auseinandersetzung mit der westlichen Kultur eingehen und verweise daher auf Gaby Pailers *Schreibe, die du bist: Die Gestaltung weiblicher „Autorschaft“ im erzählerischen Werk Hedwig Dohms* (1994). Hierin beschreibt sie, wie Dohm vor allem eine Kritik an Goethe und Nietzsche in ihre Novelle einfließen lässt und zum Beispiel auch den Geniegedanken in Frage stellt und Agnes als Gegenbild Mignons entwirft.

Dohm verwandelt durch das verhinderte Streben der Protagonistin ihre sonst scharfe Sozial- und Kulturkritik in einen weniger direkten, aber dennoch eindringlichen Appell gegen männlich geprägte Bildungs- und Kulturstandards. Den Ursprung des Ausschlusses der Frau macht Agnes in den von Moses empfangenen, göttlichen zehn Geboten fest. Sie fragt, weshalb das Leben von Frauen in Passivität und Unkreativität Gültigkeit besitzen kann, „weil auf uralten Gesetztafeln geschrieben steht, wie das Weib

⁷¹ „Ist es nicht geradzú possierlich, daß die Männer sich der Unwissenheit ihrer Frauen schämen, deren intellektuelle Urheber sie sind?“ (Dohm, *Jesuitismus* 40).

leben soll [...]. Aber die Schrift ist falsch, falsch ist sie!“ (71). Dohm rückt also vor allem die Entstehung und Tradierung des Wortes und der Sprache in den Vordergrund, um auf die ungleiche Machtverteilung zwischen den Geschlechtern hinzuweisen.

Somit stellt *Werde, die du bist* auch die Frage nach der grundsätzlichen Möglichkeit von weiblichem Ausdruck bzw. weiblicher Ästhetik in den Raum, lange bevor dieses Thema in den 1970er und 1980er Jahren aufgenommen wurde (Pailer, *Schreibe* 10-16). Das aktive, literarische Mitwirken am Geist ihrer Zeit beweist, dass die Autorin an das Gewicht und die Wichtigkeit des von einer Frau gesprochenen Wortes glaubt. Dennoch zeichnet sich in der Novelle ein nicht geringes Maß an Zweifel ab. Weil ihr das Bedürfnis des sich Einschreibens in die Kultur zwecks Selbstwerdung vor ihrem Rückzug in den Wahnsinn nicht umsetzbar scheint, entwickelt Agnes Selbstmordgedanken. Am Ende versagt ihr schließlich das Wort: „Warum musste ich leben wie ich – – schrieb ich das nicht schon einmal – und von den ehernen Gesetzestafeln, die – – und von dem Sarg – und – man soll sie zerschmett – zermet – mein Gott – wie schreibt man das Wort? Zersch – – wie schreibt man – der Deckel – haltet! haltet! – er – ich – ja – Asche – –“ (91).

Dieser letzte Tagebucheintrag markiert das Ende von Agnes Reise und wie zu Anfang erwähnt wird sie wenig später Patientin in der Anstalt. Der geistige oder schriftliche Zusammenbruch ist eine Reaktion auf die (vermeintliche) Zurückweisung durch Johannes, dem Agnes auf Capri begegnet. Er sieht sie auf einem Felsen stehen, spontane Verse und Gedanken sprechend, und da er sie nicht stören, aber ihre Anwesenheit würdigen möchte – „Ich hielt sie für eine Dichterin, die inkognito bleiben wollte“ (37) –, wirft er ihr einen Myrtenstrauß zu. Agnes glaubt fest daran, dass Johannes

der Mann ist, „den ich hätte lieben müssen, wenn ich ihm in jungen Jahren begegnet wäre“ (83) und sieht eine tiefe, spirituelle Verbindung zwischen ihnen, weswegen sie zutiefst verletzt ist, als sie überhört, wie Johannes sie spotthaft „Großmutter Psyche“ (38, 91) nennt: „[Er] weiß also, wes Art ich bin?“ (91). In diesem Moment sieht sie ihr Unternehmen der Neufindung als gescheitert an, da selbst der Mensch, dem sie ihre geistige Liebe widmen wollte, sich offensichtlich nicht über ihre äußere Erscheinung hinwegsetzen kann und ihr darüber hinaus ihre Selbstzweifel hinsichtlich des eigenen Dilettantismus zu bestätigen scheint.

Dass Agnes Zusammenbruch und Heilung durch einen Mann ausgelöst wird – Agnes tritt bei einem Wiedersehen mit Johannes in der Klinik aus ihrem Wahnsinn heraus –, wirft weitere Zweifel auf hinsichtlich der Frage, inwiefern der Selbstverwirklichungsversuch der Protagonistin gelingt. In ihrem erneuten Treffen mit Johannes schließt sich der Kreis: Die Protagonistin wird symbolisch zur Braut und der Augenblick in ihrer Gedankenwelt zur *unio mystica* (Weber 151), denn der junge Arzt trifft an einem Sonntag ein, als sie wieder der Orgel lauschend mit dem vertrockneten Myrtenkranz auf dem Haupt in ihrem Zimmer steht: „An jenem Tag, als du mir die Myrte gabst, hast du dich mir verlobt. [...] Hörst du das metallne Singen aus der Tiefe? Die Sirenen! [...] Sie singen das Brautlied. Und ich küsse deine Seele“ (36).

Über die Frau und Frauen

Die Möglichkeit einer spirituellen Deutung dieser Reaktion liegt den Ärzten jedoch fern. Sie erkennen für sich nur den erotischen Unterton und reagieren beschämt. Doktor Behrend verdeutlicht die gesellschaftliche Tabuisierung der Sexualität älterer Frauen, indem er die Patientin zur Räson bringt: „[Vergessen] Sie nicht, dass Sie eine alte

Dame sind“ (36). Er weist auch Johannes Schuldgefühle bezüglich des „Großmutter Psyche“-Kommentars zurück und bezieht das Verhalten der Patientin auf die Diagnose, die er über sie gefällt hat, nämlich erotischer Wahnsinn (36) und „Anachronismus des Herzens“ (40). Und er fügt hinzu: „Nichts Seltenes bei bejahrten Frauen mit allzu sensiblen Nervensystem“ (40). In der Haltung des Psychiaters finden wir Dohms kritische Ansicht über Nervenärzte, welche sie etliche Jahre zuvor bereits in ihrer Schrift *Der Frauen Natur und Recht* (1876) äußerte. Es geht um die Kategorisierung von Frauen in die allseits bekannten, oft diametral zueinander stehenden Charaktertypen, vom Engel bis zum Drachen:

Unsere männlichen Psychologen begehen nur den Irrthum, daß sie entweder individuelle Eigenschaften, wie sie ihnen an den einzelnen Exemplaren ihrer weiblichen Bekanntschaften aufgefallen sind, für den Geschlechtscharakter des Weibes halten, oder daß sie wenigstens den Charakter einzelner Frauenklassen auf das ganze Geschlecht übertragen. In der That unterscheiden sich die Frauen in gewissen Grundzügen ihres Charakters, gerade wie die Männer, je nach ihrer Lebenslage, ihrer Klasse und ihrer Erziehung. (Loc120)⁷²

Wiederholt weist Hedwig Dohm im selben Text auf die eklatanten Lebensunterschiede vor allem zwischen Bürgerinnen und Arbeiterfrauen hin. Wo Bürgerstöchter sich vor allem durch „Schüchternheit, Unbeholfenheit, Zurückhaltung und Passivität“ (137) auszeichneten, seien Salondamen eher „putzsüchtige und nervöse Individuen“ (137),

⁷² Andrea Bührmann verweist in ihrer Untersuchung *Der Kampf um ‚weibliche Individualität‘* auf die grundsätzliche Kritik an der von Männern definierten „Frauenforschung“ durch die sich um 1900 etablierenden, von Frauen initiierten kulturwissenschaftlichen Frauenforschung (76-90).

wohingegen Arbeiterinnen die Härte des Lebens auf den Leib geschrieben ist. Die Schriftstellerin schlussfolgert: „Dieser Einfluß der socialen Stellung der Frau auf ihre Charakterbildung wird meistens ignorirt und man führt die Art und Weise ihres Denkens, Handelns und Fühlens auf einen angeborenen Geschlechtscharakter zurück“ (137). Da für Agnes als Bürgerliche und als Frau extrovertiertes Verhalten, wie sie es zeigt, nicht als normal gilt, wird versucht, ihre Normüberschreitungen in Diagnosen zu übersetzen.

Ebenso wie in *Aus guter Familie* wird die Protagonistin nicht nur mit medizinischen Diskursen konfrontiert, sondern auch mit dem wertenden Blick der Gesellschaft – wobei sich diese beiden, wie im ersten Teil dieses Kapitels beschrieben, gegenseitig bedingen. Agnes beklagt, dass die Chance auf freie Entfaltung vor allem für Frauen von vornherein verhindert wird, da die Gesellschaft eine konkrete Vorstellung davon nährt, „wie der Mensch in jedem Zeitalter sein soll“ (59). Deswegen trägt sie, wenn sie vor die Tür tritt, oft noch ihre alten Kleider und versucht auch ihr Gesicht anzupassen, um unangenehme Blicke zu vermeiden. Doch das Tragen der Maske der alten Frau treibt Agnes weiter in Traurigkeit und inneres Aufbegehren.

Die Definition von Wahnsinn in *Werde, die du bist*

Zwei Definitionen von Wahnsinn formuliert Agnes in Kontrast zur ärztlichen Diagnose. Beide ähneln sich darin, dass sie ein freies, selbstbestimmtes Leben unmöglich machen. Zunächst beschreibt sie Frausein, wie sie es jahrelang unhinterfragt ausgeführt hat, als Wahnsinn und fügt ihm sogar eine Spur Eigenverantwortlichkeit im Sinne selbstverschuldeter Unmündigkeit bei:

Wahnsinn – ist das etwas anderes, als das Stillhalten den Ideen, Visionen,
die zu uns kommen und von uns gehen, wir wissen nicht, woher und

wohin, und über die wir keine Macht haben? Ist das Wahnsinn, so war ich länger als fünfzig Jahre wahnsinnig. Immer habe ich fremdem Willen, fremder Meinung still gehalten. [...] Ich war ein Mechanismus, den fremde Mächte in Bewegung setzten. Und nun ringe ich mich von diesem Wahnsinn los. Ich ringe, ringe um meinen Willen, um mein Selbst, um mein Ich. (63-64)

Die zweite Definition ergibt sich aus der Enttäuschung in der Suche nach Bildung und Vernunft, wenn Agnes ihre Inkompabilität zum männlichen Kulturkosmos erkennt: „Ist nicht in der Tat der Wahnsinn vielmehr ein Stück lauterer Natur als unser abgerichteter Verstand?“ (74). Mit dieser Beschreibung kommt die Protagonistin der Idee der philosophischen Unvernunft sehr nahe, nur, dass sie sie in die Nähe eines positiv besetzten geistigen Naturzustandes platziert. Es ist diese Form des Wahnsinns, den Agnes letztlich für sich wählt, als ihre Suche nach einem vernunftgeleiteten Ich durch die Zurückweisung durch Johannes ein jähes Ende findet.

Doch obgleich der Eintritt in die Anstalt ihr den völligen Rückzug in sich selbst sowie die völlige Hingabe an ihre ungebundenen Gedankengänge gewährt und von Agnes als wunderbares Refugium angesehen wird – „Hier in Ihrer Anstalt war ich weniger irre als während meines ganzen früheren Lebens. Großes habe ich gedacht, Herrliches geschaut. Träume und Visionen sind ja auch Leben“ (38-39) –, so erweist sich die Wahl in mehrfacher Hinsicht als problematisch. Durch die Akzeptanz der Idee des ungezähmten, ungebildeten menschlichen Geistes, der Unvernunft, positioniert sich Agnes in eben jenen Bereich der Irrationalität, die die westliche Kultur den Frauen vorbehält: Sie wird zur edlen Verrückten, würde niemals aber als weise Frau oder gar als

im Wahnsinn gefangenes Genie angesehen: „Spräche und dächte [...] eine lebendige alte Frau das Weiseste und Edelste, es wäre in den Wind gesprochen. Und wer freundlich über sie urteilt, sagt: schade, dass sie nicht jünger ist“ (60).⁷³ Darüber hinaus nützt Agnes Wahnsinn nur ihr allein, „[und] dieser Privat-Code Wahnsinn hilft nur, solange er privat bleibt“ (Weber 176), eben weil die Sprache der Frau, die sich nicht den Normen unterwirft, in den Kontext der Devianz bzw. der Geisteskrankheit eingereit wird. Man(n) ist nicht gewillt, Agnes Persönlichkeit einen neuen Sinn zuzuschreiben – und letztlich wäre es auch fatal, wenn diese Zuschreibung erneut durch einen Mann geschehen würde.

Aus Sicht des Arztes wird gesagt: „Seit zwei Jahren nun beobachtete Doktor Behrend, im Interesse der psychologischen Wissenschaft, mit intensiver Spannung dieses seltene Beispiel eines gestörten Geistes, bei dem die Störung gewissermaßen ein neues Individuum geschaffen hatte“ (35). Diesem neuen Individuum zur Geburt zu verhelfen oder es nur zu begreifen, liegt nicht im Vermögen des Arztes. Aber ebenso ist es fraglich, ob die Protagonistin wirklich die wird, die sie in einer gerechten Welt sein sollte. Dohm lässt eine entgültige Antwort offen, doch schwingt in Agnes Geschichte meiner Ansicht nach ein eher negativer, der realen Lebenssituation der meisten Frauen um 1900 entsprechenden Stimmung nachempfunderer Ton mit.

Anklänge einer weiblichen Ästhetik (?)

Mehrfach ist darauf hingewiesen worden, dass Hedwig Dohm ihre Protagonistin kritisch und subversiv mit den allmächtigen westlichen Kulturmotiven umgehen lässt.⁷⁴ Wie vorangehend vermerkt, fordert Agnes die Zerstörung des Wortes Gottes und führt

⁷³ Die grundsätzliche Existenz als Dichterin sprechen die Männer in dieser Novelle den Frauen nicht ab, aber außer Johannes misst niemand einem solchen künstlerischen Dasein großen Wert bei.

⁷⁴ Vgl. z.B. Pailer, *Schreibe* 17-54; Weber 147-167.

die auf Männlichkeit fixierte Bildungsidee ad absurdum. Untersuchungen zu *Werde, die du bist* konzentrieren sich vor allem auf Agnes Sterbeszene, da sie in dieser die Rolle einer weiblichen Jesusfigur bzw. einer Märtyrerin annimmt:

Ihr Antlitz war schmal wie ein Schatten. Sie trug noch den welken Myrtenkranz. Die spitzen Stengel hatten sich in ihr Haar verwickelt. Man hatte versucht, den Kranz zu entfernen, und sie dabei geritzt. Ein Tropfen roten Blutes rann ihr über die Stirn. Mechanisch zerpfückte sie die Passionsblume, die auf der Decke lag. Ihre todentzückten Blicke hingen an dem Feuerball der untergehenden Sonne. (92)

Dieses symbolische Gemisch wird von Weber zum Beispiel eher positiv gesehen, da die Autorin die Stringenz christlicher Symbolik durchbricht (Weber 173). So erhält Agnes eine Wunde, als man ihr den Kranz abnehmen möchte, und die Passionsblume, deren Aufbau an das Leiden Christi erinnern soll, wird von ihr zerstört. Pailer wertet diese Abschlusszene außerdem dahingehend, dass dort eine Verweigerung des schönen, toten Körpers geschieht, also eine Durchkreuzung der oft thematisierten Fetischisierung des weiblichen Leichnams. Und Weber fügt hinzu, die Aussage über das „Mamorbild von reiner Schönheit“ (*Werde* 92) entspringe der Sicht des Arztes. Das heißt, er habe erkannt, dass Agnes Leiden nicht in seinen Lehrbüchern ausfindig gemacht werden kann, weswegen er „nach Worten zur Beschreibung eines ihm unbekannten Phänomens sucht und deshalb zu Topoi aus Kunst und Literatur greift“ (Weber 153).

Der Hinweis auf das geschlechtslose Aussehen, welches die Protagonistin im Tod annimmt, fügt sich wiederum in die Problematik der Selbstfindung: Als Frau, wie die Gesellschaft sie definiert, will sie nicht existieren, aber die geistige Betätigung, die sie

gerne im Leben erreicht hätte, wird ihr verweigert, da sie kein Mann ist. So nimmt sie im Tod alles zurück, und Myrtenkranz, die dornige Krone der Frau, sowie die Krone Jesu heben sich symbolisch auf – ein weiblich gewendetes Ecce-Homo. Ich stimme daher mit Richards Hinweis überein, dass Agnes keine andere Erfüllung übrig bleibt, als diese Form von Transzendenz (Richards 189), die neues Wissen, nämlich das Leid der Frau, verkörpern soll. In diesem Zusammenhang kann Agnes Selbstinszenierung des Todes als Versuch künstlerischen Schaffens interpretiert werden: Wenn auch Doktor Behrends ein androgynes Mamorbild erkennt, so bedeutet der letzte Lebensmoment für Agnes die ästhetische Darstellung des Leidens, welches durch die Grundthesen des Christentums über die Frau verhängt wurde.⁷⁵

Doch die vermeintlich erfolgreiche Aneignung und Umwertung westlicher Kultursymbole hat auch eine andere Seite, denn Agnes verfällt mitunter ebenso der Angewohntheit, Deutungsmuster auf jene „männliche“ Art anzuwenden, welche sie gleichzeitig kritisiert. Johannes zum Beispiel wird ihr zur Muse. Die Passionsblume, die er sich auf Capri ins Knopfloch steckt und der er keine besondere Bedeutung beimisst, interpretiert Agnes willentlich als „Ordenskreuz, ein Zeichen, dass er zu einer Gemeinde gehört, die still sich bildet“ (83). Auch bezeichnet sie ihn, der ihr zum Ausgangspunkt ihrer privaten Poetologie wird, als „[einen Menschen], den die Natur in einer Feierstunde geschaffen hat“ (83). Das verständliche Bedürfnis, ihrem Leben wenigstens in ihrer eigenen Geisteswelt eine höhere, poetische Bedeutung zu geben, schlägt damit auch in eine Reproduktion männlicher Verhaltensweisen um, zumal die Beziehung zu Johannes

⁷⁵ Dass der Arzt seine sterbende Patientin auf diese Art und Weise verklärt, kann auch so gewertet werden, dass im Tod das Geschlechtliche keine Rolle mehr spielt und also auch keine Bedrohung oder Beschämung mehr auslösen kann.

nicht auf realen Begebenheiten basiert und sie an seiner wirklichen Persönlichkeit nicht wirklich interessiert scheint.

Zur Theoretisierung von Agnes Subjektwerdung

„Weil Agnes Schmidt sich selbst nicht ‚schreiben‘ – das heißt nicht entdecken und nicht entwerfen – kann, kann sie auch nicht ‚werden‘. Das Motto ‚Werde, die du bist‘ ist im Tagebuch selbst daher nur negativ wiederzufinden: ‚ich werde – nichts werde ich‘“ (Pailer, *Schreibe* 24). Ich stimme im Wesentlichen mit dieser Einschätzung Gaby Pailers überein. Anders als Dohms fordernde journalistische Texte, die nichts weniger als eine Revolution der Geschlechterverhältnisse einfordern, steht die Novelle *Werde, die du bist* der tatsächlichen Alltagssituation von Bürgersfrauen viel näher. Zusätzlich wird diese Situation mit einer umsichtigen Kritik der Rolle der Frau in der westlichen Kultur verbunden, und deren eher pessimistisches Ergebnis lässt die Frage, ob Agnes letztlich zu einem neuen Ich findet, offen. Die Protagonistin versucht, mit den kargen intellektuellen Mitteln, die sie zur Hand hat, das Beste aus ihrer Suche zu machen, doch stößt sie immer wieder auf Hindernisse, welche darin wurzeln, dass einer Frau um 1900 kein alternatives Identifikationsbild zur Verfügung steht. Für Frauen ist kein aktiver, mitgestaltender Sitz in der Kulturlandschaft vorgesehen, wogegen sich Agnes versucht aufzulehnen – sie entwickelt den von Sigrid Weigel definierten schielenden Blick –, aber ein wirklicher Zugang ist der Protagonistin aus zweifachem Grund nicht möglich.⁷⁶

Dank der Vorenthaltung einer entsprechenden Ausbildung besitzt Agnes keinen sprachlichen Code, der ihr die Entschlüsselung westlicher Kulturinhalte erlauben würde.

⁷⁶ Weigel verwendet den Ausdruck „schielernder Blick“ als Bezeichnung für das zweifache Bewusstsein von Frauen, zum einen für einschränkende Gesellschaftsstrukturen, zum anderen für mögliche zukünftige Lebensentwürfe für Frauen (Weigel, *Schielernde Blick* 104-106).

So gut es geht, spürt sie die Leerstelle nach, welche Frauen in ihrer Gesellschaft bewohnen, und in ihren geheimen poetischen Versuchen sowie der Inszenierung ihres Todes findet ansatzweise eine Neucodierung von Sprache und Wissen statt. Dies ist der einzige Ansatzpunkt und auch deshalb nötig, da die in den verschiedenen Kulturprodukten beschriebenen Erfahrung nicht repräsentativ für die Erfahrungen von Frauen wie Agnes sind. Das Ringen um sozial-kulturelle Beachtung bzw. Bestätigung endet im Sprachverfall.

Ein weiterer wichtiger Punkt ist die Problematik des Subjektbegriffes, die im Text thematisiert wird. Die aufklärerische bzw. klassische, einheitliche Idee des autonomen Subjekts, das Agnes für sich zu erkämpfen hofft, ist nicht nur inkompatibel mit ihr als Frau (Weber 185-186). Es befindet sich auch zunehmend, nicht zuletzt durch den wachsenden Einfluss von psychiatrischen und psychologischen Theorien, unter dem Verdacht der Überholtheit, d.h. die Unteilbarkeit des Individuums, seine Rückführbarkeit auf eine erkennbare Essenz, muss zunehmend angezweifelt werden. Und letztlich ist Agnes der beste Beweis dafür, dass mehr Potential in einer Person schlummert, als ihr auf Grund von Geschlechternormen zugedacht wird, und dass jeder theoretisch zur inneren Wandlung und Weiterentwicklung befähigt ist. Literarischer Wahnsinn wird in Dohms Novelle somit als Indiz für die Pluralität des Individuums und zur Kritik nicht nur an der Stellung der Frau innerhalb der Gesellschaft, sondern auch an grundlegenden philosophischen und religiösen Werten. Doch für Agnes bleibt jenseits des Refugiums Wahnsinn nur der Tod – und die Hoffnung auf Veränderung.

Bemerkenswert ist, dass Hedwig Dohm ihre Protagonistin nicht nur als Opfer darstellt. In ihrer Novelle formuliert sie Selbstbildung als Pflicht sich selbst gegenüber

und als einen Weg, den Kreislauf von Unwissenheit und Untätigkeit zu unterbrechen, anstatt patriarchalische Strukturen unhinterfragt weiterzutragen: „Vieles, was man uns als Pflicht einprägt, ist ganz gewiss nicht unsere Pflicht, z.B. die Pflicht, dem Gatten anzugehören, auch wenn unsere Natur sich dagegen auflehnt. Und wenn das eine falsche Pflicht ist, warum nicht auch vieles andere, das man im Namen der Pflicht von uns fordert“ (61-62).⁷⁷ Diese Pflicht sich selbst gegenüber erfüllte Hedwig Dohm in ihrem unermüdlichen Wirken im Namen der Frauenbewegung, im Einfordern der absoluten Gleichberechtigung sowie im Verfassen von zeitkritischen Schriften verschiedenster Art.

Schlussbetrachtung

Aus guter Familie und *Werde, die du bist* sind zwei Texte, in denen um 1900 erstmals weiblicher Wahnsinn als (radikales) Politikum dargestellt wird. Durch die Inszenierung von Wahnsinn als lesbarer weiblicher Körper, der in restriktiven Maßnahmen gefangen ist, sowie als unzulängliche sprachliche und geistige Sozialisation, verweisen die Autorinnen auf den Notzustand von Frauen des Bürgertums. Beide Schriftstellerinnen zeigen ein Bewusstsein für patriarchale Strukturen und die Gefahr, die durch die Erziehung von Mädchen zu Passivität und Sprachlosigkeit entsteht.

Für Agathe und Agnes bleibt die Möglichkeit des Protestes jedoch begrenzt, da sie zum einen niemand in ihrem Leiden ernst nimmt – auch zwischen Frauen kommt es nicht zu solidarischen Freundschaften. Außerdem wird jeder Versuch von eigenständigem Ausdruck, sei es schriftlich oder mündlich, von vornherein unter den Prämissen einer männlich dominierten Kultur und Wissenschaft interpretiert. Dies gibt Anlass für die Spekulation über die Möglichkeit einer weiblichen Ästhetik, welche, wie

⁷⁷ Vgl. auch: „Ich bin ja auch eine Büßende. Wessen Schuld büße ich?“ (69).

Dohms Protagonistin beweist, zumindest ansatzweise durch eine Neuinterpretation kultureller Symbole und Motive umsetzbar wird, wie zum Beispiel die Aneignung des Jesu-Motivs als Ausdruck weiblichen Leidens. Die Diagnose des Wahnsinns erlaubt es Agnes, in aller Ruhe ihren künstlerischen und philosophischen Gedanken nachzugehen. Diese Form des Sehens und Schauens kann jedoch nur außerhalb des gesellschaftlichen Alltags stattfinden und resultiert zudem nicht in produktivem Ausdruck, wie das Tagebuch oder die Gedichte es sind. Insofern stellt Wahnsinn in Dohms Novelle eine Sphäre dar, innerhalb derer solche Lebensentwürfe imaginisiert werden können, die zum Zeitpunkt der Geschichte unmöglich zu realisieren sind. Doch weder als aktiv Produzierende, noch als entrückt Intellektuelle wird Agnes von den meisten Menschen in ihrer Umgebung ernst genommen.

In *Aus guter Familie* stellen hysterische bzw. psychosomatische Symptome – Atemnot, Schluckbeschwerden, blutiger Husten – sowie Wahnsinn in Form des Übergriffs auf die Schwägerin und Agathes Raserei das Ergebnis der Unterwerfung unter das Weiblichkeitsideal dar, genauer gesagt der Wille zur Unterwerfung bei gleichzeitigem Bewusstsein für die Widersprüche und Scheinwahrheiten der Umwelt. Indem Agathes romantische Vorstellungen von Liebe, Leidenschaft, Ehe oder auch Krankheit und Sterben an der Realität zerbrechen, zerstört Reuter all jene idealisierten Themen der Literatur und darstellenden Kunst, die sich auf die Frau als Unschuldige, moralisch Überhöhte oder leidend Engehafte beziehen:

Sie hatte keine Lust mehr zum Leben und keine Freudigkeit mehr zum Tode. [...] Sie sah die ihr drohende Krankheit nicht mehr in einer

romantischen, sondern in einer trüben, kläglichen Beleuchtung, sie sah plötzlich alles Widerliche, Unästhetische, Peinvolle. (AgF 207)

Claudia Hauser bewertet dies in *Politiken des Wahnsinns* treffend:

Bei Gabriele Reuter unterliegt der Gestaltung von Krankheit und Wahnsinn eine am Naturalismus geschulte Reduktion auf die Kreatürlichkeit des Leidens und seine Hässlichkeit, die eine Ästhetik des Schönen, wie sie den Gestaltungen des Topos um 1800 häufig eingeschrieben war, ausschließt. In *Aus guter Familie* verbietet offenbar die Politisierung weiblichen Leidens seine Poetisierung. (322)

Die Theoretisierung einer Ästhetik des Widerstandes, welche insofern als weiblich bezeichnet werden kann, als dass sie aus den individuellen Erfahrungen von Frauen mit unterschiedlichen Lebenshintergründen schöpft, werde ich eingehender im fünften Kapitel wieder aufnehmen, wenn es um die Frage geht, inwiefern weiblicher Wahnsinn Ansätze für literarische bzw. symbolische Subversion eröffnet.

Die im folgenden Kapitel untersuchten Texte gewähren, anders als Dohms Novelle und Reuters Roman, einen Einblick in den Anstaltsalltag. Obwohl die Texte von Christine Lavant, Mariella Mehr und Maria Erlenberger fünf bis acht Jahrzehnte später verfasst wurden, wird deutlich, dass auch für diese Schriftstellerinnen weiblicher Wahnsinn ein Resultat der Unvereinbarkeit individueller Wünsche und gesellschaftlicher Ansprüche darstellt. Der Hintergrund der Protagonistinnen im dritten Kapitel geht allerdings über den Lebensraum des weißen Mittelstands hinaus und belegt, dass Critical Madness Studien auch im deutschsprachigen Raum eine breitgefächere Literatur- und Kulturanalyse erlaubt, als oft angenommen.

Kapitel 2

“Niederbinden, niederspritzen – das ist die Parole in der Irrenanstalt”: Psychiatriekritik

Die Darstellung des psychiatrischen Apparates als Patriarchatskritik innerhalb der feministischen Literatur sowie der Frauenstudien hat seinen Ausgang in der Einordnung antipsychiatrischer Resentiments innerhalb feministischer Untersuchungen (Ferretter 128-129). Die bereits erwähnte Studie *Women and Madness* von Phyllis Chesler ist ein Beispiel dafür, ebenso wie einige Erfahrungsberichte der zweiten Welle der Frauenbewegung, wie zum Beispiel Sylvia Plaths *The Bell Jar* (Farland 245-256). Doch auch die in diesem Kapitel untersuchten Texte – Christine Lavants posthum veröffentlichter Roman *Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus* (1946/2011), *Der Hunger nach Wahnsinn* (1977) von Maria Erlenberger sowie *Steinzeit* (1981) von Mariella Mehr – konstruieren den Anstaltsalltag derart, dass sich innerhalb der Anstaltsmauern das hierarchische Gefüge der Gesellschaft zwischen Mann und Frau der Außenwelt in dem Verhältnis zwischen Patientinnen und dem medizinischen Fachpersonal widerspiegelt.

Im vorangegangenen Kapitel haben wir gesehen, dass die Entstehung der deutschen Psychiatrie auf den Thesen und Ordnungssystemen männlicher Wissenschaftler basiert. Insofern psychiatrische Ärzte in den in dieser Arbeit untersuchten Texten vorkommen, sind diese bis auf eine Ausnahme männlich.⁷⁸ Frauen hingegen nehmen die Rolle von Krankenschwestern ein, sind überwiegend aber als Patientinnen vertreten und unterliegen damit der „männlichen“ Diagnose- und Korrekturgewalt. Mit dieser Geschlechter- und Machtdynamik verbunden sind jedoch auch andere Themenkomplexe, wie zum Beispiel sozialer Stand, Spiritualität, religiöse

⁷⁸ In der *Hunger nach Wahnsinn* gibt es eine Ärztin, die aber, soweit die LeserInnen erfahren, nichts mit der Behandlung oder Diagnose der Protagonistin zu tun hat.

und philosophische Überlegungen zur Frage nach dem Sinn des Lebens sowie Rassismus und Eugenik. In dieser Hinsicht zeigt sich die Vielschichtigkeit innerhalb der literarischen Behandlung weiblichen Wahnsinns durch Schriftstellerinnen, was wiederum die Vielseitigkeit des Frauenbildes innerhalb feministischer Literatur offenbart, welches – auf unterschiedliche Weise und unterschiedlich extensiv – mit normativen westlichen Weiblichkeitsbildern bricht.

Zwecks einer besseren Verortung der Texte von Lavant, Erlenberger und Mehr werde ich zunächst einige grundlegende Charakteristika in der Entwicklung der frühen Psychiatrie in Deutschland (und Österreich) auflisten. Dieser Abriss soll lediglich eine Übersicht bieten, um gewisse Vorgänge in den analysierten Texten verständlicher zu machen. Detaillierte, chronologische Beschreibungen der Psychiatrieentstehung können in den Werken gefunden werden, die ich in diesem Abschnitt zitiere.

Grundzüge in der Entwicklung der Psychiatrie in Deutschland im 19. Jahrhundert

Michel Foucault definiert in seiner Untersuchung *Madness and Civilization* (1965; *Folie et Dérison: Histoire de la folie à l'âge classique*, 1961) die Psychiatrie als staatliches, jedoch in sich geschlossenes Kontrollorgan, welches seine Patienten einem rigorosen Normalisierungsprozess unterwirft und daher keinen Raum für Opposition bietet. Doch ebenso wenig wie man „das Patriarchat“ schwer in wenigen Sätzen fassen kann oder sollte, lässt sich „die Psychiatrie“ als unabhängiges Machtinstrument begreifen. Seit ihren Anfängen stellt die Institution der Psychiatrie ein extensives Netzwerk staatlicher Interdependenzen dar, so dass eine Betrachtung isoliert von äußeren Einflüssen zu einer Entstellung des Charakters der Psychiatrie führt. Die Evolution der

Psychiatrie im neunzehnten Jahrhundert war kein hermetischer, nur auf sich selbst bezogener Prozess, denn unmittelbar betroffen waren alle deutschen Staaten in ihrer politischen und ökonomischen Gesamtheit. Mit Beginn der sogenannten deutschen Irrenreform in Bayreuth im Jahr 1805 (Dörner 229) waren von Vornherein Bürokratie, Justiz, Polizei und Medizin involviert, und gemeinsam, wenn auch nicht immer in Einvernehmen, wurde um Zuständigkeiten, Finanzierung oder die Rechtslage der PatientInnen verhandelt. Damit war die Psychiatrie seit ihrem Beginn ein Knotenpunkt komplexer Machtgefüge und, zumindest auf oberster Ebene, keine eigenmächtig entscheidende Institution (Brink 134, Porter 94-98).⁷⁹

Die zunehmende Errichtung von psychiatrischen Kliniken erwies sich als eine Folge des Aufeinanderprallens verschiedenster Bedürfnisse, Rechte und Verantwortungen (Blasius 11, 98). Nötig wurde dieser organisatorische Schritt, da die „Irren“, wie sie auch um 1900 noch mitunter von fachlicher Seite aus genannt wurden, im Zuge der Aufklärung bzw. Säkularisierung den Schutz von Kirche und Klöstern größtenteils verloren und in großem Maße in die Öffentlichkeit gedrängt wurden. Eine erste logistische Konsequenz daraus war, dass sie über lange Zeit den Kriminellen und Armen gleichgestellt waren und dementsprechend zum Beispiel mitunter in Gefängnisse eingewiesen wurden (Dörner 186-188). Neben der Finanzierung der Unterbringung in diversen Einrichtungen wurde zum Beispiel auch zunehmend diskutiert, inwiefern „Verrückte“ trotz ihres geistigen Zustandes dem Staat dienlich sein könnten. Dieser Gedanke stand in direktem Zusammenhang mit dem Anstieg der Bedeutung von Produktivität außerhalb des Haushaltes sowie des Stellenwertes von Arbeit und

⁷⁹ Dass dies von den Protagonistinnen anders wahrgenommen wird, liegt daran, dass sich sie vor allem mit der Entscheidungs- und Definitionsgewalt der behandelnden Ärzte auseinandersetzen müssen.

Wirtschaftlichkeit innerhalb der sozialen, ökonomischen und industriellen Entwicklung der deutschen Staaten bzw. des Kaiserreiches.⁸⁰ Deshalb war es sowohl bereits in den frühen Einrichtungen – „Zucht-, Korrektions-, Verwahrungs-, Versorgungs-, Arbeits-, Waisen-, Findel-, Fremden-, Narren- und Tollhäuser“ (Dörner 185) – als auch in Anstalten um 1900 üblich, durch kleinere Tätigkeiten der PatientInnen einen gewissen wirtschaftlichen Nebengewinn zu erzielen.⁸¹

Auch in Christine Lavants *Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus* finden wir einen Hinweis auf eine solche „Arbeitstherapie“ (*Aufzeichnungen* 43). In einem Kommentar über die Landes-Wohltätigkeitsanstalten in Klagenfurt, die Lavant aller Wahrscheinlichkeit nach als Vorbild für die Anstalt in ihrem Text diente und zu denen unter anderem ein Krankenhaus und eben auch ein Irrenhaus gehörten, heißt es: „Entlohnung für die Arbeit war nicht vorgesehen. Die ‚Landes-Irrenanstalt‘ betrieb den Wirtschaftshof (Feld- und Gartenbau, Schweine- und Hühnerzucht), die Dampfwäscherei, Schneider-, Tischler-, Schlosser-, Schusterwerkstätten sowie eine Bäckerei“ (Steinsiek/Schneider 87).

Ein weiterer wichtiger Punkt hinsichtlich der Entwicklung der deutschen bzw. deutschsprachigen Psychiatrie war, dass Psychiater in erster Linie vor allem Akademiker waren und sich verstärkt mit Philosophie und Theoriebildung anhand von Selbstbeobachtung oder Beobachtung von Personen des eigenen Umfelds

⁸⁰ Vgl. hierzu Dörners Ausführungen zur Ausgrenzung der Unvernunft sowie den Rationalisierungsbestrebungen der Peuplierungspolitik (21, 185-195).

⁸¹ „Das System breitete sich in dem Maße aus, wie die aufgeklärt-absolutistischen Fürsten Heer und Beamtentum zum Rückgrat ihrer Staatswesen machten, wie sie als Landesväter und mit Hilfe der Bürokratie die öffentliche und privat-familiäre Ordnung nach vernünftigen Maximen zu reglementieren trachteten und wie sie als ‚erste Unternehmer‘ ihres Landes, wiederum gestützt auf ihre Beamten, ihre Untertanen zu maximaler Arbeitsamkeit als sittlicher Pflicht zu erziehen und dadurch merkantilistisch den größtmöglichen Reichtum aus ihrem Besitz an Land und Leuten zu erwirtschaften suchten“ (Dörner 185-186)

auseinandersetzen und dabei ein Kontakt mit den „armen Irren“ kaum zustande kam (Dörner 197, 201-205).⁸² Diese hauptsächlich naturphilosophische und auch religiös ausgerichtete Variante psychologischen und psychiatrischen Denkens existierte bis in die 1860er Jahre. Den Umschwung leitete Wilhelm Griesinger (1817-1868) ein, der gemeinhin als Begründer der modernen, naturwissenschaftlichen Psychiatrie gilt. Einen weiteren Meilenstein stellt die Klassifizierungsmethode Emil Kraepelins (1856-1926) dar, welche bis heute die Grundlage für die Definierung psychischer Störungen bildet.

Mit der Idee der Einordnung von Geisteskrankheiten in spezifische (Sub-) Gruppen entstand letztlich auch „die Utopie von der vollständigen Erfassbarkeit des psychischen Individuums“ (Brink 124). Hinzu kam der „Mythos der Heilbarkeit“ (Blasius 19). Der Glaube an die eigene fachliche Kompetenz brachte die erste Generation der Psychiater allerdings rasch in Erklärungsnot, da die Behandlungsmethoden selten den erhofften oder vorausgesagten Erfolg erbrachten. Zusätzlich sahen sie sich mit einer stark anwachsenden Menge an PatientInnen konfrontiert, so dass, trotz der sprunghaft ansteigenden Zahl an Anstalten im Kaiserreich, diese spätestens um 1910 hoffnungslos überfüllt waren (Brink 119, Porter 116-118) und das Heilungsvorhaben in vielen Fällen in reiner Aufbewahrung endete.

In allen drei in diesem Kapitel analysierten Texten wird die Diskrepanz zwischen Heilungsanspruch und bürokratischer Realität mehr als deutlich. Heilung in

⁸² Wegweisend war zu Beginn z.B. Kants Bestehen auf Wahnsinn als ein im Wesentlichen psychologisches und damit, vor allem was die Schuldfrage anbelangt, ein die Philosophie betreffendes Problem. In Bezug auf gerichtliche Urteile folgert er: „Denn die Frage: ob der Angeklagte bei seiner That im Besitz seines natürlichen Verstandes- und Beurteilungsvermögens gewesen sei, ist gänzlich psychologisch, und obgleich körperliche Verschrobenheit der Seelenorgane vielleicht wohl bisweilen die Ursache einer unnatürlichen Übertretung des (jedem Menschen beiwohnenden) Pflichtgesetzes sein möchte, so sind die Ärzte und Physiologen überhaupt doch nicht so weit, um das Maschinenwesen im Menschen so tief einzusehen, daß sie die Anwendung zu einer solchen Gräueltat daraus erklären [...] könnten.“ Ließe Kant die Unvernunft der Medizin, sähe er umgekehrt die Vernunft und das Pflichtgesetz und damit die eigentliche ‚Kompetenz‘ der Philosophie in Frage gestellt“ (Dörner 203-204).

Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus, *Der Hunger nach Wahnsinn* und *Steinzeit* bedeutet eine Anpassung an normative Verhaltensweisen, da eine eindringliche Erfassung der seelischen Zustände der Protagonistinnen nicht im Interesse der Ärzte zu liegen scheint. Nicht nur die Protagonistinnen, sondern auch andere Patientinnen sind sich darüber bewusst, wie sie sich verhalten müssen, um entweder als krank oder gesund eingestuft zu werden. Die Norm, an der das Betragen der weiblichen Hauptfiguren gemessen wird, richtet sich nach gesellschaftlichen Erwartungshaltungen, die zum einen am traditionellen Weiblichkeitsbild ausgerichtet sind (Mütterlichkeit, sexuelle Verfügbarkeit, Bindungsbedürftigkeit). Hinzu kommt aber auch die Gleichsetzung von Gesundheit und wirtschaftlich-kapitalistischem Nutzen, d.h. das Ziel, die Protagonistinnen als arbeits- und leistungsfähig zu entlassen.⁸³

Vor dem Hintergrund, dass das Verhalten der Ärzte oft als der eigentliche Wahnsinn erscheint oder sie selber nicht in der Lage sind, einen Unterschied zwischen sich und den Patientinnen zu sehen, eröffnen die Texte Lavants, Erlenbergers und Mehrs einen Einblick in die Relativität von Gesundheit und Krankheit. Das Bild der Institution der Psychiatrie, das sich uns in diesen Texten bietet, ist daher das einer unpersönlichen, auf die Effizienz wirtschaftlicher Prozesse in der Gesellschaft abgerichtete Maschinerie, die die Patientinnen in vorgefertigte, normative Schablonen einzufassen versucht, um sie als „geheilt“ entlassen zu können. In Kontrast dazu versuchen die Protagonistinnen, sich ein Verständnis der eigenen Persönlichkeit sowie Formen subjektiven Ausdrucks zu erarbeiten, um sich gegen jene äußeren Prozesse und Normen zu behaupten.

⁸³ Für die Protagonistin in Mariella Mehrs *Steinzeit* ist dies ein unerreichbares Ziel, da ihre Ärzte letztlich nicht an die Möglichkeit einer Eingliederung von „Zigeunerkindern“ wie Silvana glauben und jegliche Reaktionen (Depression, Aggression) zum Beleg ihrer Unbelehrbarkeit heranziehen.

Der Wahnsinn der von Gott Verstoßenen: Christine Lavants *Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus* (1946, 2011)

Als Christine Lavant 1973 nach einem Schlaganfall stirbt, hinterlässt sie ein Werk, welches bis heute unter verschiedenen, oft konträren Gesichtspunkten analysiert wird. Dabei liegt eine komplette Aufarbeitung des Gesamtwerks, vor allem der rund eintausendfünfhundert Briefe, noch in der Zukunft (Steinsiek/Schneider, „Arbeitsstelle“).⁸⁴ Die Interpretationen von Lavants Texten, welche sich zumeist auf die Lyrik beschränken, sind nicht zuletzt mit der Persönlichkeit der österreichischen Künstlerin verbunden. Für die einen ist sie die ungebildete Bergarbeitertochter, deren durch ein eingeschränktes Vokabular charakterisierter Sprachstil lediglich den naiven Ausdruck einer weltabgewandten Extrovertierten exemplifiziert. Für die anderen ist Christine Lavant ein Faszinosum, dessen leidgeprägter Lebensweg sich in einer religiös-mystischen Sprache, angesiedelt zwischen bitterer (Gottes-) Anklage und selbstverachtender Demut, niederschlägt.

Christine Lavant wurde 1915 im Lavanttal, Kärnten, als neuntes Kind einer Bergarbeiterfamilie geboren. Von Anfang an wurde ihr Leben nicht nur durch Armut, sondern auch körperliches Leid und Außenseitertum bestimmt. Als Neugeborenes erlag sie beinahe den Skrofuln; hinzu kamen Lungentuberkulose, Augen- und Ohrenleiden. Lavant befand sich Zeit ihres Lebens in einem Dauerzustand von Schmerzen, litt unter Schlaflosigkeit und Depressionen, und die körperliche Schwäche sowie die Ablehnung durch andere Kinder (Rußegger/Strutz 148) lehrten sie früh, sich als abgesonderter,

⁸⁴ Nachdem sich Annette Steinsiek und Ursula Schneider über viele Jahre hinweg um eine fundierte Durchsicht des noch nicht veröffentlichten Nachlasses bemühten, beendete ein Rechtsstreit vor einigen Jahren die Arbeit an einem kommentierten Gesamtbriefwechsel Christine Lavants, da die Germanistinnen bzw. der Verlag, mit dem sie zusammen arbeiteten, die Zugangsrechte verlor: Haider, Hans. „Wem gehört diese Frau?“ *Die Presse* 3 April 2011. Web. 24 Okt. 2013.

ausgelieferter Mensch wahrzunehmen.⁸⁵ Auf Grund der beständig wiederkehrenden Krankheiten in der Kinder- und Jugendzeit erhielt Lavant nur eine rudimentäre Schulbildung, doch erwies sie sich als literarische Autodidaktin. Nach eigener Aussage las sie als Teenager vor allem „Kitsch“ (Steinsiek/Schneider 99), bevor ihr mit siebzehn Jahren zum ersten Mal ein Roman des norwegischen Schriftstellers und Nobelpreisträgers Knut Hamsun in die Hände fiel. Danach folgten „die Russen (Dostojewsky)“ (ebd.), Selma Lagerlöf und später, im Alter von dreißig Jahren, kam sie mit Rilke in Berührung, was einen bleibenden Eindruck hinterließ. Das große, alles umspannende Thema in Lavants Werk ist die Frage nach Sinn, Zweck und Berechtigung menschlichen Daseins, das heißt, ihres Daseins im Angesicht ihrer Leidenssituation. Aus einer katholischen Familie stammend war sie seit der Kindheit auf das Engste mit der Gedanken- und Motivwelt des Christentums, vor allem des Alten Testaments vertraut. Hinzu kamen aber auch

mystische Literatur (Meister Eckhart), das östliche Geistesgut über die Wiedergeburt des Menschen und Seelenwanderung, Yoga [...], das Tibetanische Totenbuch, Literatur des Okkulten, Mythen, die neueren westlichen Religionslehren (Theosophie) sowie die modernen psychologisierenden, religionsauflösenden Lebens- und Seinsvorstellungen des ‚heutigen‘ Menschen. (Lavant, *Kunst* 19)

Hieraus resultiert der individuelle, von manchen als trivial angesehene, lyrische Stil, der an Kinderreime, Zaubersprüche und beschwörende Gebete erinnert. Charakteristisch ist

⁸⁵ Dies, sowie die Tatsache, dass sie tagsüber stricken musste, um sich und ihren rund dreißig Jahre älteren Ehemann, den Kunstmaler Ernst Habernig, finanziell durchzubringen, sorgte dafür, dass Lavant hauptsächlich nachts schrieb.

zudem der anklagende, oft spottende Ton, der sich vor allem gegen Gott, das von ihm verhängte Schicksal, oder auch seine grundlegende Existenz richtet:

ICH ORDNE die Verlassenschaft;
das Brustkern-Öl, den Schlauch der Schlange,
die Rippenuhr bleibt selbst im Gange
und schlägt auch in der Einzelhaft

Mein Abgott, immer noch aus Blei,
wird ohnehin nie auferstehen,
ich darf verrückt im Kreise gehen
an meinem eignen Kreuz vorbei.

Auch atmen kann ich ganz getrost,
die Lunge krankt an einem Flügel
und bleibt gewiß am Marterhügel
trotz Feuerfolter oder Frost.

So wilde Freiheit war noch nie
in einer finstern Andachtsenge,
ich hebe ohne jede Strenge
mein Stiefgeschick aufs Mutterknie. (Lavant, *Pfauenschrei* 11)

Diese formelhafte, hermetisch verschlossene Sprache, gelegentlich in einem Atemzug mit dem poetischen Stil Georg Trakls oder Paul Celans genannt (Burz 147), ist nicht nur

Grundlage für eine große Anzahl unterschiedlicher Interpretationen, sondern brachte der Künstlerin auch mehrere Auszeichnungen ein. So erhielt Lavant unter anderem 1954 und 1964 den Georg-Trakl-Preis für Lyrik und 1970 den Großen Österreichischen Staatspreis für Literatur. Die Öffentlichkeit hat Christine Lavant jedoch, wenn eben möglich, vermieden. Sie galt als exzentrische, mitunter vereinnahmende Person, die das Leben schonungslos auf seinen Wert hin untersuchte und das Schreiben als notwendiges Schicksal ansah. Letztlich war ihr Schaffen durch eine Hass-Liebe zum Dichten geprägt, welche die kritisch bis verachtende Grundhaltung der eigenen Lebenssituation gegenüber – auch in Anbetracht ihres Frauseins – widerspiegelt: „Überhaupt ist mir das Dichten so peinlich. Es ist schamlos [...] wäre ich gesund und hätte 6 Kinder, um für sie arbeiten zu können: das ist Leben! Kunst wie meine, ist nur verstümmeltes Leben, eine Sünde wider den Geist, unverzeihbar. Das Leben ist so heilig, vielleicht wissen Gesunde das nicht“ (Lavant, *Kunst* 234; Brief vom 27.3.1962).⁸⁶

Zwischen Schaffen und Leiden

Wie bereits angedeutet, hält sich die Begeisterung über Lavants Prosa, ähnlich wie bei Hedwig Dohm, in Grenzen (Burz 147-148). Die meisten Forschungsergebnisse erfolgten zudem vor dem Hintergrund, dass die Künstlerin verhältnismäßig wenige Prosatexte zu Lebzeiten publiziert hat, einiges erst später entdeckt wurde und demnach noch ediert und veröffentlicht werden muss. In seinem Aufsatz „Dreschflegel, Duldiferr-Pfarrer und finstere, elende Proletenwohnung. Christine Lavants Prosa als (sozial-)

⁸⁶ Die therapeutische Funktion ihres Schreibens findet sich auch an früherer Stelle in einem Brief von 1951 wieder: „Ja, ich war noch desperater [...], so dass mir nur der Ausweg blieb zwischen einem Strick und einer Handvoll ziemlich wüster Gedichte. Ich wählte vorläufig den letzteren“ (Steinsiek/Schneider 91). In einem Brief aus dem Jahr 1969 heißt es: „Zu diesen Tabus gehört auch meine Dichtung. Ich schäme mich weil sie Selbstentblößung ist. (Allerdings auch versuchte Selbstheilung also, eine Not-Wendigkeit.) Die Macht des Abwendens besitze ich nicht mehr geblieben ist nur die Not u. die Scham“ (ebd.).

historische Quelle“ plädiert Ulfried Burz für eine nähere Betrachtung von Lavants Erzähltexten, da diese als kulturelle Texte Aufschluss über „[gesellschaftliche] Verhältnisse der zwanziger, dreißiger und vierziger Jahre des 20. Jahrhunderts in einem vorwiegend agrarischen Milieu“ (Burz 148) beschreiben. Darüber hinaus können sie weiteren Aufschluss über das Leben einer Autorin geben, die jegliche private Details stets zu schützen versuchte und zumeist ausweichend antwortete, wenn nach der Bedeutung ihrer Gedichte gefragt wurde.

Wesentlich zugänglicher als ihr lyrisches Schaffen werden Lavants Prosastücke aufgefasst, und tatsächlich erlauben sie mitunter eine unmittelbarere Zuordnung von fiktivem Geschehen und autobiographischem Erleben. Dies hat Christine Lavant bereits zu Lebzeiten Kritik eingebracht. Nach Erscheinen des zweiten Prosatextes *Das Krüglein* (1949) reagierten die Mitbewohner des Heimatdorfes St. Stefan mit Verärgerung, da ihre Lebensverhältnisse zur Schau gestellt wurden. Dies kommentiert Lavant in einem Brief an die Schriftstellerin und Übersetzerin Nora Wydenbruck: „Das ist das Schwere, wenn man als Dichter nur aus der Wahrhaftigkeit etwas holen kann, dass man dann Vorgänge blosslegt und in die Öffentlichkeit bringt, die besser verborgen bleiben“ (Steinsiek/Schneider 92). Dies erklärt auch, warum sich Christine Lavant für eine posthume Veröffentlichung der 1946 entstandenen *Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus* entschied.⁸⁷

Nicht nur verwendet die Künstlerin ihre Schwestern, Schwager und andere Personen aus ihrem Umfeld als literarische Vorlagen, auch aus ihrem eigenen Leben gibt sie viel preis, wie sich aus einem Vergleich zwischen Lyrik, Prosa, Briefen, Selbst- und

⁸⁷ Erst Mitte der 1990er wurde das Originalmanuskript im Nachlass der 1959 verstorbenen Nora Wydenbruck gefunden, welche den Text kurz vor ihrem Tod für eine Radiolesung des BBC übersetzt hatte (Steinsiek/Schneider 78).

Fremdaussagen ersehen lässt. So stammt die namenlose Protagonistin aus den *Aufzeichnungen* wie Lavant selbst aus einer Bergarbeiterfamilie mit mehreren Kindern; ein Augenleiden wird genannt – und auch der Selbstmordversuch der Protagonistin hat seine Parallele in Lavants Leben. Es ist bekannt, dass die ständigen Schmerzen und die körperliche Schwäche Lavants mit im Alter zunehmenden Depressionen (Lavant, *Kunst* 25) sowie Medikamenten- bzw. Drogenmissbrauch (Rußegger/Strutz 80) einhergingen. Letztere mochten den Schmerz betäuben, wirkten aber nur bedingt gegen die Schlaflosigkeit. Lavants Eltern starben außerdem sehr früh; Lavant war erst Anfang zwanzig. Vor allem der Tod der Mutter wurde ihr zum Trauma, welches Leben und Schaffen der Künstlerin zusammen mit den restlichen widrigen Lebensumständen bestimmte (Lavant, *Kunst* 10). Doch litt Christine Lavant schon wesentlich früher unter depressiven Zuständen, welche sie mit zwanzig Jahren veranlassten, einen Selbstmordversuch zu unternehmen, nach dem sie sich für sechs Wochen in die „Landes-Irrenanstalt“ Klagenfurt (heute „Zentrum für seelische Gesundheit“) begab (Steinsiek/Schneider 88).⁸⁸ Diese Ereignisse flossen unübersehbar in die Handlung der *Aufzeichnungen* ein.

Die Handlung

Während des Aufenthaltes in der Nervenanstalt, den die Protagonistin episodisch festhält, versucht sie zum einen, die neuen Eindrücke, das heißt das Verhalten der teils schwer gestörten Patientinnen zu verarbeiten. Zum anderen ist sie stark darum bemüht

⁸⁸ Bereits 1933, mit etwa achtzehn Jahren, begab sich Lavant freiwillig in eine Nervenheilanstalt in Klagenfurt, um Hilfe gegen die Depression zu finden (Steinsiek, Annette und Ursula A. Schneider. „Arbeitsstelle Christine Lavant.“ *Universität Innsbruck: Forschungsinstitut Brenner-Archiv*. Web. 11 Nov. 2013). – Dass Lavant auch in den folgenden Jahren Selbstmordgedanken hegte, wird in den oben angeführten Briefen deutlich. Es sollen auch weitere Suizidversuche unternommen worden sein.

Anschluss zu finden, obwohl sie gleichzeitig große Angst davor hat, als verrückt angesehen zu werden. Im Laufe der Handlung erfahren die Leser, dass die Protagonistin eigentlich nur deshalb in der Anstalt ist, weil sie den Arzt einer anderen medizinischen Abteilung des Krankenhauskomplexes wiedersehen will, da sie heimlich in ihn verliebt ist. Sie ist sich bewusst, dass diese einseitige Liebe keine Zukunft hat, doch möchte sie noch einmal von ihm auf die Stirn geküsst werden. Das Treffen endet allerdings in einer von Ironie nicht freien Enttäuschung, denn der Arzt hat einen Schnupfen und setzt für den Stirnkuss einen Mundschutz auf, um die junge Patientin nicht anzustecken.⁸⁹

Nachdem die Protagonistin weinend zusammenbricht, Gott als elenden Manipulator beschimpft und damit hadert, die Rolle der Verrückten zu ihrem neuen Lebenszweck zu machen, um nicht weiter mit Liebesgefühlen geplagt zu werden, brechen die Aufzeichnungen ab. Der letzte Eintrag folgt nach einer Schreibpause von mehreren Wochen. Die Protagonistin verkündet, dass man sie für geheilt ansieht und am folgenden Tag entlassen wird.⁹⁰

⁸⁹ Die Tatsache, dass die Protagonistin vermutlich nur aus diesem Grund versucht hat, sich das Leben zu nehmen, gibt der an sich tragischen Geschichte natürlich einen anderen Charakter. Man könnte die einseitige Liebe als Motiv ansehen, welches die Verzweiflung der sich immer ausgeschlossen fühlenden Protagonistin verdeutlicht. Meiner Ansicht nach schmälert dieser Erzählstrang allerdings die Ausdruckskraft der Aufzeichnungen im Vergleich mit dem geschilderten Leid der anderen Patientinnen. Hierzu und vor dem Hintergrund der Entstehung des Textes im Jahr 1946 zur Zeit des Nationalsozialismus sowie des Wissens um Euthanasieprozesse kommentieren Annette Steinsiek und Ursula Schneider: „Es ist denkbar daß Christine Lavant mit der außerordentlich dringenden Bitte um Rückgabe, ja um Vernichtung des Textes nicht nur die Ehen ihrer Geschwister und den Ruf anderer nicht gefährden wollte, sondern daß sie inzwischen mehr Wissen hatte, daß sie die historische Dimension begriffen hat, vor der die Selbstbezogenheit, die Fixierung auf eine Liebesgeschichte für sie nur Scham war“ (Steinsiek/Schneider 103-104). Von besonderer Bedeutung war die Arztepisode für Lavant allerdings in sofern, als dass sie jahrelang mit dem von ihr sehr verehrten Arzt Dr. Adolf Purtscher in Kontakt stand, nachdem er mehrere Male ihre Augen behandelt und sie vor dem Erblinden bewahrt hat. Ihm schrieb sie auch von ihren Selbstmordgedanken. (Rußegger 191-192).

⁹⁰ Der Verleger, mit dem Lavant zusammenarbeitete, hatte sich einen „frommeren“ Schluss gewünscht, doch die Schriftstellerin sah sich dazu außer Stande: „Freilich trage ich mich immer noch mit der Absicht die ‚Aufzeichnungen‘ weiter zu führen nur bedürfte ich dazu Ruhe und Zeit [...] Meines Erachtens müsste der Schluss des Buches so geartet sein, dass das Ganze unter dem Titel und dem Sinne: ‚Das Ziel der Verdammnis‘ herauskommen könnte. Aber merken Sie wohl, liebe gütige Dame, wie weit dieser Weg noch

Die Organisation der Nervenklunik

Es muss darauf hingewiesen werden, dass die Darstellung des psychiatrischen Geschehens oder eine Kritik daran nicht als ein Hauptanliegen der Autorin angesehen werden kann. Auch ist eine grundsätzliche Ablehnung der Protagonistin gegen das Leben „unter Verrückten“ nicht auszumachen.⁹¹ Die Irrenanstalt wird zur Kulisse für die Verhandlung des Selbst. Wie in ihren Gedichten lässt Lavant die Protagonistin nach einem Daseinszweck im Angesicht menschlichen Leidens forschen, metaphysische Heilsangebote erwägen und wieder verwerfen. Damit erhalten die Aufzeichnungen eine Rolle der Selbstreflexion, die der Dynamik von Eigen- und Fremdwahrnehmung folgt.

Wie bereits erwähnt, ist die namenlose Protagonistin Patientin der „Landes-Irrenanstalt“ Klagenfurt – sie hat sich selbst. In den Aufzeichnungen gibt es drei Stationen, wobei die erste nicht weiter beschrieben wird. Die dritte Station ist vermutlich für schwerwiegendere Fälle oder auch für Ersteinweisungen. Der Protagonistin wird direkt nach der Einweisung die zweite Abteilung zugewiesen: „Das ist die Beobachtungsstation für die ‚Leichteren‘, und man kommt eigentlich von Rechts wegen nur hinein, wenn man ‚Drei‘ schon hinter sich hat. Ich habe ‚Drei‘ noch nicht hinter mir, und das nehmen mir hier die meisten übel“ (5). Eine Dreiteilung gab es auch bei den PatientInnen der realen „Landes-Irrenanstalt“ Klagenfurt. In der ersten und zweiten Klasse befanden sich Selbstzahler, wohingegen Aufenthalt und Behandlung von PatientInnen der dritten Klasse, die die größte Gruppe ausmachten (Steinsiek/Schneider

ist? Ich kann ja nichts Unwirkliches schreiben und müsste also vorher die Hölle hinter mich gebracht haben und dem Ziel irgendwie nahe sein“ (Steinsiek/Schneider 83).

⁹¹ In späteren Jahren äußert die Künstlerin hingegen des Öfteren ihre Angst vor der „Schlangengrube“, wie sie die Nervenheilanstalt nennt, und bittet auch das ein oder andere Mal, nicht wieder eingeliefert zu werden (Rußegger 151, 188, 192).

86)⁹², durch die Gemeinden übernommen wurden. Auch die Protagonistin wird auf diese Art unterstützt, da weder sie noch ihre Familie die finanziellen Mittel aufbringen könnten. Nach ihrem Selbstmordversuch hat sie persönlich beim Bürgermeister vorgesprochen, um ihm davon „zu überzeugen, daß es billiger und vorteilhafter wäre, [ihr] jetzt einen vielleicht noch sehr kurzen Aufenthalt im Irrenhaus zu bezahlen, als später einmal für immer“ (32).

Trotz der Unterschiede in der Finanzierung sind alle Patientinnen in Lavants Aufzeichnungen in den gleichen Räumlichkeiten untergebracht. Selbstzahlende genießen allerdings kleinere Annehmlichkeiten: So erhalten sie Messer und Gabel zum Essen (42) oder dürfen bei geschlossener Tür baden (32). Es gibt mehrere Schlafsäle und keinerlei Privatsphäre. Direkt neben dem Bett der Protagonistin steht der Leib-, also Toilettenstuhl (10), und die Besuchszeit wird im Schlafsaal abgehalten, wenn die Patientinnen geistesabwesend sind und das Bett nicht verlassen können. Neben den Schlafsälen gibt es nur wenige andere Räume, zu denen die Patientinnen Zugang haben. Die Unterbringung der Protagonistin zeigt in doppelter Hinsicht ihre Klassenzugehörigkeit an. Nicht nur kann sie sich alleine keinen Anstaltsaufenthalt leisten, die sechs Wochen in dieser Institution erweisen sich grundsätzlich als finanzielles Kalkül der Ärzte bzw. der Bürokratie. Der Primarius erklärt einem Kollegen während der Visite: „Natürlich gehört das Fräulein eigentlich nicht hierher, aber ein Sanatorium mit Mast und Liegekur kann

⁹² Die (Selbst-) Einteilung der Patientinnen in Klassen und Gruppen spiegelt auf groteske Weise das Klassenbewusstsein der österreichischen Vorkriegszeit, das Bedürfnis nach einem Festhalten an der bürgerlichen Identität wider. So bleiben zum einen die Patientinnen der drei Zahlungsklassen unter sich (9). Außerdem gibt es einen Lehrerinnentisch, dem die Protagonistin gerne angehören würde: „Aber ich werde es nicht leicht haben als Dritte-Klasse-Patientin und Unstudierte, in diesen Kreis der oberen Zehntausend einzudringen“ (14).

man einer Landgemeinde nicht zumuten, und so versuchen wir es eben hier mit ein bißchen Arsen“ (8).

Behandlung, Normalisierung und Selbstfindung

Arsen wurde noch im frühen zwanzigsten Jahrhundert für die verschiedensten Krankheiten, quasi als Allerheilmittel, benutzt.⁹³ Die Protagonistin äußert ihre Zweifel darüber, dass ein Medikament ihre Probleme und selbst empfundenen, weiblichen Unzulänglichkeiten lindern kann und überdenkt ihre Selbsteinweisung nach dem Selbstmordversuch: „Dachte ich wirklich, daß so und so viel Arsen, in gewissen Abständen eingenommen, meinem Leben einen Sinn geben würde? Daß es mich schön oder auch nur mutig und frohsinnig machen könnte? Natürlich glaubte ich das keinen Augenblick, aber wo hätte ich sonst hin sollen nach dieser gräßlich mißglückten Sache?“ (21-22).

Die einzig andere Behandlung, die die Protagonistin wegen häufiger Weinanfälle erfährt, ist ein tägliches Bad vor dem Zubettgehen, um die Nerven zu beruhigen (31). Dies ist jedoch erst ab dem Zeitpunkt eine Erholung, als die Erzählerin lernt, alle neugierigen Blicke zu ignorieren und sich „bis zur Nasenspitze ins Wasser“ (33) gleiten lässt.⁹⁴ Den Gedanken, um eine geschlossene Tür zu bitten, verwirft sie schnell: „Es ist keine Kleinigkeit, denn hierin würde es sich entscheiden, ob arme Menschen je eine

⁹³ „Indikationen zum Gebrauch der Arsenikalien: äußerlich als Ätzmittel bei Lupus und Hautcarcinom [...] Innerlich bei Hautkrankheiten: Psoriasis, [...] Ekzemen [...], Anämie, Leukämie, [...] bei Neurosen (Neurasthenie, Chorea), Neuralgien [...] Die Anwendung bei Diabetes, Asthma, in der Psychiatrie, bei Infektionskrankheiten ist von nur untergeordneter Bedeutung“ (Bachem 120).

⁹⁴ Später erfahren die Leser, dass während des Badens auch einmal die Visite ins Bad kommt, während der die Ärzte sich, laut Aukunft der Schwester, welche die Protagonistin anscheinend mit dieser Information aufheitern möchte, über ihren körperlichen Zustand unterhalten: „Was wollen Sie denn, das ist doch eine gutgewachsene und hübsche Frau“ (60). Ein ähnlicher Übergriff in die weibliche Privatsphäre findet statt, als zwei männliche Pfleger zu Hilfe gerufen werden, um eine sich selbst verletzende Patientin in eine Zwangsjacke zu schnüren. Die Erzählerin beobachtet, wie die Männer sich besonders viel Zeit lassen, als sie auf Höhe der Brüste der Patientin angekommen sind (29).

Wohltat ganz und sauber erhalten dürfen oder ob uns armen Hunden immer alles fast bis ins Groteske verdorben werden muß“ (32).

Das Verhalten der Ärzte der Protagonistin gegenüber macht deutlich, dass unter Heilung ein sich Einfügen in die als normal erachtete Lebensführung verstanden wird, und zwar gemäß ihres Frauseins und ihres Standes. Zwar versuchen der Primarius und die Schwestern herauszufinden, warum sie versucht hat, sich das Leben zu nehmen, doch wird letztlich von ihr erwartet, dass sie sich endlich „vernünftig“ benimmt: „Meine Liebe, nehmen Sie sich gefälligst zusammen, Sie sind ja nicht allein hier“ (29).⁹⁵ Allerdings ist dies auch eine Reaktion darauf, dass sich die Erzählerin den ständigen Fragen verweigert und sich jeglichen Mutmaßungen abweisend oder spöttisch gegenüber verhält – vermutlich, weil diese den Kern der Sache treffen: Eine der Schwestern spekuliert, dass Liebeskummer der Grund für den versuchten Suizid war (10), und der dreiste Gerichtspsychiater, der die rechtmäßige Unterbringung der Protagonistin, das heißt, ihre Verrücktheit bescheinigen muss, kommentiert: „Wahrscheinlich hat Sie der Freund verlassen, und es war nicht gleich ein anderer da, wie?!“ (20).⁹⁶

Doch obgleich die Enthüllung über die heimliche Liebe zu dem Arzt der medizinischen Abteilung die Aussagekraft der Aufzeichnungen auf der einen Seite konterkariert, ist sie letztlich Teil der Identitätssuche der Protagonistin. Das

⁹⁵ Die Schwestern haben zum einen ihren festen Platz in der Hierarchie der Anstalt, indem sie das Verhalten ausüben, welches die Ärzte ihnen auftragen. So lautet eine Anweisung des Primarius, dass es unerwünscht ist, wenn die Patientinnen sich „aufspielen“ (48). Auf der anderen Seite haben sie aber zum Beispiel anscheinend auch kein Problem damit, sich der Zwangsjacke zu bedienen. Und auch verständnisvolle Momente werden von der Protagonistin beschrieben. Daraus ergibt sich ein seltsames Schauspiel aus Fürsorge und Machtgefüge.

⁹⁶ Die extrem hohe Dosis des Pulvers (ein Schlafmittel, vermute ich) steht allerdings im Widerspruch zu der Annahme, dass der Selbstmordversuch nicht ernst gemeint war und nur zu einer Einweisung führen sollte. Womöglich hat sich der Plan, den geliebten Arzt wiederzusehen, zusammen mit dem Bedürfnis der Flucht ergeben. Auf der anderen Seite macht sie ihn für die quälenden Gefühle verantwortlich: „Ihn rührt nichts an, ich spüre das, er weiß längst nimmer, daß ich hier bin und mit mir die Stirne, die von ihm angerührt und verrückt geworden ist“ (59). Die verurteilende Haltung wird aber kurz darauf zurückgenommen.

Weiblichkeitsbild, in welches sie sich nach Ansicht der Schwestern und Ärzte fügen soll, läuft ihrer Lebensvorstellung zuwider: „Einen strengen, ordentlichen Posten und nicht mehr düchten und ‚Küß die Hand, gnädige Frau!‘ sagen und tausend widerliche Handgriffe tun müssen tagaus, tagein, und für wen und wozu???“ (22). Die Leidenschaft der Protagonistin ist es zu dichten. Dies jedoch wird als unsinnig angesehen, nicht nur, weil sie eine Frau ist, sondern weil sich Aktivitäten wie diese als Angehörige der Arbeiterschicht in den Augen der Anderen nicht schicken. Besonders der Gerichtspsychiater vertritt diese Meinung, auch im Beisein der Patientin: „[...] Arbeit vertreibt alle Dummheiten, die diese jungen Damen da im gewissen Alter manchmal ankommen. Von der Schule heraus auf einen ordentlichen, strengen Dienstplatz ist immer noch das beste Mittel gegen Hysterie“ (20-21). Und als er von der künstlerischen Betätigung der Protagonistin erfährt, fügt er hinzu:

Ja, meine Teure [...], diese Angewohnheiten wirst du dir freilich abgewöhnen müssen. Düchten mit Umlaut ü, gelt, wahrscheinlich kann sie nicht einmal ordentlich rechtschreiben, aber dichten will sie! Sehen Sie, Kollege, solche Geschichten kommen heraus, wenn jeder Bergarbeiter schon glaubt, seine Sprößlinge in Hauptschulen und so schicken zu müssen. Also, mein Kind, das Düchten, das überlaß du schön anderen Leuten, und wenn dich der Herr Primarius wieder zur Vernunft gebracht hat, so nach ein, zwei Jahren, dann sei froh, wenn du eine Gnädige bekommst, die dich zu allen häuslichen Arbeiten ordentlich abrichtet. (21)

Die Verhaltensweise des Gerichtspsychiaters macht die Protagonistin sehr zornig – wobei der Primarius glaubt, sie habe Angst vor ihm und sei deshalb so rot im Gesicht (21) –,

doch empfindet sie das gegen den Strom Schwimmen als übermächtige Last, und es wird deutlich, dass sie sich, ebenso wie Christine Lavant selbst („wäre ich gesund und hätte 6 Kinder, um für sie zu arbeiten zu können: das ist Leben!“), nach einem „normalen“ Leben sehnt: „Zu nichts eine Liebe aufbringen, kein Zutrauen zu irgendeiner Leistung, weil man das eine einzige noch nie zu leisten imstande war, dies, sich selbst so zu verändern, daß man geliebt würde“ (22-23).⁹⁷

Performanzen hinter Anstaltsmauern

Wie in den im ersten Kapitel behandelten Texten erweist sich auch in den *Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus* die psychiatrische Institution lediglich als Verwahrungs- und Normalisierungswerkzeug. Sehr deutlich zeigt sich, dass das Krankheitsbild bzw. die ärztlichen Diagnosen nicht auf wissenschaftlich nachweisbaren Ursachen, sondern auf moralischen Werturteilen hinsichtlich des gesellschaftlichen und geschlechtlichen Status der Protagonistin basieren. Diese Art der Charakterisierung von normverletzendem Verhalten als pathologisch lässt sich unterstützend mit der sogenannten *Labeling* Theorie erklären. *Labeling* generell wird als soziologische Theorie verstanden, die von der gesellschaftlichen Konstruktion von „richtigem“ und „falschem“ Verhalten ausgeht und sich daher mit Stereotypen und das eigene Verhalten beeinflussende Selbstzuschreibungen befasst. 1966 bezog Thomas Scheff den Begriff des *Labeling* zum ersten mal auf Geistesranke. Das Anliegen von *Being Mentally Ill* (1966) und *Labeling Madness* (1975) ist es, die Unhaltbarkeit des medizinischen Modells innerhalb der Psychiatrie aufzuzeigen, welches auf der Annahme von spezifischen,

⁹⁷ In ähnlicher Weise wie Lavant beurteilt auch die Protagonistin ihre künstlerische Tätigkeit eher spöttisch: „„Hat Ihnen der Teufel auch einen Strick gebracht?“ ... „Nein“, sagte ich unbesonnen, „er hat mir bloß einige Gedichte ins Herz gestreut, wollen Sie sie hören?““ (47).

überkulturellen Ursachen und sich darauf beziehenden allgemeingültigen Behandlungsmaßnahmen basiert. Scheff war allerdings nicht an einer Abschaffung der psychiatrischen Institution interessiert, sondern an ihrer Verbesserung: Durch eine Bewusstmachung der kulturspezifischen Konstruktion von Kategorien wie Krankheit oder Normalität sollte der Umgang mit PatientInnen innerhalb medizinischer Institutionen, aber auch innerhalb der Gesellschaft verbessert werden.

In Scheffs erster Untersuchung heißt es: „The theory has two basic components: social role and the societal reaction. Its key assumptions are that most chronic mental illness is at least in part a social role, and that the societal reaction is usually the most important determinant of entry into that role“ (Scheff, *Ill* 28). Damit wird Labeling zu einer „theory of mental disorder in which psychiatric symptoms are considered to be labeled violations of social norms and stable ‘mental illness’ to be a social role“ (Scheff, *Ill* 25). Unabhängig von neueren wissenschaftlichen Erkenntnissen erweist sich Wahnsinn nach Scheff daher als performativer Akt, der den Erhalt von Normen sichert und diese als gesellschaftsregulierende Ideologie begreift, in deren Mittelpunkt das Bedürfnis nach sprachlicher Sinnzuschreibung steht:

There is a social, cultural, and interpersonal status quo whose existence is felt only when abrogated. Since violations occur infrequently, and since the culture provides no very adequate vocabulary for talking about either the presence or abuse of its invisible understandings, such deviations are considered disruptive and disturbing. The society’s member’s loyalty to his culture’s unstated conventions is unthinking but extremely intense. The sociologist Mannheim referred to such intense and unconscious loyalty to

the status quo as *ideological*. Ideology, in this sense, refers not only to the defense of explicit political or economic interests but, much more broadly, to a whole world view or perspective on what reality is. (Scheff, *Labeling* 6)

Dies bedeutet jedoch nicht, dass Scheff den PatientInnen die individuelle Realität der veränderten geistigen Wahrnehmung abspricht:

These remarks should not be taken to suggest that there is no internal experience associated with ‘symptomatic’ behavior; the individual with symptoms does experience distress and suffering, or under some conditions, exhilaration and freedom. The point is, however, that public, consensual ‘knowledge’ of mental illness is based, by and large, on knowledge not of these internal states but of their overt manifestations. (Scheff, *Ill* 8-9)⁹⁸

In diesem Zusammenhang kann Lavants Protagonistin ebenfalls als Bedrohung der als natürlich empfundenen Verhältnisse und Verhaltensweisen empfunden werden: Ihre Krankheit besteht in der „Unvernunft“, sich nicht nach klassen- und geschlechtsspezifischen Maßstäben zu richten und zu allem Überduss auch noch einen Selbstmord zu inszenieren.

Das Personal bringt den Patientinnen nur bis zu einem gewissen Grad Sympathie entgegen, doch vor allem bei „leichten Fällen“ wie dem der Protagonistin, die sich anscheinend nur „zusammenreißen“ müsste, sind dem Verständnis enge Grenzen

⁹⁸ Diese Aussage fällt mit der vorhergegangenen Beobachtung zusammen, dass die Umwelt nur das als Wahnsinn wahrnimmt, was für Mitmenschen sichtbar ist.

gesetzt.⁹⁹ Allerdings weiß die Protagonistin mit eben dieser Erwartungshaltung, die an sie herangetragen wird, zu spielen, stellt damit die Autorität der Ärzte in Frage – und versinnbildlicht die Aussage von Scheffs *Labeling* Theorie als gesellschaftliches Rollenspiel. Unmittelbar nach der Einweisung bekommt sie „pflichtschuldigst einen Weinkrampf“ (5), als sie eine andere Patientin mit Gleichgewichtsstörung hinfallen sieht, „[um] nicht roh zu erscheinen“ (ebd.). Und um das Treffen mit dem geliebten Arzt zu beschleunigen, bekräftigt sie das Gerücht, sie sei in ihren Schwager verliebt (63), weil sie weiß, dass ihr dies das Verständnis des Personals einbringt. Während der nächsten Visite verhält sich der Primarius ihr gegenüber tatsächlich freundlicher: „Ja, ich bin ihnen verständlich und daher auch liebenswürdiger geworden“ (ebd.).

Insofern erscheint die Überlegung der Protagonistin, dass angesichts des extremen, übermenschlichen Leidens der Patientinnen die Ärzte eigentlich Priester, die Schwestern Nonnen sein sollten (18-19), vor allem als ironischer Kommentar, oder reiht sich doch zumindest in den Lavant'schen Wechsel von Gottesanklage – Kritik an Gott, am Vater, an patriarchalen Strukturen und Geboten – und Gottessuche zwecks Bedürfnis nach Gnade und Gerechtigkeit ein. Und nicht nur blieb der Künstlerin zeitlebens die Angst davor, erneut in eine psychiatrische Klinik zu müssen, sie zeigte sich auch überaus kritisch den Theorien Freuds und seinem Einfluss, wie überhaupt dem modernen, säkularen Subjekt gegenüber:

Durch den Verlust der Gottesbeziehung der Seele des Menschen zerfällt
auch ihre menschlich-göttliche Einheit und verliert damit ihre
ursprüngliche Bedeutung. Sie wird durch moderne psychologische

⁹⁹ Hinzu kommt, dass auch in diesem Text die Protagonistin keine Vertrauten innerhalb oder außerhalb der Anstalt hat (37).

Interpretation versachtlicht in eine Vielzahl „seelenkundlicher Begriffe“
[...] aufgelöst, und in der Erkenntnis, die Vielschichtigkeit des
menschlichen Wesens nicht bestimmen zu können, zum Unbewußten,
Undurchschaubaren umfunktioniert. [...] (Freud war für Chr. L. der böse
Dämon, der Verursacher dieser Entwicklung. Seine Preisgabe der
Ganzheit der Seele verurteilte sie – laut eigener Aussage.) (Lavant 1978,
14-15)¹⁰⁰

Am Ende geheilt?

Der Anspruch auf Heilung wird in den *Aufzeichnungen* vor allem an zwei Stellen
angezweifelt. Um eine aufdringliche Patientin dazu zu bringen, sie eine Weile allein zu
lassen, bedient sich die Protagonistin einer Lüge, die sich das spiritistisch-verdrehte
Weltbild derer zunutze macht. Sie hat ein schlechtes Gewissen, doch ist sie
gleichermaßen erstaunt, die andere Frau auf so leichte Art und Weise beeinflussen zu
können: „[Es] wundert mich immerhin, daß die, welche hier dazu berufen sind, zu
beruhigen und zu lindern, nicht die nötige Zeit dafür aufwenden, um sich in die seltsamen
Gedankengänge der Kranken so weit einzufühlen, daß sie die Stelle herausfinden, an

¹⁰⁰ Eine Untersuchung des Zusammenhangs zwischen Religion bzw. christlichen Institutionen und der
Autorität von Medizin und Psychiatrie könnte zweifellos ein weiteres Kapitel füllen, muss an dieser Stelle
aber Fußnote bleiben. Nicht nur spielt die Verwandtschaft bezüglich der Machtausübung zwischen Kirche
und Psychiatrie bzw. die Verwandtschaft zwischen religiöser Verzückung (oder Bessenheit) und
Geisteskrankheiten in nahezu allen in meiner Arbeit herangezogenen Texten eine Rolle. Die Theorie der
Ablösung der kirchlichen Vormachtstellung durch die Medizin sowie die Theorie, dass die pastorale
Instanz der Kirche auf die Psychiater übergegangen ist, behandelt z.B. Michel Foucault im ersten Band
seiner Abhandlung *The History of Sexuality* (36-49). Und Thomas Scheff führt in Bezug auf die
Verdrängung des Glaubens an übernatürliche oder dämonische Kräfte den Machtverlust der Kirche an: „In
modern societies, however, it is increasingly difficult to base legitimacy upon appeals to supernatural
sources. As complete, unquestioning religious faith has weakened, one very important new source of
legitimacy has emerged: in the eyes of laymen, modern science offers the kind of absolute certainty once
provided by the church. The institution of medicine is in a particularly strategic position in this regard,
because the physician is the only representative of science with whom the average man associates. To the
extent that medical science lends its name to the labeling of nonconformity as mental illness, it is giving
legitimacy to the social status quo“ (Scheff, *Ill* 12).

welcher sie [sie?] einzusetzen haben. [...] [Mit] ein paar entsprechenden Worten gelänge mehr als mit Spritzen und Zwangsjacken. (67)¹⁰¹ Die Willkür in der Behandlung, die darauf abzielt, die PatientInnen zu einem unauffälligen Verhalten zu bewegen – und die letztlich auch von Faktoren wie Klasse und Finanzierung abhängig gemacht wird –, unabhängig von sonstigen inneren Zuständen, zeigt sich abschließend im letzten, nüchtern klingenden Absatz der Aufzeichnungen: „Man hat mich geheilt hier. Ja, ich muß wohl annehmen, daß ich geheilt bin, denn man behält mich nicht mehr, obwohl der Gerichtspsychiater ein Jahr mindestens bewilligt hätte“ (75).

Doch obgleich die Protagonistin von medizinischer Seite aus den Prozess der Normalisierung durchschritten hat, nicht mehr verrückt ist, markiert die Anmerkung „ich muß wohl annehmen“, dass die junge Frau keine Veränderung an sich feststellen kann. Die Diagnose des Wahnsinns spielt sich über die Verhandlung von Äußerlichkeiten ab.

Trotz der Konflikte steht der Protagonistin in den Aufzeichnungen ein gewisses Widerstandspotential zu, indem sie ihr Verhalten steuern kann, um das gewünschte Verhalten in ihrer Umwelt auszulösen. Diesen Vorteil besitzt Mariella Mehrs Protagonistin nicht. Auf Grund der Tatsache, dass sie zur Minderheit eines fahrenden Volkes gehört, steht das eugenisch ambitionierte Urteil der verschiedenen Ärzte bereits fest. So sehr Silvana auch versucht, sich anzupassen, wird sie dennoch als verrückte, unheilbar verdorbene junge Frau angesehen, deren Wahnsinn jedoch erst die unmenschlichen Methoden der Psychiatrie hervorrufen.

¹⁰¹ Allerdings nivelliert sie ihre Überlegung, erinnert sich sozusagen an ihre Unwissenheit in diesen Dingen und das Unrecht, hier als Laiin zu urteilen: „Aber vielleicht bin ich hier im Unrecht, sicher, denn mich bringt diese eine schon fast zur Verzweiflung, und auf die Ärzte warten ihrer hunderte. Wenn die sich in jeden Verrückten einfühlen wollten, was bliebe dann an Eigenem noch übrig? Uns hier unschädlich zu halten, ist wohl das einzige, was man von Menschen verlangen kann, alles andere muß vom Höheren her geleistet werden“ (67).

Leben statt überleben: Mariella Mehrs *Steinzeit* (1981)

1926 wird innerhalb der Schweizer Pro Juventute eine Unterorganisation gegründet, das „Hilfswerk für die Kinder der Landstraße“. Pro Juventute, lateinisch „für die Jugend“, hatte seit 1912 zum Ziel, sich um das Wohlergehen von Kindern und Jugendlichen in der Schweiz zu kümmern. Jenes Hilfswerk jedoch, bis 1958 unter der Leitung des Lehrers Alfred Siegfried, war von vornherein als Instrument erdacht, um der „Vagantität“, dem Lebensstil der Fahrenden ein Ende zu bereiten. Fahrende – „Zigeuner“ –, das waren in diesem Fall vor allem Jenische, eine Minderheit mit heterogenen mitteleuropäischen Wurzeln.¹⁰² Auf den rassehygienischen Thesen fußend, die sich seit den 1870er Jahren im Aufstieg befanden, formulierte Siegfried das Ziel des Hilfswerkes: Die Jenischen müssten sesshaft werden, ihre Lebensweise sei unzumutbar für die Schweizer Bevölkerung, mehr noch, gefährdend. Alle Fahrenden seien „Kriminelle, Arbeitsscheue, Verwahrloste und zum grossen Teil erblich Belastete“ (Leimgruber et al. 34). Doch wenigstens die Kinder sollten gerettet werden, „trotz Geldmangel, trotz Angst vor erblicher Anlage [...]. Mag auch der eine oder andere später, den schlimmen Anlagen folgend, die er von seinen Voreltern geerbt hat, wieder auf Abwege geraten, so darf uns das nicht entmutigen“ (Leimgruber u.a. 24). Eine Rettung der „Zigeunerkinder“ bedeutete für Siegfried, sie den Eltern wegzunehmen und jede weitere Kontaktaufnahme zu verhindern (Leimgruber u.a. 35). Das Ziel war Sesshaftigkeit, Disziplinierung,

¹⁰² Bis heute ist sich die Forschung nicht ganz einig über die Ursprünge der jenischen Volksgruppe. Auf der Webseite des Jenischen Bund in Deutschland und Europa e.V. ist zu lesen: „Die **Wissenschaft** [...] tendiert immer mehr in den **Jenischen** eine eigenständige Gruppe der Kelten zu sehen welche bis heute ihren **fahrenden Lebensstil** beibehalten hat. Seine **Ursprünge** liegen im **Keltentum**, vielleicht sogar noch davor! Ursprünglich **links der Donau** ansässig, zogen sie durch den **europäischen** Kontinent!“: „Sind Jenische Roma?“ *Jenischer Bund in Deutschland und Europa e.V.*, jenische.info. Web. 5 Jan 2014; Mariella Mehr hingegen zählt die Jenischen zu den Roma, die „ursprünglich aus Mähren [stammen] und [...] Mitte des 19. Jahrhunderts in Almens zwangseingebürgert [wurden]“: „Die Jenischen.“ *Website von Dr. phil. h.c. Mariella Mehr*, mariellamehr.com. Web. 5 Jan. 2014.

Assimilation, letztlich die Ausrottung der jenischen Kultur. Zumal erlaubte die Aktion eine detaillierte behördliche Erfassung ganzer Familien, die Registrierung der sonst schwer zu kontrollierenden Fahrenden. Dies machte das „Hilfswerk für die Kinder der Landstraße“ zu einer nationalen Institution mit enormen Mitteln, um die Bekämpfung der „Vagantität“ voranzutreiben.

Die den Eltern entrissenen Kinder sollten idealerweise bei schweizerischen Pflegefamilien unterkommen, was sich jedoch schwieriger gestaltete, als Siegfried angenommen hatte. Wie man heute weiß, landeten die jenischen Kinder ebenso in Heimen, Waisenhäusern, psychiatrischen Kliniken oder Strafanstalten. Viele von ihnen kamen in (oft brutalen) Kontakt mit mehreren dieser Institutionen. Gestaltete sich die Unterbringung als problematisch, machte Siegfried vor allem die Kinder verantwortlich, das heißt ihre Verrohung, ihren Schwachsinn (Leimgruber u.a. 38). Erst 1973 wurde durch eine erstmalige Untersuchung bekannt, welche Ungeheuerlichkeiten Alfred Siegfried in Gang gesetzt hatte. Das „Hilfswerk“ wurde aufgelöst, die Aufarbeitung zog sich über Jahrzehnte hin, da zunächst die Zuständigkeit der vom schweizerischen Hilfswerk angelegten Akten ungeklärt blieb.¹⁰³ Rund sechs hundert Fälle von Kindesentzug sind dokumentiert. Doch manche Akten beziehen sich nicht auf eine einzelne Person, sondern ganze Familien, weswegen die eigentliche Zahl um einiges höher sein dürfte. Nicht nur die Aufzeichnungen von Pro Juventute bzw. seines Hilfswerks, auch die Berichte direkt Betroffener zeigen, welches Leid den Kindern der Jenischen widerfahren ist: Das Wissen, für unwert und nicht normal gehalten zu werden,

¹⁰³ Seit 1988 sind die Akten für Betroffene und Forscher zugänglich. (Leimgruber u.a. 11). Die Studie von Leimgruber, Meier und Sablonier, veröffentlicht 1998, war die erste historische Untersuchung basierend auf Akteneinsicht.

sowie die verschiedenartigen Gewalterfahrungen, hinterließen ein lebenslanges Trauma. Mariella Mehr war eines dieser Kinder. Ihre Hauptfigur ist es ebenfalls.

Von der Realität zur Fiktion: Der Leidensweg Silvanas

Mariella Mehrs 1981 veröffentlichter Debutroman *Steinzeit* ist ein dunkles Zeugnis der Qual, die die Protagonistin Silvana während Kindheit und Adoleszenz durchmacht. Aber es ist auch Aufklärungs- und Anklageschrift sowie Selbstfindungsversuch einer Frau, die Jahre physischer und psychischer Torturen als „Kind der Landstraße“ überlebt hat. *Steinzeit* setzt sich aus zahlreichen, nicht nummerierten Episoden zusammen, manche nur wenige Zeilen lang, die die Aufenthalte in Heimen, Kliniken, Anstalten und einer Strafanstalt beschreiben. Man erfährt von menschlicher Grausamkeit, die man nicht für real halten mag, doch basiert der Roman auf einem Tagebuch, das Mehr wenige Jahre zuvor „während einer Therapie [schrieb]. Der Therapie, die, wie sie selbst sagt, ihr das Leben gerettet hat“ (*Steinzeit* 187). In der ersten von zwölf Lesungen, die sie 2005 als „Writer in Residence“ am Oberlin College in Ohio gab, stellt sie sich vor:

Vor ihnen steht eine „verstimmbare, haltlose, geltungsbedürftige und moralisch schwachsinnige Psychopathin mit neurotischen Zügen und einem starken Hang zur Selbstüberschätzung, was ihr Wunsch, Schriftstellerin zu werden, beweist. In Erwägung ihrer hereditären Belastung – die Probandin gehört zur dritten Generation einer degenerierten Vagantenfamilie – kann eine dauernde Einweisung in eine Psychiatrische Klinik nicht ausgeschlossen werden“. Gemeinsame (Diagnose), 1964. [...]

So habe ich mich vor 10 Jahren der Leitung und dem Personal einer Psychiatrischen Klinik vorgestellt, (in der ich als 10 jähriges Kind gefoltert wurde) als ich um die Herausgabe meiner Psychiatrie-Akten kämpfte – ich bekam sie nicht – und so habe ich mich 1998 an der Universität Basel vorgestellt, als ich für meine Bemühungen um die Rehabilitation der unterdrückten Minderheit, der ich angehöre, den Ehrendokortitel erhalten sollte – ich erhielt ihn.¹⁰⁴

Über die Mutter der Protagonistin Silvana, die zum Zeitpunkt des Verfassens ihrer Erinnerungen einunddreißig Jahre alt ist, wird gesagt, dass sie mit fünf Jahren aus dem Wohnwagen ihrer Eltern geholt und zwanzig Jahre „einem karitativen werk überlassen [wurde] [...] eine amtsvormundtschaft trimmte sie danach weiterhin ebenso unablässig wie erfolglos auf normen, die ihr nie gerecht werden konnten“ (*Steinzeit* 9). Es erfolgte eine Diagnose der paranoiden Schizophrenie, welche eine mehr als dreißig Jahren andauernde Reise durch verschiedene Anstalten nach sich zog: „heute zählt sie zu den chronisch-kranken der klinik friedheim“ (7).

Den wahren Namen des Hilfswerks nennt Mehr nicht und Alfred Siegfried und seine Nachfolgerin Clara Reust benennt sie um in Eberhard Sigrist und Frau Wanzenried. Dr. Sigrist, so die Erzählerin, antwortete der elfjährigen Silvana, als sie ihn nach ihren Eltern fragte: „ach, weisst du, deine mutter ist eine arme, versoffene schlampe, dein vater ein säufer und penner“ (10). Wenn Silvana nicht gerade in eine der verschiedenen erzieherischen oder psychiatrischen Institutionen abgeschoben wird, lebt

¹⁰⁴ „Mariella Mehr stellt sich vor.“ *Website von Dr. phil. h.c. Mariella Mehr*, mariellamehr.com. Web. 5 Jan. 2014.

sie bei ihren Pflegeeltern, die das Mädchen regelmäßig verprügeln (15, 54-55) oder auf andere Weise demütigen.¹⁰⁵

Die ersten zehn Lebensjahre von Silvana beschreiben eine qualvolle Reihe von Aufenthalten in einem Säuglingsheim und verschiedenen Kinderheimen. Konsequent wird sie vom Erziehungspersonal auf Grund ihrer verzögerten Entwicklung (sie lernt erst spät zu krabbeln und zu laufen) sowie des Gestanks angeblich immer voller Windeln ausgegrenzt. Später sperrt man das immer verstörter und aggressiver agierende Kind für Stunden ein. Als Silvana zum ersten Mal Elektroschocks erhält, ist sie gerade erst fünf Jahre (109). Die grauenvollen Behandlungen sowie mehrere Vergewaltigungen – unter anderem vergreift sich einer der Ärzte an ihr (114-115) – führen zu wiederholten Selbstmordversuchen sowie Alkohol- und Tablettensucht. Mit elf erachtet man Silvana bereits für einen hoffnungslosen Fall, als sie entlassen, das heißt weitergereicht wird (65).

Im psychiatrischen Beobachtungs- bzw. Übergangsheim „Sonnenschein“ herrscht die von den Schützlingen verehrte Schwester Hanna Maria, die die Kinder glauben macht, Leiden gehöre dazu, um am Ende ein schönes, ruhiges Leben führen zu können: „dieser gott, pervertiert von nonnen und pfaffen [...] er stand über unserer not, unserem zorn, und wir krochen wie die würmer, weil leid die seele läutern soll und wir um jeden preis geliebt werden wollten“ (33). Schwester Hanna Maria „ermutigt“

¹⁰⁵ Als Silvana sich z.B. weigert, Unterwäsche und Unterkleid auszuziehen, bevor sie das Nachthemd überstreift, schickt die Pflegemutter ihren Mann allabendlich in das Kinderzimmer, wo dieser dann prüfend unter das Nachthemd greift. Ist Silvana unter dem Nachthemd nicht nackt, so muss sie sich vor dem Pflegevater ausziehen. Die erwachsene Silvana kommentiert: „als der vater meines sohnes mich zum ersten mal beschlief, musste ich an jenes ritual in neuendorf denken. er zog mich aus und das zimmer war hellgrün wie das prügelzimmer in unserem chalet“ (87).

Silvana, zwölf Jahre alt, gegen sich selbst zu kämpfen, ihr jähzorniges, immer wieder aufs Neue versagende Ich zu unterdrücken:

wie bringt man es fertig, eine attrappe seiner selbst zu werden? [...] für alles und jedes hielt man geheuchelte kulissen bereit, eine für freude, eine für leid, eine für fröhlichkeit, schön rosa und himmelfarben bemalt [...] ein grandioses schauspiel, ich war eine gute schauspielerin. wen störte schon den modergeruch meines sterbenden selbst? (37)

Doch so sehr sie sich um Anpassung bemüht, bleibt sie für die Ärzte weiterhin „schwererziehbar, erblich belastet und sittlich verwahrlost [...] so wie die mutter“ (180). Der Arzt, der sie „kleines luder“ (183) nennt, lässt sie wissen: „wir wissen, dass du die krankheit deiner mutter geerbt hast. du bist jung, deine hysterie werden wir heilen können“ (183). Mit dem Diskurs weiblichen Wahnsinns vermischt sich hier rassehygienisches Gedankengut, das den ärztlichen Blickwinkel dominiert. Während der Visite wird Silvana daher zum Ausstellungsobjekt für eine Gruppe angehender Ärzte: „hier sehen sie ein sippenmitglied jener vagantengruppe, anhand derer geschichte ich euch die vererbungslehre veranschaulicht habe. dieses sippenmitglied ist die dritte generation geisteskranker, die jene vagantengruppe erzeugt“ (132). Über die tägliche Visite urteilt die Protagonistin folgendermaßen:

chefvisite. doktor adler präsentiert ängstlich ‚seine schäfchen‘. ängstlich, weil jederzeit etwas geschehen kann, was den rituellen ablauf stören könnte. diese trügerische ruhe während jener visiten, diese verlogene menschlichkeit, rosageschminkte anteilnahme. man wusste darum,

patienten und die weissen götter, man spielte gut, man fiel nur selten aus der rolle. (138)

Diese Passage beschreibt sehr eindrücklich das performative Moment, welches, wie in den vorangegangenen Texten, dem Verhältnis zwischen PatientInnen und Ärzten innewohnt. Zudem verweist das ‚Rituelle‘ an der Situation auf den konstruierten Wahrheits- und Autoritätsanspruch der quasi pastoralen Figuration der Psychiater:

The medical “examinations” that supposedly determine whether the candidate is sane or insane are, as a rule, peremptory and ritualistic. The actual goal in most of these examinations, and this includes the various diagnostic evaluations in the hospital also, seems not to be *whether* the candidate is mentally ill, but *which* mental illness he has. Like the separation of blacks and whites, the sorting of the insane from the sane is primarily a social fact and not a fact of nature. (Scheff, *Labeling* 16-17)

Das realhistorische Modell für die fiktive Anstalt „Waldheim“

Silvanas Zugehörigkeit zu den Jenischen macht die Frage nach ihrer geistigen Gesundheit für die rassistisch gesinnten Ärzte tatsächlich obsolet. Hinter der Pflege- und Heilanstalt „Waldheim“ dürfte sich sehr wahrscheinlich die bis heute existierende Anstalt „Waldhaus“ in Chur in der Schweiz verbergen. Zwischen 1892 und 1991 wurde sie von Ärzten geleitet, die rassenhygienische Theorien vertraten und sich vor allem mit den Jenischen befassten.¹⁰⁶ Rassenhygiene, oder Eugenik, zielt darauf ab, das als positiv

¹⁰⁶ Der Terminus „Rassismus“ in Bezug auf den Umgang der Ärzte mit den Jenischen funktioniert in diesem Rahmen auf Grund der Tatsache, dass die nach dem Dritten Reich auch in der Schweiz weitergeführten eugenischen Studien an Jenischen von einer grundlegenden genetischen Degeneration dieser Minderheit und damit von einer „rassischen“ Andersartigkeit ausgehen. Auf Grund der Verortung

gewertete Erbgut einer Nation zu fördern und im Umkehrschluss „schlechte“ Erbanlagen zu vermindern oder zu eliminieren – durch Abschiebung, Vermischung, Internierung, Sterilisation oder Ermordung. Vor allem die Arbeiten Josef Jörgers, Anstaltsleiter in „Waldhaus“ zwischen 1892 und 1930, lieferten den ideologischen Rahmen für die Handlungen des „Hilfswerk für die Kinder der Landstraße“ und waren außerdem in ganz Europa bekannt:

Seine erste einschlägige Abhandlung erschien in der von Alfred Ploetz, einem der geistigen Väter der Rassenhygiene, begründeten Zeitschrift „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie“ unter dem Titel „Die Familie Zero“. Jörgers psychiatrische Familienforschungen sollten den Nachweis der Erblichkeit folgender „Abirrungen vom gewöhnlichen Familientypus“ bei den jenischen Familien erbringen: „Vagabundismus, Verbrechen, Unsittlichkeit, Geistesschwäche, Pauperismus“ (Leimgruber u.a. 60).¹⁰⁷

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum Mehr ihre Protagonistin in der fiktiven Stadt Zero wohnen lässt. In der Abhandlung Jörgers nämlich handelt es sich bei der „Familie Zero“ um die Sippe der Schriftstellerin. Wie die bisherigen

der Herkunft der Jenischen in Mitteleuropa sowie mit Blick auf die Tatsache, dass „Rasse“ ein kulturelles Konstrukt ist, ist es aus heutiger Sicht korrekt, von den Jenischen als einer ethnischen Minderheit zu sprechen.

¹⁰⁷ Benedikt Fontana, Chefarzt in „Waldhaus“ von 1977 bis 1991, veröffentlichte 1968 seine Dissertation mit dem Titel „Nomadentum und Sesshaftigkeit als psychologische und psychopathologische Verhaltensradikale: Psychisches Erbgut oder Umweltsprägung“. Ebenso wie Jörger betrieb er eine Studie der Sippe Mariella Mehrs, verwendete den Codenamen „Xenos“. Die aus der oben zitierten Lesung angeführte Diagnose stammt aus Fontanas Arbeit. Mariella Mehr ist davon überzeugt, dass die Untersuchung schon in seiner frühen Version weitere „wissenschaftliche“ Legitimation für die in Zusammenhang mit dem Hilfswerk stehenden Handlungen darstellte. Bereits 1958 hatte Fontana die Dissertation eingereicht, doch lehnte sein erster Doktorvater sie ab. Ende 2000 distanzierte sich der Karger Verlag öffentlich vom Inhalt der im zweiten Anlauf akzeptierten Arbeit und entschuldigte sich bei der Schriftstellerin: „„Aufrichtiges Bedauern.“ Halbherzige Rehabilitation der Schriftstellerin Mariella Mehr.“ *Südostschweiz*, 20 Nov. 2000, zitiert auf *Aktion Kinder des Holocaust*, www.akdh.ch. Web. 6 Jan. 2014.

Beschreibungen schon vermuten lassen, wurden die Jenischen, ebenso wie Roma und Sinti während der NS-Zeit mit Nachdruck verfolgt. Ideologisch gesehen fand Hitler in den diversen rassehygienischen Abhandlungen bzw. ihren Verfassern die idealen Verbündeten zur Durchsetzung seiner menschenverachtenden Zielsetzungen. Auch geistig Behinderte, psychisch Kranke oder Homosexuelle wurden

als „Asoziale“, „Schwachsinnige“ und „lebensunwertes Leben“ verfolgt und schliesslich zu einem grossen Teil ermordet. [Robert] Ritter [, ein weiterer führender Psychiater und Rassentheoretiker des Dritten Reiches,] forderte auch die Internierung und Kastration der zu „Parasiten entarteten“ Jenischen und setzte das auch durch. 1933 wurde in Deutschland das Gesetz zur „Verhütung erbkranken Nachwuchses“ erlassen, in dessen Folge auch Fahrende interniert, sterilisiert und später ermordet wurden (Leimgruber u.a. 62).

Obgleich die Schweiz nie durch Nationalsozialisten besetzt wurde und eine gezielte Tötung von „Zigeunern“ nicht durchgesetzt werden konnte, machten sich die Schweizer Psychiatrie, Politik und Behörden dennoch durch die in Mehrs Roman beschriebenen menschenunwürdigen Praktiken wie „Sterilisationen, Heiratsverhinderung und dauernde Versorgung gegenüber Roma, Sinti und Jenischen“ (Huonker/Ludi 29) bereits zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts schuldig: „Für die Durchsetzung solcher Massnahmen gab es jedoch keine Gesetze, die sich spezifisch gegen diese kulturellen Minderheiten richteten. 1926 wurde mit dem ‚Hilfswerk für die Kinder der Landstrasse‘ deshalb versucht, mit systematischen Kindswegnahmen gegen die Jenischen vorzugehen“ (ebd.). Wie bereits erwähnt, blieb das Hilfswerk bis 1973 aktiv.

Entlassen und verlassen: Auswirkung und Aufarbeitung des Traumas

Silvanas letzte Station auf ihrem Leidensweg ist ein Frauengefängnis, in das sie mit etwa neunzehn Jahren eingeliefert wird. Am Tag ihrer Entlassung stellt sie fest: „ich bin unselbständig, ein einundzwanzigjähriges, verlassenes baby, das sich nicht zu helfen weiss“ (120). Ihr ganzes Leben hat sie versucht, sich nach den Regeln der Erwachsenen in ihrer kleinen, aus Gewalt bestehenden Welt zu richten, um ja nicht mehr aufzufallen, „jetzt soll ich plötzlich über meine tage entscheiden?“ (119). Zu Beginn des Romans beschreibt sich Silvana als „alkoholikerin, medikamentensüchtig, unfähig zur sozialen eingliederung, depressiv, verängstigt, wütend, zerstörerisch“ (9); „schnaps, sich zutode saufen, sich zerstören, einsame, grausame lust dort, wo das herz schlägt. silvana hat das leben geübt und nicht bestanden“ (150). Den LeserInnen begegnet eine Frau, die nie Urvertrauen zu jemandem aufbauen konnte und nicht in der Lage ist, ein „geregeltes“ Leben zu führen. In der Jetzt-Zeit-Ebene versucht sie, die traumatische Vergangenheit zu verarbeiten: „vor zwei tagen habe ich eine therapie begonnen, die mir helfen soll, endlich leben zu lernen“ (9). Für Silvana scheint der Psychotherapeut ein Glücksfall zu sein. Er respektiert ihre Rolle als Hilfsbedürftige, ohne persönliche Grenzen zu verletzen, und obwohl sie erst am Anfang der Therapie steht, fühlt sich die Protagonistin wohl in „Brunos Bauch“ (9), wie sie das Gesprächszimmer nennt. So sehr gewinnt er ihr Vertrauen, dass sie sich bald eine embryonale Beziehung zu ihm ersehnt: „manchmal möchte ich in seinem richtigen bauch sein – als winzige kugel, ich würde ihm nicht weh tun. Ich wäre drin in einer höhle, ich wäre nichts als kugeliges leben, ohne angst, ohne schmerz, ohne zorn“ (59).

Hinsichtlich der Erfahrungen mit Männern mag der Traum, auf diese Art und Weise Zuflucht bei einem Mann zu nehmen, befremden. Jedoch gibt es noch einen Aspekt in Silvanas Leben, der schwerer wiegt als die psychiatrische Folter oder die Vergewaltigungen: Silvana wurde ihrer Mutter nicht ohne Grund bzw. nur auf Grund sittlicher und assimilatorischer Bestrebungen weggenommen, sondern deshalb, weil jene direkt nach der Geburt versuchte, ihr Neugeborenes mit der Nabelschnur zu erwürgen (152). Schlimmer noch, es folgen drei weitere Infantizidversuche: durch Ersticken (146), Ertränken (91) und erneut Erwürgen (184). Um in der Lage zu sein, mit einer Vergangenheit wie dieser weiterzuleben, spaltet Silvana Vergangenheit von Gegenwart und nennt ihr jüngeres Selbst „Silvia“. Nur so, in dem sie über sich selbst abwechselnd in der ersten und dritten Person spricht, ist sie in der Lage, sich dem Trauma zu stellen.¹⁰⁸

Mit zehn Jahren gibt sich die kleine Silvia bereits eine neue Identität: Silvio. Nur in ihrem Kopf ist sie Silvio, für die Umwelt bleibt sie Silvia.¹⁰⁹ Dieser bewusst gewählte Transgender-Zustand bzw. die Annahme eines männlichen Selbst soll als Abwehr fungieren, denn weiblich zu sein bedeutet, den Männern ausgeliefert zu sein: „mann sein hiess: freiheit, stolz, forschen, hiess aber auch in sich geschützt sein, [...] hiess zugleich brutalität, schmerz, ekel, angst, fäuste, schläge. so stapfte ich, fünfzehnjährig, ohne brüste, [...] wie ein zwölfjähriger Junge aussehend durch meine

¹⁰⁸ Eine ähnliche Technik verwendet Christa Wolf in *Kindheitsmuster* (1976); auch sie spricht über ihr Kindheits-Ich in der dritten Person, folgt keiner chronologischen Ordnung und gewinnt zusätzlichen Abstand durch das Beimischen von Fiktionalität.

¹⁰⁹ Zu einem späteren Zeitpunkt – es scheint bereits nach der Entlassung aus dem Frauengefängnis zu sein – trifft Silvana eine Freundin und ehemalige Mitpatientin, von der sie Silvio genannt wird (169).

pubertät und hoffte, dass das immer so bleiben würde“ (46). Silvio zu sein hat der Protagonistin aber nur geringfügig helfen können.¹¹⁰

Die meiste Zeit pendelt Silvia/Silvio zwischen Todessehnsucht, innerer Lehre und abgrundtiefem Hass ihren Eltern, Pflegeeltern und Ärzten gegenüber. Und wie Agathe in *Aus guter Familie* sucht sie die Schuld bei sich: „am ende haben sie doch alle recht, ich bin es, die böse, hässliche, zerstörerische silvia, ich habe kein recht zu leben (15); „wer vergewaltigt wird, trägt selbst die schuld, sagten sie in den heimen. also ging dieses geschehen auf mein konto“ (46); „ich bin schuld, ich habe mami krank gemacht“ (79). Die Erzählerin mit ihren einunddreißig Jahren hat sich von Silvio verabschiedet und bezieht klare Opposition zur Vormachtstellung des Mannes. Auf diese Weise erringt sie einen ersten Schritt hin zu einem Selbst, das nicht durch Gutachten und der Gewalt anderer definiert wird:

in unserer sprache ist das herz eine sache: es, das herz. die jenischen haben überhaupt kein wort für herz. sie nennen es „soori“, wie sie auch die liebe, gott und den penis „soori“ nennen. es widerstrebt mir, das herz [...] zu versächlichen, diese urmaschine zu verniedlichen. immerhin war sie stark genug, allen psychiatrischen eingriffen, allen tödlichen bedrohungen zu trotzen. mein herz ist eine frau, identisch mit mir. (22)

Steinzeit ist das Zeugnis einer unvorstellbar grausamen Kindheit und Jugendzeit, die die Protagonistin für immer begleiten werden. Das Buch ist als Roman ausgezeichnet, doch folgt es keiner traditionellen Form: Die Episoden variieren stark in ihrer Länge und erzählen keine chronologisch aufgebaute Geschichte. Die Erinnerungsfetzen sind so

¹¹⁰ Auch als Silvio wird die Protagonistin vergewaltigt (176).

zerstreut wie die Persönlichkeit Silvanas während der Aufarbeitung der Vergangenheit es ist. Auch fällt die konsequente Kleinschreibung aller Wörter auf. Dies kann als Formverweigerung gedeutet werden, als individuelles Anschreiben gegen die Ignoranz der Umwelt, das Verschweigen und Leugnen, das sich über lange Zeit hinzog.¹¹¹

Die textuelle Gestaltung sowie der Versuch der Protagonistin, sich als Silvana ein neues Ich zu geben, ist ihre einzige Option auf Widerstand, denn der Diskurs weiblichen Wahnsinns in *Steinzeit* verwehrt Silvana als Angehörige einer Minorität und als Frau eine direkte Handlungsmacht innerhalb der Anstaltsmauern.

Anstaltsperformanzen: Maria Erlenbergers *Der Hunger nach Wahnsinn* (1977)

Ebenso wie Silvana in *Steinzeit* ist sich die namenlose Protagonistin in *Der Hunger nach Wahnsinn* über die Anstaltshierarchien bewusst. Da in Erlenbergers Roman die Ärzte jedoch nicht durch eugenische Leitideen angetrieben werden, bietet der Klinikaufenthalt, ähnlich wie in Dohms *Werde, die du bist*, eine Auszeit sowie die Möglichkeit einer tiefergehenden Reflektion auf gesellschaftliche Zustände. Die Darstellung weiblichen Wahnsinns wird somit eine Kritik an der Relativität der Zuordnung von Gesundheit und Krankheit sowie an der Aufrechterhaltung von Genderstereotypen, die das individuelle Schicksal der Patientinnen verdeckt.¹¹²

¹¹¹ 1987 und 2008 gab es offizielle (Teil-) Entschuldigungen seitens Pro Juventute gegenüber den Betroffenen. Allerdings zieht die schweizerische Einrichtung es auch heute noch vor, dieses dunkle Kapitel ihrer Geschichte zu verdrängen und zum Beispiel entsprechende Texte von der Pro Juventute Webseite zu löschen: Grossrieder, Beat. „Pro Juventute: Die Angst vor der eigenen Vergangenheit.“ *BEOBACHTER*, beobachter.ch, 10. Nov. 2011. Web. 9 Feb. 2014.

¹¹² Im letzten Kapitel betrachte ich (weiblichen) Wahnsinn in *Der Hunger nach Wahnsinn* vor dem Hintergrund der Miteinbeziehung Schopenhauer'scher Theorien durch die Erzählerin.

Über Maria Erlenberger ist nicht viel bekannt, eigentlich so gut wie gar nichts. Selbst ihr Name ist ein Pseudonym. Nur über einen Anwalt kann man mit ihr Kontakt aufnehmen, so zumindest beschreibt es Reiner Gödtel 1980 in einem SPIEGEL Bericht (Gödtel). Für *Der Hunger nach Wahnsinn*, ihrem Debutroman, erhielt die Autorin den Bremer Förderpreis für Literatur. Es folgten zwei weitere Romane, eine Erzählung und 1982 schließlich ein Gedichtband. Seitdem ist Maria Erlenberger literarisch verstummt. Eine Tatsache, aus welcher auch der Rowohlt Verlag in seiner Coverbeschreibung kein Geheimnis macht, ist, dass der Debutroman Erlenbergers autobiographisch ist und während eines Klinikaufenthaltes verfasst worden sein soll. In dem Roman begleiten die LeserInnen eine namenlose Protagonistin während ihrer Zeit in einer psychiatrischen Anstalt. Der Grund für die (Selbst-) Einlieferung: Die junge Frau, Ehefrau und Mutter, hatte sich über Monate hinweg mit System beharrlich auf ungefähr dreißig Kilo heruntergehungert, im vollen Bewusstsein, aber ohne wirkliches Interesse dafür, dass sie mit großen Schritten dem Tod entgegenging. Erst im Moment des körperlichen Zusammenbruchs entscheidet sie sich für das Leben und weiß doch, dass sie die Anstalt nicht als ein anderer Mensch verlassen wird. Zwischen Normalität und Irrsinn, so entnimmt man ihren Aufzeichnungen, liegt nur ein schmaler Grad und der Übertritt wird bestimmt durch den Willen zur Selbstkontrolle, das heißt der Wille, als „normaler“ Mensch zu leben. Die Diagnose Maria Erlenbergers und die der Protagonistin lautet Schizophrenie. Frauenarzt und Psychotherapeut Reiner Gödtel kommentiert dies in seinem Artikel über Erlenbergers zweiten Roman *Das Erlernen der Totgeburt* (1979) folgendermaßen:

Mit der Diagnose Schizophrenie wurde die heute etwa 35jährige, von ihrem Mann getrennt lebende Maria Erlenberger 1975 aus einer Nervenlinik entlassen. Wortneuschöpfungen wie Bescheidenheitslichter, Gefühlshirnwooge, Warzenkrötenschleicher, Giervertröpfler sowie psychotische Wahrnehmungen wie „Hoffentlich sitzt die Kröte nicht in meiner Achselhöhle“ oder „Ich öffne die Tür, und der Erzengel Gabriel steht mitten im Eingang“, eine ausgeprägte Gedankenflüchtigkeit (die sie sich selbst bescheinigt) und vieles andere lassen vermuten, daß die Ärzte recht hatten. Zwischen Gier und Askese, zwischen Spannung und Entspannung, zwischen Unglück und Glück geht sie ihren Weg „bis zur Sucht nach dem Wahnsinn.“ (Gödtel)¹¹³

Unter Schizophrenie versteht man ein gestörtes Verhältnis zwischen dem Bewusstsein und der Umwelt, welches sich durch Sinnestäuschungen, Paranoia, verworrene Gedankengänge, Sprachverarmung oder Aufmerksamkeitsdefizite ausdrücken kann („Schizophrenia“).¹¹⁴ Vom medizinischen Standpunkt aus ist dies in dem Hunger- bzw.

¹¹³ Diese Beobachtung wirft die Frage auf, welche Urteile Ärzte beim Anblick der Wortwahl von Christine Lavant oder auch z.B. Herta Müller fällen würden. Die Idee, die Gödtel hier (unwissentlich) zur Sprache bringt, ist die von Wahnsinn definiert als ein sich jeglicher einheitlicher Interpretation entziehendes Zeichensystem, wie Shoshana Felman es in *Writing and Madness* formuliert. Wahnsinn wird in diesem Zusammenhang zum sprachlichen Exzess, ein Mehr an Sprache, dass sich einem eindeutigen Verständnis verwehrt und so Widerstand gegen normative Sehraster aufbaut (Felman, *Madness* 251-255, 260). – Die Aussage Gödtels lässt sich auch aus Sicht der *Labeling* Theorie als Einordnung von abweichendem Sprachgebrauch in medizinische Kategorien zwecks Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung verstehen. Über Schizophrenie urteilt Thomas Scheff: „Viewed as offenses against the public order, the symptoms of schizophrenia are particularly interesting. Of all the major diagnostic categories, the concept of schizophrenia [...] is the vaguest and least clearly defined. Such categories as obsession, depression, and mania at least have a vernacular meaning. Schizophrenia, however, is a broad gloss; it involves, in no very clear relationship, ideas such as ‘inappropriateness of affect’, ‘impoverishment of thought’, ‘inability to be involved in meaningful human relationships’, ‘bizarre behavior’ (such as delusions and hallucinations), ‘disorder of speech and communication’, and ‘withdrawal’“ (Scheff, *Labeling* 8).

¹¹⁴ Die Auflistung der Symptome folgt der fünften Ausgabe des *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders*. Das DSM wird von der American Psychiatric Association herausgebracht. Daneben gibt es noch das ICD, *International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems*, das von der Weltgesundheitsorganisation zusammengestellt wird. Die Symptome für diverse Formen der

Fastenunternehmen zu erkennen, welches sich die Protagonistin zum eigenen Lebensinhalt macht. Streng folgt sie selbstaufgelegten Regeln, ein Wechselspiel zwischen Fasten- und Essenstagen, bis sie die Nahrungsaufnahme beinahe komplett einstellt. Der Antrieb ist das Bedürfnis nach einem Lebenssinn, nach Kontrolle über das *warum* und *wohin*, ausgedrückt durch die Kontrolle über den eigenen Körper (50, 74). Die grundsätzliche „Sinnlosigkeit und Bedürfnislosigkeit [des] Menschendaseins“ (132) wird ihr unerträglich, obwohl sie es bis zur Einlieferung schafft, als Mutter und Hausfrau zu funktionieren und einen gewissen Schein zu wahren. Die Protagonistin hat sich selbst verloren und gleitet, nur gestützt von den Fastenregeln, in einen Zustand kompletter Innerlichkeit und gleichzeitiger vollkommener Gleichgültigkeit. Dennoch bleibt die Neugier auf das danach, denn ein Teil von ihr weiß um den kritischen Punkt, den sie früher oder später erreichen wird: „Ich wußte, ich begann mit meinem Leben zu spielen. Ich bot alles, was ich hatte, mich selbst zum Einsatz. [...] Ich war es, aber ich wollte mich wieder. Wieder neu. Ich wollte mich wiedergewinnen. Mein Einsatz war mein Leben“ (49-50).

Auch empfindet sie die Grenzen der eigenen Person als fließend, so dass die Leiden oder Stimmen anderer zu ihren eigenen werden oder sie sich als Teil der Natur ansieht. Dennoch findet sie sehr präzise Beschreibungen für das soziale Regelwerk der Gesellschaft – den Zwang des normativen Status Quo –, dem die meisten Menschen sich freiwillig, wenn auch mit Anstrengungen, unterwerfen, um Teil des anerkannten Systems zu bleiben, d.h. um die Identität als BürgerIn zu wahren. Dieses Regelwerk wird durch den Alltag der „Irren“ bloß gestellt, indem zum einen auf die geschlechts- und

Schizophrenie stimmen im Wesentlichen mit denen des DSM überein („Schizophrenia, schizotypal and delusional disorders“).

berufsspezifischen Rollen hingewiesen wird, an die man sich zwecks Integration und Seinsberechtigung in der offenen Gesellschaft halten muss; diese wiederum spiegeln sich in der Hierarchie der Anstalt wider und darin, dass viele der von der Erzählerin beschriebenen Patientinnen verzweifelt eine Ersatzidentität in ihrer Diagnose zu finden versuchen.

Nicht zuletzt stellt die Protagonistin damit die Definition von psychischen Krankheiten bzw. das in der (post-) modernen Welt für normal erachtete Dasein als Multi-tasking-Individuum in Frage: „Denn was ist zum Beispiel Bewußtseinsspaltung – die dauernde Anpassung an die total gewordene Arbeits- und Moralteilung unseres gesellschaftlichen Alltags – oder das, was Ärzte weiter als Schizophrenie bezeichnen?“¹¹⁵ Im letzten Kapitel werde ich etwas näher auf den Gegenversuch Erlenbergers Protagonistin eingehen, eine Vision des geheilten, einheitlichen Individuums zu formulieren. Auf den folgenden Seiten soll der Fokus hingegen auf der Darstellung des Anstaltsalltags und seiner Reflektion durch die Erzählerin liegen.

Grundzüge in der Entwicklung der deutschen Psychiatrie im 20.

Jahrhundert

Obwohl die Beschreibungen des Anstaltsalltags oft ebenso bedrückend oder noch ernüchternder sind als in Lavants *Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus*, die sich auf die Selbsterfahrungen aus den 1930er Jahren beziehen, lassen sich gewisse Entwicklungen innerhalb der deutschen bzw. deutschsprachigen Psychiatrie herauslesen. Zum einen scheint das „Irrenhaus“ in Erlenbergers Roman wesentlich größer zu sein, wenn auch keine exakten Angaben gemacht werden. Die Anstalt sowie ihre Zusammenarbeit mit

¹¹⁵ *Der Hunger nach Wahnsinn*, Rückumschlag. Im Folgenden zitiert als *Hunger*.

Krankenhäusern, der Polizei oder Gefängnissen erscheint wesentlich strukturierter und effizienter, allerdings nicht zwangsläufig im positiven Sinne. Um ein besseres Verständnis der Beschreibungen des Anstaltsalltags zu gewährleisten, halte ich an dieser Stelle einige Anmerkungen zur weiteren Psychiatrieentwicklung für angebracht.

Nachdem sich die Ärzte der deutschen Psychiatrie, wie bereits erwähnt, schon während der Anfangsjahre ihrer Institution in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts mit teils heftigen Kritiken konfrontiert sahen (Unterbringungsbedingungen, Zwangseinweisungen, Überfüllung, Heilungsanspruch), wurden die Anklagen nach 1900 nur bedingt leiser. Die frühe Form der sogenannten Sozialpsychiatrie, auch Weimarer Reformpsychiatrie genannt, setzte sich daher zum Ziel, den negativen Entwicklungen auf zweierlei Weise entgegenzuwirken. Zum einen initiierte Gustav Kolb (1870-1938) ein offeneres Versorgungssystem und „sorgte ab 1908 in externen Fürsorgestellen für Sprechstunden (,stationäre Fürsorge‘) und Hausbesuche.“¹¹⁶ Als Ziele nannte er unter anderem die Integration der Patienten in die Herkunftsfamilien, die statistische Erfassung aller Betroffenen und die Information der Angehörigen“ (Brückner 123). Unter Hermann Simon (1867-1947) hingegen etablierte sich die bereits in früheren Jahren aufgekommene Arbeitstherapie, innerhalb derer sich alle PatientInnen, je nach körperlicher und psychischer Verfassung, „nützlich“ betätigen sollten: „Das System zeigte Erfolge, man

¹¹⁶ Bereits 1868 sprach sich Wilhelm Griesinger, Begründer der modernen, naturwissenschaftlichen Psychiatrie für ein offeneres Modell aus (Brink 478). Allerdings reagierten seine Kollegen auf diese Vision eher abwehrend, vor allem hinsichtlich der als unheilbar eingestuften Patienten. Diese sollten fortan nicht mehr als Verwahrungsgäste die Anstalten bewohnen. Aber wohin dann mit den „Austherapierten“? (Brink 479). Die zunehmende Ausdifferenzierung der Patienten hatte leider auch zur Folge, dass „[die] chronisch Kranken und/oder nichtarbeitsfähigen Personen, die Alten und die Geistesschwachen“ in Heimen untergebracht wurden, „wo eine psychiatrische Versorgung nicht mehr vorgesehen war“ (Brink 485). Die Fokussierung auf akute oder besonders schwere Fälle bedeutete eine Ausgrenzung jener „Austherapierten“, um deren Versorgung sich die Ärzte drückten; vgl. hierzu das Radiointerview des WDR 5 vom 17. November 2013 mit Klaus Dörner, der in seiner Zeit als Direktor des Psychiatrischen Landeskrankenhauses Gütersloh ein Wiederansiedlungsprogramm für chronisch Kranke eingerichtet hat.

brauchte weniger Zwangs- und Beruhigungsmittel und die Gewalttätigkeiten gingen zurück“ (Brückner 123).¹¹⁷

Diese frühe Variante der Sozialpsychiatrie sollte den psychiatrischen Alltag vor allem ökonomischer und effizienter gestalten.¹¹⁸ Nach dem dunklen Kapitel, das die Zusammenarbeit zwischen deutscher Psychiatrie und dem Dritten Reich darstellt, besann man sich wieder auf dieses frühere Modell.¹¹⁹ Doch bereits in den 1960er Jahren wurden erneut Forderungen nach einer grundlegenden Umstrukturierung laut.¹²⁰ So musste sich die deutsche Psychiatrie 1975 einer harschen Kritik stellen, als die Auswertungen einer

¹¹⁷ Bereits in Christine Lavants Aufzeichnungen finden sich Hinweise auf die sogenannte Arbeitstherapie, und auch Erlenbergers Erzählerin berichtet von verschiedenen Arbeitseinrichtungen, welche, ebenso wie bei Lavant, vor allem dem Anstaltsalltag zugute kommen. So wird zum Beispiel Anstaltswäsche von PatientInnen geflickt und Filzpantoffeln werden hergestellt (*Der Hunger nach Wahnsinn* 76). Es besteht aber, soweit man erfährt, kein Arbeitszwang.

¹¹⁸ Die Weimarer Reformpsychiatrie war aber ebenso in den Kontext sozial-politischer Veränderungen eingebettet: „Hermann Simons und Gustav Kolbs Konzepte sind im Kontext einer Modernisierung der Sozialsysteme in der Weimarer Republik zu betrachten, die auf der Bismarck’schen Sozialgesetzgebung, der Arbeiter- und Frauenbewegung sowie privaten Initiativen und Vereinen beruhte“ (Brückner 123). Auch in den 1960er und 1970er Jahren fallen derartige gesellschaftliche Umbruchsbestrebungen zusammen, die mit Geschlechterfragen sowie dem Verständnis von Politik und Autoritäten zu tun haben (Brink 488-489). – Das Aufkommen erster stärkerer Beruhigungsmittel zu Beginn des 20. Jahrhunderts und vor allem die Ära der Psychopharmaka, welche in der zweiten Jahrhunderthälfte einsetzte, förderte die wirtschaftlich ausgerichtete Tendenz der Psychiatrie in den westlichen Industrienationen (Brückner 122).

¹¹⁹ Siehe S. 161-165 dieser Arbeit.

¹²⁰ Im US-amerikanischen und kanadischen Bereich kam mit der *anti-psychiatry* Bewegung Kritik aus den eigenen Reihen. Dabei ist die Bezeichnung „Antipsychiatrie“, welcher die sozialwissenschaftlichen Kritiker im Allgemeinen zugeordnet werden, nicht unbedingt zutreffend. Die meisten Vertreter, wie zum Beispiel der Soziologe Erving Goffman (*Asylums*, 1961), der Psychiater Thomas Szasz (*The Myth of Mental Illness*, 1961) oder der Soziologe Thomas Scheff (*Being Mentally Ill*, 1966), traten zwar für ein grundsätzliches Umdenken innerhalb ihrer Disziplin ein, um so dem ungleichen Machtverhältnis zwischen Arzt und Patient beizukommen, doch forderten sie nicht die grundsätzliche Abschaffung der Psychiatrie. Es ging ihnen zumeist um das Bewusstmachen der Deutungshoheit der Psychiater, die ihnen die Lizenz erteilt, Normalität und Krankheit zu definieren und so immer größere Menschengruppen bzw. deren „Störungen“ den anwachsenden (Unter-) Kategorien psychischer Defekte zuzuordnen. Standardwerke der Psychiatriekritik aus sozialgeschichtlicher bzw. gesellschaftswissenschaftlicher Sicht sind zum Beispiel Michel Foucaults *Wahnsinn und Gesellschaft (Folie et Dérison: Histoire de la folie à l’âge classique*, 1961) sowie *Bürger und Irre* (1969) des Mediziners und Psychiaters Klaus Dörner. – Eher praktisch ausgerichtete Veränderungsvorschläge enthielt 1965 das sogenannte Heidelberger Reformpapier, welches, ganz im Sinne früherer Bestrebungen, zu einem „open-door“ Prinzip drängte (Brink 424-425). Dies bedeutete eine Senkung der Schwelle (bzw. Mauer) zwischen Anstalt und Außenwelt, weniger Freiheitsentzug sowie ambulante Pflege unter Miteinbeziehung von Psychologen und Sozialarbeitern. Andere Reformkreise bzw. „Modelleinrichtungen“ (Brückner 139) gab es zum Beispiel in Frankfurt und Hannover, und diese regionalen Projekte führten 1971 schließlich zur Ernennung einer „Sachverständigenkommission des Deutschen Bundestages mit 200 Mitarbeitern unter der Leitung von Caspar Kulenkampff (1922-2002)“ (Brückner 140).

bundesweiten Untersuchung über die Zustände in deutschen Nervenheilanstalten, genannt „Psychiatrie-Enquete“, veröffentlicht wurden. Das Resultat war alles andere als erfreulich: erschreckende Unterbringungszustände; leichte und schwere Fälle würden gleich behandelt; Suchtkranke und geistig Behinderte seien in den gleichen Einrichtungen wie psychisch Kranke untergebracht; eine gerechte Behandlung für Kinder und Jugendliche sei nicht vorhanden. Hand in Hand mit diesen und anderen Anklagen gingen die Forderungen nach ambulanten Diensten, besserer Aus- und Weiterbildung des Personals, Übergangsheimen oder betreutem Wohnen für chronisch Kranke („Enquete“). Diese Reform, die erneut eine Öffnung der Psychiatrie nach außen hin verlangte, sollte jedoch nur ein Anfang sein, in dem es zunächst einmal um die Schaffung von menschenwürdigen Zuständen innerhalb der Anstalten ging (Brink 490), und es kann nicht die Rede davon sein, dass dieser Reformprozess heute abgeschlossen ist.¹²¹

Der Anstaltsalltag

Maria Erlenberger wurde 1975 eingeliefert, also zu einem Zeitpunkt, als von einer Revolution der deutschen Psychiatrie noch keine Rede sein konnte. Hinzu kommt, dass zu Beginn der siebziger Jahre ein erneuter Höchststand der Bettenbelegung erreicht worden war. Burkhart Brückner kommentiert:

Der relativ späte Beginn der Psychiatriereform in der Bundesrepublik in Deutschland zeigt sich an der Entwicklung der Bettenzahlen: 1955 gab es in Westdeutschland rund 90.000 stationäre Betten, 1970 war der Höchststand von 117.000 Betten erreicht, seitdem sanken die Zahlen auf

¹²¹ Bereits in den achtziger Jahren erkannte man Rückschläge bzw. Widersprüche: „Die Kliniken behielten ihre zentrale Stellung, die ambulante Kultur trug Züge einer ‚fürsorglichen Belagerung‘, die Isolierung älterer Patienten wiederholte sich in psychiatrischen Wohnheimen und bürgerschaftliches Engagement konnte sich nur schwer gegen die Professionalisierungstendenz behaupten“ (Brückner 141).

63.000 Betten im Jahr 1990. Heute, im Jahr 2010, sind es noch ca. 35.000.

(Brückner 137) ¹²²

Vor diesem Hintergrund werden die Zustände in der von Erlenbergers Protagonistin beschriebenen Anstalt nachvollziehbar. Die bedrückende Atmosphäre wird durch dieses Wissen allerdings nicht gemildert. Direkt die erste Szene in *Der Hunger nach Wahnsinn* gibt den LeserInnen einen bleibenden Eindruck der Umgangsformen auf der Frauenstation:

„Ihr seid alle wahnsinnig!“ brüllt die stark geschminkte Frau. Sie klammert sich an das Netz ihres Gitterbettes. Wer da eingesperrt ist, der wird verrückt. [...] Vor einer halben Stunde ist sie gebracht worden. Davor hatte sie selbst noch ihren Dienst als Krankenschwester in einem teuren Altersanatorium vor der Stadt getan. Ihr Einlieferungsgrund: Anfall unter Pillen mit Alkohol. Rund um ihren Käfig stehen die Schwestern und Patienten. Sie sind geil auf weitere Szenen des gefangenen tobenden Menschentieres. Das wühlt im Bett herum, kichert zwischendurch und verfällt in einen leisen Kindersingsang. Die Narren sind sich einig: Die ist wirklich irre. (7)

Die Atmosphäre dieses Spektakels erinnert stark an die Visiten, während der die Protagonistin in *Steinzeit* vom Chefarzt als entpersönlichtes Studienobjekt vorgeführt wird. Eingeliefert, so scheint es, wird jeder, der sich auffällig verhält oder der Gesellschaft nicht länger von Nutzen ist.¹²³ Dabei wird, anders als in *Steinzeit*, zwischen

¹²² Vgl. auch Brink 483.

¹²³ Cornelia Brink zitiert einen Amtsgerichtsrat, der sich 1970 über die Unterbringungszustände empört: „Außerdem werde die Nervenklinik zur Bewahrung verwahrlosender, geistesschwacher Asozialer,

weißen Deutschen, solchen mit Migrantenhintergrund oder der ausländischen Bevölkerung kein Unterschied in der Behandlung gemacht. Es gibt Langzeitpatientinnen, die verwahrt werden, weil sie angeblich „draußen“ nicht funktionieren würden, mehrere Drogen- und Alkoholabhängige sowie junge Frauen nach versuchtem Selbstmord und ein paar Mütter bzw. Hausfrauen, die, soweit man erfährt, an ihrer eingeschränkten Lebensrolle irre geworden sind. Als typische Altersgruppen benennt die Erzählerin daher „ganz junge Mädchen, dann etwa Dreißigjährige und schließlich die im Wechsel stehenden Frauen“ (63). Es sind also solche Lebensphasen, in denen „Frausein“ bzw. genderspezifische Normen bezüglich einer gelebten Weiblichkeit besonders zum Tragen kommen – Adoleszenz, das Dasein als Mutter, Hausfrau oder auch Berufstätige und dann die späteren Lebensjahrzehnte bzw. Klimakterium –, die die weiblichen Figuren im Roman psychisch erkranken lässt.

Sobald die PatientInnen die Schwelle der Anstalt übertreten, müssen sie alles abgeben. Nicht nur persönliche Gegenstände, auch die bürgerliche Identität bleibt zurück. Doch letztere beginnt schon dann sich aufzulösen, sobald sich ein Mensch nicht mehr in seine Umgebung einpasst bzw. jemand aus dem Umfeld diese Personen meldet, zum Beispiel bei der Polizei. Auch gibt es in Erlenbergers Bericht mehrere Fälle, bei denen die Familie die Einweisung einleitet, die mitunter viel eher nach einer Abschiebung aussieht. Die Protagonistin befindet sich auf einer halboffenen Abteilung, die es ihr ermöglicht, ohne Aufsicht nach draußen zu gehen (76). Wie in Lavants Aufzeichnungen gibt es große Schlafsäle, beschrieben als „karger Saal“ (12) und „Gefängniszelle“ (36), mit Gittern vor den Fenstern; für jeden gibt es ein Bett und einen Nachtschrank, beides

entmündigungsreifer Sonderlinge oder sittlich entgleitender Mädchen genutzt, ohne dass das Unterbringungsrecht hierfür eine Grundlage gäbe“ (Brink 400).

aus Metall; die Wände sind weiß gestrichen, Vorhänge gibt es nicht. Die Protagonistin schätzt diese Minimaleinrichtung, doch taucht der Vergleich mit einem Gefängnis mehrere Male auf. So wird den Patienten, vor allem älteren, nicht immer gesagt, wohin sie eigentlich gebracht wurden (46) und gehen dürfen nur die, die als (vorläufig) geheilt oder als unheilbare Fälle gelten. Am Ende des Berichtes wird die Erzählerin vor eine Gerichtskommission geladen, die darüber entscheidet, „ob es gerechtfertigt ist, daß man sie hier festhält. Also bin ich doch in einem Gefängnis, folgere ich. Ich wußte das nie genau, es hatte sich mir nie ganz klar gestellt. [...] „Kann jemand sagen, ob er gefangen ist oder nicht, Herr Professor?“ Wo ist innen, wo ist außen. Wer sind wessen Wärter und wohin zeigen Mauern“ (213).

Auch in dieser Anstalt gibt es weder Gabeln noch Messer (27) und das Essen ist von bescheidener Qualität, dennoch schmeckt es der Protagonistin, seitdem sie sich wieder erlaubt zu essen (37). Neben dem Schlafsaal auf jeder Station gibt es einen Tagesraum, sowie einen Park, „ein Gebäude, in dem nur Untersuchungen durchgeführt werden. Ein Friseur, ein Laden, ein Zeitungskiosk, ein Telefonhäuschen mit Münzeinwurf und eine Kirche. [...] Das ist das Dorf der Irren“ (76-77).

Die Krankenschwestern verhalten sich die meiste Zeit über streng und dominierend: „Wennst nicht brav bist, kriegst eine Spritze.“ Niederbinden – Niederspritzen ist die Parole in der Irrenanstalt“ (7). Ab und zu haben sie auch ein freundliches Wort übrig, doch „muß man [hier] seine Bedürfnisse nach dem Takt des Personals richten“ (77).

Zwischenmenschliche Verhältnisse in der Klinik aus der Sicht der Protagonistin

Schlimmer allerdings ist das Verhalten der Krankenträger, die für den Transport von PatientInnen, zum Beispiel vom Hospital in die psychiatrische Anstalt, verantwortlich sind und den Kranken gerne durch Schauermärchen Angst machen. Sie machen sich über die ausgehungerte Protagonistin lustig, fragen, ob sie wisse, wo sie sie hinbrächten. Da sie sich aber „ganz normal“ (34) verhält, verlieren die Männer das Interesse. Später erfährt man noch, dass diese oder andere Pfleger einer älteren Dame während des Transports die Hand gebrochen haben (106). Unmittelbar nach der Einweisung wird die Erzählerin vor den Augen der Anderen umgezogen: „Ich wurde nackt ausgezogen, um ein Anstaltshemd zu bekommen. Ich stand mühsam da in meiner Dürreheit, die Schwester lachte laut mit den Männern mit. Heute weiß ich, sie ist laut und breit von Natur, aber zum Zeitpunkt meiner Einlieferung schien sie mir gemein und böse zu sein“ (35).

Es fällt auf, dass die Protagonistin neben ihren kritischen Beobachtungen und Anklagen – „Es tut dem Patienten weh, wenn man ihn übergeht und über sein Schicksal berät und er nicht dasein soll.“ (35) – im gleichen Maße Verständnis für das Verhalten des Dienstpersonals und der Ärzte zeigt, welches meines Erachtens nicht ironisch gemeint ist, werden doch alle Ereignisse vor dem Hintergrund des an Nüchternheit grenzenden Gleichmuts der Erzählerin geschildert. Er erlaubt ihr, das Verhältnis zwischen PatientInnen und Fachpersonal von beiden Seiten zu sehen. Hier und da nimmt sie Kontakt zu Mitpatientinnen auf und versucht gelegentlich Mut zuzusprechen (146). Ebenso aber drückt sie in anderen Momenten ihre Abneigung aus: „Die Irren kriechen

manchmal so an mich heran. Sie sind oft so schleimig in ihrem Anschleichen und ihrer Sucht, andere in ihr Leid zu verstricken“ (20). An anderer Stelle heißt es: „Die Schwestern müssen hier viel von den Patientinnen einstecken und sind abgebrüht“ (77).

Therapiemaßnahmen oder der Mangel davon

Auffällig ist, dass während des gesamten Aufenthalts – den Angaben über das Wetter zufolge müsste es sich um wenigstens vier Monate handeln – von keinerlei psychiatrischen oder psychotherapeutischen Therapie die Rede ist, die man als Laie bei einer Patientin erwarten würde, die versucht, durch ein extremes Hungerexperiment ihren Lebenswillen wiederzufinden. Auch scheint keiner der Ärzte eingehend ihre Diagnose mit ihr zu besprechen. Es stellt sich an dieser Stelle die Frage nach der Glaubwürdigkeit der Protagonistin bzw. der Erzählerin – so wie bei jedem literarischem Text eine Objektivität der Erzählinstanz niemals gegeben ist. Hinsichtlich der Tatsache, dass die Protagonistin ihren Tagesablauf bis ins Detail, bis zum Toilettengang, beschreibt, ist es aber zumindest nicht abwegig anzunehmen, dass umfassende personenbezogene Therapiemaßnahmen nicht stattfinden.

Das Einzige, auf das Bedacht gelegt wird, ist die Gewichtszunahme, weswegen regelmäßig Infusionen verabreicht werden. Hinzu kommen Beruhigungsmittel, deren Einnahme sie, zumindest wird dies früh im Bericht erwähnt, verweigert bzw. nur vorspielt, da sie nicht den Eindruck hat, ruhig gestellt werden zu müssen. Zusätzlich nimmt sie das Angebot der Gymnastik und Musiktherapie wahr, allerdings freiwillig. Die Visiten oder privaten Arztgespräche hingegen verlaufen stets ähnlich: Oft muss der Arzt zunächst in die Krankenakte sehen, um sich mit dem Fall vertraut zu machen, dann wird entweder gefragt, was der Grund ihres Hungerunternehmens war (ohne dass aber wirklich

mit Verständnis und Aufklärungswillen vorgegangen wird) oder ob sie denn jetzt vernünftig esse (148, 211, 226).¹²⁴

Hierarchien des Klinikalltags

Was Maria Erlenbergers Protagonistin liefert ist eine unbeschönigte Analyse des Machtgefälles und des absoluten Rollenverhaltens zwischen Arzt und PatientIn, ohne sich jedoch vollkommen auf die eine oder andere Seite zu schlagen. In der Anstalt sind auch Ärztinnen angestellt (51, 103), doch es herrscht männliche Dominanz unter den Wortführern vor. Es spielt sich ab, was die Protagonistin aus dem „normalen“ Leben kennt: „Die Ärzte stehen hier für die starke Welt des Mannes, und die Frauen sind klein und bittend. Die Frau ist der Patient des Mannes. Immer und überall“ (131). Die alltäglichen Szenen zwischen Fachpersonal und PatientInnen sieht die Erzählerin durch reine Performanz gekennzeichnet. Sie stehen in einem dissonanten Verhältnis zu dem, was sich in den Köpfen der Darstellenden abspielt, sind aber von Nöten, insoweit sie dem zwischenmenschlichen Mächteschauspiel entsprechen und sich mit den von der Allgemeinheit anerkannten Verhaltenskatalogen decken:

Wir sind Arzt und Patient. Ich verhalte mich meiner Rolle gemäß und lasse dem Arzt die seine. Er darf fragen, ich muß antworten. Gebe ich keine angepaßte Antwort, so würde ich als verwirrt gelten und einer

¹²⁴ Bei einem privaten Gespräch fragt der Arzt nach wenigen Minuten, ob sie „normale sexuelle Beziehungen“ (149) unterhalte, „weil die Eßstörung auf eine Störung im oralen Bereich hinweisen könnte – [...] Ich denke neben vielen Gedankenflitzern, während der Arzt zur nächsten Frage rüstet und schon die Antwort für mich parat hat, daran, wie schwer es mir einmal fiel, das Glied eines Mannes mit meinem Mundmuskel zu umspannen und festzuhalten. [...] Und ich denke, das wird es wohl sein, was der Arzt meinte.“ Danach fragt der Arzt, ob sie Orgasmusschwierigkeiten habe, was die Protagonistin verneint und zumindest im Stillen ihre Autonomie behauptet: „Ich hätte auch Ja sagen können, aber ich habe kein Verlangen, mit dem Arzt über meinen Orgasmus zu sprechen, deshalb habe ich nein gesagt. Erstens spüre ich hier im Spital in meinem Schwächezustand kaum sexuelles Verlangen. Mein Kopf ist gefüllt und satt und außerdem: Ich gebe mir den Orgasmus oder ich gebe mir keinen“ (149).

intensiven Beobachtung unterzogen werden. Würde ich mich unangenehm äußern oder benehmen, würde ich ins Gitterbett gesperrt werden. Würde ich toben, so würde ich niedergespritzt werden. Ich bekenne mich zur herkömmlichen Führung eines Frage- und Antwortspiels. (148)

Die Protagonistin ist auf der einen Seite dem Arzt in doppelter Art und Weise untergeordnet, nämlich seiner (sprachlichen) Autorität als Mediziner und Mann. Andererseits ist sie befähigt, dieses Schauspiel auf das genaueste zu analysieren und sich dementsprechend zu verhalten, und der Übermacht der Institution Psychiatrie ist sie sich sehr wohl bewusst.

Wahnsinn als performative Ersatzidentität

Wie in den bisherigen Texten wird Wahnsinn – aus Sicht des „Fachpersonals“ – in erster Instanz als eine Äußerlichkeit definiert, als Nicht-Einhalten eines sehr eng gefassten Regelwerkes bzw. Sozialcodes. Nicht nur die Protagonistin sieht dies so, auch andere Patienten versuchen einen wortwörtlichen Ausweg durch modifiziertes Auftreten zu finden. Von einer halluzinierenden Patientin heißt es: „Später bekam sie heraus, daß sie nur aus der Anstalt entlassen würde, wenn sie sagte, daß sie sich das bloß eingebildet habe und daß es nicht wahr gewesen sei“ (38). Darüber hinaus fügen sich die PatientInnen in die Rolle, die ihnen ihre Diagnose zuweist und einige seien in der Lage, sie zu kontrollieren: „Mir fällt auf, daß die ärger Geisteskranken ihre Krankheit beherrschen. Außerhalb der Mauer herrscht das unausgesprochene Einverständnis der Höflichkeitsformen und die Annahme, daß das Gegenüber niemals plötzlich ausbrechen oder etwas gegen die Erwartung des anderen tun würde“ (21).

Ähnlich, wie wir es bei Christine Lavants Protagonistin gesehen haben, wird der Protagonistin in *Der Hunger nach Wahnsinn*, aber auch den Nebencharakteren ein Bewusstsein um die Existenz von *labels* und deren Funktion als soziale Technologie nach Thomas Scheff zuteil.¹²⁵ Die den unterschiedlichen Diagnosen zugeordneten Symptome bzw. Charaktereigenschaften, welche die Krankheit für viele PatientInnen zur (ersehten) Ersatzidentität werden lässt, vor allem dann angenommen, wenn der Kontakt zur Außenwelt abgebrochen und die Angst vor einer Rückkehr zu groß ist. In *Being Mentally Ill* formuliert Scheff neun Hypothesen, auf denen seine Theorie aufbaut. Einige von ihnen lauten:

4. Stereotyped imagery of mental disorder is learned in early childhood.
- [...] 6. Labeled deviants may be rewarded for playing the stereotyped deviant role.
7. Labeled deviants are punished when they attempt to return to conventional roles.
8. In the crisis occurring when a residual rule breaker is publicly labeled, the deviant is highly suggestible and may accept the label.
9. Among residual rule breakers, labeling is the single most important cause of careers of residual deviance. (Scheff 1966, 9-10)¹²⁶

Die Schilderungen der Erzählerin lassen sehr deutlich werden, wie sehr sich die anderen Patientinnen in die ihnen zugewiesenen Diagnosen hineinsteigern. Mehr noch, sie glaubt an eine Wahl der Krankheit: „Die Depressiven sind depressiv, die Manischen sind

¹²⁵ Siehe S. 111-113 dieser Arbeit.

¹²⁶ Die restlichen Hypothesen lauten: „1. Residual rule breaking arises from fundamentally diverse sources (that is, organic, psychological, situations of stress, volitional acts of innovation or defiance). 2. Relative to the rate of treated mental illness, the rate of unrecorded residual rule breaking is extremely high. 3. Most residual rule breaking is ‘denied’ and is of transitory significance. [...] 5. The stereotypes of insanity are continually reaffirmed, inadvertently, in ordinary social interaction“ (Scheff, *Ill* 9). Mit „residual rule breaking“ bezeichnet Scheff jenes abweichende Verhalten, welches unzweifelhaft soziale Normen verletzt, aber keiner Kategorie zuzuordnen ist. Laut Scheff ergab sich daraus die Konstruktion von Geisteskrankheiten bzw. deren Diagnosen.

hektisch, die Paranoiden sind ängstlich und die Aggressiven schauen wild. Jeder erfüllt hier seine Krankheit, die er sich ausgesucht hat, um einen Haltegriff im Leben zu haben“ (13). Die meisten PatientInnen verstehen, was die Ärzte nicht begreifen oder nicht sehen wollen:

Die Visiten am Morgen, die Mahlzeiten, das Austeilen der Medikamente und die Besuchszeiten halten die Illusion aufrecht, daß man hier geheilt würde und man dann als glücklicher Mensch wieder in das Leben treten wird. [...] Doch jeder, der geht und nervös seine Sachen packt, Freude und Ausgelassenheit spielt, hat das Wissen im Nacken, daß es draußen nicht schöner ist als hier. Er weiß, er bleibt derselbe Mensch. [...] Der Unterschied zwischen den Irren und den Normalen liegt nur darin, daß einer in die Irrenanstalt eingeliefert ist und einer nicht. (68-69)

Und wenn abweichendes Verhalten jemanden an den Rand der Gesellschaft gebracht hat, kann das Leben in der Rolle des Patienten bzw. der Patientin zu einem erstrebenswerten und aufrecht zu erhaltenden Ersatz werden. Jeder in unserer Gesellschaft, so die Aussage von Erlenbergers Roman, trägt den Keim zum Wahnsinn in sich; nicht jeder zerbricht jedoch (äußerlich) an den Anforderungen des Alltags.

Selbst die ÄrztInnen sind in den Teufelskreis der Aufrechterhaltung von Normalität verstrickt, denn sie wissen besser als jeder andere, dass Krankheit und Gesundheit nur zwei Seiten derselben Münze sind. Mit Nachdruck versuchen sie, diverse Anomalien zu diagnostizieren, um sich selbst in Sicherheit zu wiegen. Während der Sitzung der Gerichtskommission stellt die Protagonistin fest:

Ich verstehe jetzt, sie suchen nach einem Leiden an mir. Sie können es nicht finden, und ich habe keines, um es ihnen zu zeigen. [...] Es ist ihr Beruf, sich zu Normalen zusammenzuschließen und gegen die Irren herzuziehen [...] Ihr sucht mich, um euch vergleichen zu können. Ihr sucht mich, um zu spüren, daß ihr da seid. Könntet ihr es nicht an mir spüren, so wäret ihr irre, und dann gibt es keinen Dienstschluss mehr und keine Verachtung als Beruf, in den man am Morgen wieder schlüpfen kann wie in eine Unterhose. Stinkt sie euch noch nicht zu viel? (228-229)

Neben dem Bedürfnis nach Abgrenzung zwecks Selbstvergewisserung sieht die Erzählerin in der Vorherrschaft der Psychopharmaka einen wesentlichen Grund, dass die Institution der Psychiatrie lediglich ein großes Schauspiel denn ein Ort des Verständnisses und der Zuwendung ist. Antidepressiva werden zum Beispiel den selbstmordgefährdeten Hausfrauen verabreicht, aber auf diese Weise werden ihre eigentlichen Leiden nur verdeckt:

Aufgedeckt wird hier wenig, es ist niemand dazu da. Es ist auch nicht nötig, weil jeder Kranke in sich genau weiß, warum er krank ist und sein will. [...] [Die Patienten] glauben an die Medikamente und wollen sie auch. Der Arzt hat seinen Beruf an die Medikamente abgegeben, die verdienen für ihn das Geld. (64)

Und das finale Urteil über die Verbindung zwischen Psychiatrie und Pharmaindustrie klingt nicht weniger vernichtend – und doch umsichtig:

Das Ärztesystem als Ableger einer Drogenindustrie kommt unaufhaltsam herauf. Dann glaubt der Arzt nur noch, daß die Drogen bequem für ihn die

Arbeit machen, in größeren Zusammenhängen gesehen, macht er dann nur die Arbeit für eine Industrie, die mit den Kranken als Heilungsbedürftigen gar nichts mehr zu tun haben will – im Gegenteil, je mehr Kranke, desto mehr Umsatz. [...] Aber so einfach funktioniert ein wirklicher Teufelskreis auch nicht, daß man den bösen Weißen oder Schwarzen kriegen kann. Der Aktionär und sein Manager, beide sind in ihrer Lebensgestaltung nicht außerhalb, sie können auch nur mehr mit den Pillen weitermachen. Und erst ihre Frauen! (64)¹²⁷

Letztlich ist es also nur die Auszeichnung, ein Arzt zu sein (oder die Gattin eines solchen), die es solchen Personen im Roman erlauben, sich hinter dem Label von Normalität und der Besessenheit nach Funktionalität zu verstecken.

Stärker noch als in Christine Lavants *Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus* beschreibt Maria Erlenberger den Anstaltsalltag als unpersönlichen, auf Effizienz ausgerichteten Betrieb, der durch ökonomische Prinzipien und in seinen Wurzeln von patriarchalen Machtstrukturen geprägt ist. Niemand scheint an einer Aufklärung der wirklichen Probleme der PatientInnen, an einer Beleuchtung der Persönlichkeit interessiert, denn Normalität wird mit angepasstem Verhalten gleichgesetzt. Im Mittelpunkt des Regulierungsprozesses durch die Ärzte stehen der Körper und

¹²⁷ Die „Ära der Psychopharmaka“ (Brückner 133-136) verhalf auf der einen Seite, die Psychiatrie offener zu gestalten, da das Verschreiben von Medikamenten nicht zwangsläufig mit einer Einweisung verbunden sein musste (Brink 414-416) „und erweiterte deutlich die therapeutischen Optionen“ (Brückner 133). In Zusammenhang mit der ansteigenden Überfüllung der Anstalten nach dem Zweiten Weltkrieg bewährten sich Psychopharmaka jedoch im großen Maße als Mittel zur Ruhigstellung und Kontrolle. Zusätzlich sorgte der Mangel an nachhaltiger ambulanter Betreuung für schnelle Wiedereintritte (Brink 417).

Äußerlichkeiten, und Diagnosen werden, so stellt es sich im Roman dar, anhand von schablonenhaften medizinischen Modellen und Genderstereotypen angefertigt.¹²⁸

Der Geist, der laut der Erzählerin zu einem ganzheitlichen Menschen dazugehört, entzieht sich jedoch dem ärztlichen Blick. In dieser Hinsicht stellt *Der Hunger nach Wahnsinn* einen wichtigen kulturellen Text dar, der nicht nur die problematischen Zustände der deutschen Psychiatrie in den 1970ern beleuchtet, sondern auch die materialistische Ausrichtung einer kapitalistischen Gesellschaft kritisiert: „Wer darf hier krank sein. Krank sein, geisteskrank sein, ist nicht angenehm. Glaubst du, du hättest den Geist erkannt und bezeichnest ihn als krank? Womit willst du ihn erkennen, mit deinem Körper?“ (232).¹²⁹ Für die Protagonistin bedeutet Wahnsinn einen (selbstgesteuerten) Austritt aus jenen Verhaltensnormen, die einem erlauben, sich als BürgerIn zu bezeichnen; weiblichen Wahnsinn sieht sie daher als Aufforderung der Umwelt, sich wieder wie eine „normale“ Frau zu verhalten.

Schlussbetrachtung

Bereits in den Texten von Gabriele Reuter und Hedwig Dohm wurde deutlich, dass die Rolle der (psychiatrischen) Patientin die symbolische Wirkkraft stereotyper Weiblichkeitsbilder intensiviert. Bei Lavant, Erlenberger und Mehr wird dieser Effekt noch verstärkt: Die persönliche Meinung der Protagonistinnen hinsichtlich ihres Leidens, der Diagnose sowie der Behandlungsmaßnahmen wird durch die Ärzte für ihr

¹²⁸ Es ist genau dies, die Übertragung eines überkulturellen medizinischen Diagnosemodells auf kulturell bedingte Krankheiten der Psyche, welche die Vertreter der anti-psychiatry Bewegung kritisieren.

¹²⁹ Im Gegensatz zur Psychiatrie wird Psychotherapie in den Texten, in denen sie eine Rolle spielt, durchweg positiv dargestellt. Das Verhältnis von Mariella Mehrs Protagonistin zu ihrem Therapeuten wird im folgenden Abschnitt beschrieben. In Charlotte Roches *Schoßgebete* ist die Verbindung zwischen Patientin und Therapeutin ebenfalls hilfreich. Eine umfassende Beschreibung einer psychosomatisch ausgerichteten Anstalt findet sich in *Acht Wochen verrückt* (2011) von Eva Lohmann.

weiteres Vorgehen nicht in Betracht gezogen. Ganz im Gegenteil wird den Frauen, vor allem Silvana und der namenlosen Hauptfigur Lavants, die Fähigkeit, eine rationale oder in irgendeiner Weise förderlicher Beurteilung über das eigene Leben zu erbringen, abgesprochen. Dementsprechend richten sich die Therapien nach schablonenhaften Persönlichkeitsmustern, die die Ärzte als wünschenswerte Endzustände festlegen. Anders als bei Reuter und Dohm nehmen die Protagonistinnen in diesem Kapitel allerdings eine wesentlich kritischere Haltung gegenüber der institutionellen Autorität der sie behandelnden Ärzte ein. Wo Lavant diese Kritik noch etwas verhaltener äußert – ihre Hauptfigur kommt zu dem Schluss, dass die Behandlungen nichts mit ihrem Heilungsprozess zu tun haben, beugt sich aber der ärztlichen Obrigkeit –, klagt Mehr den eklatanten Autoritätsmissbrauch des klinischen Fachpersonals an, und Erlenberger betont die Relativität der Rollenverteilung von Arzt/Ärztin und PatientIn.

Ein weiterer wichtiger Aspekt der Texte von Lavant, Erlenberger und Mehr ist die Tatsache, dass sie weiblichen Wahnsinn nicht nur im Rahmen weißer, heterosexueller (cisgender) Mittelstandsfrauen darstellt und somit die Implikationen dieses Forschungsfeldes erweitert. Als Mitglied der Arbeiterklasse werden an Lavants Protagonistin andere Ansprüche für eine normale Lebenshaltung gestellt – eine Betätigung als Schriftstellerin erscheint den Ärzten als schlechter Scherz, wohingegen Agnes Schmidt zum Beispiel wesentlich mehr Raum und Zeit für das Verfassen von Gedichten hatte. Auch fehlen der jungen Frau in *Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus* die finanziellen Mittel, um eine bessere Betreuung (oder sogar den Aufenthalt in einer Privatklinik) in Anspruch zu nehmen.

Am eklatantesten sind die Auswirkungen der Klinikaufenthalte für Silvana in *Steinzeit*. In ihrer Rolle als Frau, als Zugehörige einer ethnischen Minderheit und als Patientin erlebt sie eine dreifache Diskriminierung in Bezug auf die Gewichtung ihrer Stimme innerhalb des literarischen Diskurses weiblichen Wahnsinns. Dass ihr die Unterbringung in einer Anstalt zur temporären Zuflucht wird, wie dies bei Hedwig Dohm und in Maria Erlenbergers *Der Hunger nach Wahnsinn* der Fall ist, bleibt für Silvana angesichts der traumatisierenden Misshandlungen ausgeschlossen. Auch das Privileg, die eigenen Gedanken (und den eigenen Ausdruck) in geschriebener Form festzuhalten, ist in den hier untersuchten Texte den Frauen vorenthalten, die nicht einer Minorität angehören.

Im folgenden Kapitel werde ich noch einmal kurz auf Mariella Mehrs Roman *Steinzeit* zurückkommen, wenn ich mich näher mit den Auswirkungen einer Überlagerung weiblichen Wahnsinns, Frauenfeindlichkeit und Rassismus bzw. Antisemitismus beschäftige.

Kapitel 3

Weiblicher Wahnsinn im Brennpunkt von Antifeminismus, Rassismus und Antisemitismus

Die Untersuchung der Texte Christine Lavants und Mariella Mehrs im vorangegangenen Kapitel haben bereits verdeutlicht, dass die individuelle Herkunft einer Frau großen Einfluss auf ihre Behandlung durch medizinische bzw. psychiatrische Institutionen hat. Lavants der Arbeiterklasse angehörige Protagonistin in *Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus* (1946/2011) werden die preiswerteste Unterkunft und simpelsten Therapiemethoden zugewiesen, und der Aufenthalt der jungen Frau in der Klinik wird im Wesentlichen als ungehörig begriffen. Würde sie sich nur ihrem sozialen Milieu entsprechend eine Arbeitsstelle suchen, müssten, so die Auffassung der Umwelt der Protagonistin, Schwestern und Ärzte nicht ihre Zeit mit einem emotional verwirrten Mädchen verschwenden. Silvana (sowie ihre Alter Egos Silvia und Silvio) in Mehrs Roman *Steinzeit* (1981) wird vom Moment ihrer Geburt als genetisch vorbelasteter Problemfall angesehen. Aufgrund ihrer Zugehörigkeit zur Minderheit der Jenischen umgibt sie das Vorurteil des schwer erziehbaren „Zigeunerkindes“, welches korrektiver Maßnahmen bedarf und dessen Körper und Geist den behandelnden Ärzten auf brutale Weise zum Opfer fallen.

Doch trotz der gegenseitigen Beeinflussung der Diskurse von Gender, Milieu und Race bzw. Ethnizität in Texten wie diesen wurde der Theoriekomplex rund um Repräsentationen des weiblichen Wahnsinns in der Vergangenheit überwiegendmaßen als ein auf die weiße Frau der Mittelschicht zugeschnittener Diskurs identifiziert und kritisiert. Daher werde ich in diesem Kapitel aufführen, inwieweit Wahnsinn als Resultat des Zusammenfalls von Misogynie und Rassismus bzw. Antisemitismus zeitspezifische

Einblicke in das Leben deutscher Frauen mit vielfältigen Hintergründen bietet. Auf diese Weise soll das im deutschsprachigen Forschungsraum noch nicht voll ausgeschöpfte Potential von Studien über weiblichen Wahnsinn verdeutlicht werden.¹³⁰

In ihrer Untersuchung *Die Figur der verrückten Frau* (2000) beleuchtet Annette Schlichter die verschiedenen Ansätze innerhalb der Forschungsströmung der Critical Madness Studien und kommt, die oben genannten kritischen Aspekte betreffend, zu folgendem Urteil:¹³¹

Die Genese der Figur der verrückten Frau hat dazu geführt, daß der Diskurs der *critical madness* eine Theorie der Konstruktion weißer Weiblichkeit geblieben ist. So beziehen sich Arbeiten, die sich mit den Bedingungen der Subjektpositionen farbiger Frauen auseinandersetzen, kaum auf die Figur. Gleichzeitig vernachlässigen zahlreiche Studien, die die Figur der Verrückten für feministische Zwecke appropriieren, die historische oder kulturelle Spezifik des Weiblichkeitskonzepts. (Schlichter 29-30)

Schlichter macht zu Recht die Entstehung der Methodologie aus der Geschichte der bürgerlichen, weißen Frau des 19. Jahrhunderts heraus verantwortlich. Der These, dass sich auf weiblichen Wahnsinn bezogene Analysen selten auf nicht-weiße Frauen bezögen, möchte ich die Behauptung entgegenhalten, dass dies im deutschsprachigen

¹³⁰ Mir ist bewusst, dass sich für eine Untersuchung zum Thema weiblicher Wahnsinn und Antisemitismus eine Reihe anderer Autorinnen bzw. deren Textkorpus hervorragend eignen würde, nämlich solche, welche (stärker noch als Ingeborg Bachmann) durch die Aus- und Nachwirkungen des Dritten Reiches seelische Qualen erlitten. Ich denke hier vor allem an Nelly Sachs (1891-1970), Irmgard Keun (1905-1982) und Ruth Klüger (geb. 1931). Aus Platzgründen ist eine eingehende Betrachtung ihrer Werke im Rahmen meiner Arbeit jedoch nicht möglich.

¹³¹ Siehe S. 17-25 dieser Arbeit.

Raum meines Wissens bisher gar nicht geschehen ist.¹³² Ein zweiter Grund für das Außenvorlassen von Texten, welche sich durchaus für eine Interpretation unter der Kategorie Wahnsinn eignen würden, liegt der grundsätzlichen Weiblichkeitskonstruktion des „westlichen“ Feminismus zwischen 1960 und 1980 zugrunde und ist in der gleichen, aus heutiger Sicht nicht mehr vertretbaren Denkweise verankert, der die Critical Madness Studien zumeist erlagen.

Im Rahmen der zweiten Frauenbewegung in Deutschland, welche wesentlich durch anglo-amerikanische, aber auch französische Theorien beeinflusst wurde, kristallisierte sich eine verallgemeinernde, essentialistische Idee der Begriffe „Frau“ und „Weiblichkeit“ heraus. In Abgrenzung gegen politische Strömungen und gesellschaftliche Krisensituationen der späten sechziger und frühen siebziger Jahre formierte sich, neben anderen Strömungen, ein radikaler Feminismus, der die althergebrachte Dichotomie Mann/Frau verfestigte, indem „das“ Patriarchat, d.h. „die“ Männer für jegliche Missstände der Welt verantwortlich machte: Kriege, Umweltverschmutzung, Rassismus, Mord – und selbstredend auch die Ausbeutung und

¹³² In Bezug auf ausgewählte Texte von May Ayim werde ich kurz auf die Untersuchung „schwarzen“ Wahnsinns eingehen, die Monika Kaup in ihrer Untersuchung *Mad Intertextuality* (1993) miteinbezogen hat. Die Texte, die Kaup zur Analyse heranzieht, stammen sämtlich aus dem anglo-amerikanischen Raum. (207-231). – Ich möchte nicht die Möglichkeit ausräumen, dass Interpretationen zum Thema Wahnsinn bezüglich farbiger Frauen im deutschsprachigen Raum vorliegen, doch sind mir während der Entstehungszeit dieser Arbeit keine Titel dieser Art bekannt geworden.

Unterdrückung aller Frauen.¹³³ Das Verhältnis zwischen Mann und Frau wurde als Gewaltherrschaft eingestuft, welche den Ausschluss der Frau aus der männlich geprägten Kulturlandschaft sowie einer als logo- bzw. androzentrisch empfundenen Sprache zur Folge hatte. Dieses Ausgeschlossensein aus der „Zitadelle“ der Vernunft zeichnete die zweite Frauenbewegung anhand der Geschichte von Frauen der vorhergegangenen Jahrhunderte nach.¹³⁴ „Differenz“, d.h. Geschlechterdifferenz, wurde zu einem Schlagwort deutscher Feministinnen, wobei Mitglieder der radikaleren Ausrichtung den Unterschied zwischen Mann und Frau nicht nur als biologisch begründet sahen, sondern diesen auch mit genderspezifischen Eigenschaften assoziierten (Frau = friedliebend, vermittelnd, heilend, kreativ, Mann = gewalttätig, zerstörerisch, einnehmend). Mitunter wurden Frauen somit als ein dem Mann moralisch überlegenes Wesen dargestellt.

Die Herausstellung von Gender als Faktor, der weltumspannend jegliche Machtgefälle zwischen den Geschlechtern produziert, mündete nicht nur in einer Gleichstellung von Gender, Klasse und Race, sondern in einem Primat des Geschlechts:

¹³³ Sara Lennox erklärt in ihrer Bachmann-Studie *Cemetery of the Murdered Daughters* (2006) auf anschauliche Weise, wie sich deutsche FeministInnen nach jahrelanger Identifikation mit marxistischen Ideologien auch von diesen abwandten. Diese Tendenzwende, die, so Lennox, mit dem sogenannten Radikalerlass von 1972 einherging, welche kommunistisch Gesinnten ökonomische bzw. berufliche Steine in den Weg legte, wurde auch zur Geburtsstunde des westdeutschen Feminismus, „simultaneously a critique of the male left’s theoretical and practical subordination of women and personal needs to its own purpose and an expression of the larger cultural move away from politics to a new sensibility and new subjectivity“ (46). Die Verlagerung des Fokus auf persönliche Erfahrungsberichte resultierte in einem Feminismus, der selten über den eigenen Lebensraum hinausblickte: „West German feminists’ general suspicion of Marxism and other ‘male’ theories hindered the development of an analysis that could have located their private sufferings in the contexts of its specific determinants within a larger social framework“ (47). – Siehe hierzu auch McCormick (66-74) und Ferree (53-62).

¹³⁴ In ihrer Büchner Preis Rede von 1980 spürt Christa Wolf der Frage nach, was Literatur der Gegenwart gewährleisten sollte – „Literatur heute muß Friedensforschung sein“ (Wolf, *Dimension* 623) – und welche Rolle „weibliche“ Einsichten dabei spielen könnten bzw. in der Vergangenheit hätten spielen können, wenn ihnen nicht traditionsgemäß der Bereich der Kunst- und Meinungsproduktion verschlossen geblieben wäre. Über die weiblichen Figuren in Büchners Werk sagt sie: „Wo bleiben Rosetta, Marie, Marion, Lena, Julie, Lucile? Außerhalb der Zitadelle, selbstverständlich. Ungeschützt im Vorfeld. Kein Denk-Gebäude nimmt sie auf. Man macht sie glauben: anders als auf diese Art – verschanzt! – könne kein Mensch vernünftig denken; dazu geht die Ausbildung, aber auch die rechte Lust ihnen ab“ (615).

„sexismus geht tiefer als rassismus als klassenkampf“. ¹³⁵ Dieser Blickwinkel resultierte in der Ausblendung ethnischer, sozialer oder auch religiöser Hintergründe und simplifizierte komplexe gesellschaftliche Vorgänge und Individuationsprozesse. Die den dominanten Feminismus bestimmende Idee von „Frau“ der 1970er und 1980er definierte sich daher über die eigene Realität widerspiegelnde Lebenswirklichkeit weißer, heterosexueller Mittelschichtsfrauen und übertrug diese auf das Schicksal der weiblichen Weltbevölkerung im Allgemeinen. Ungeachtet der Kritik an diesen radikalen Formen der zweiten Frauenbewegung im deutschsprachigen Raum (Hügel/Lange/Ayim u.a. 118-205, Schultz 235-239) lassen sich ähnliche Strukturen – wieder oder immer noch? – innerhalb der aktuellen Generation deutscher Feministinnen ausmachen. Zeugnis dafür liefern zum Beispiel Beiträge wie „Und was ist mit uns?“, ein ZEIT Artikel aus dem Jahr 2008, der die immer noch stark ethnozentrische Ausrichtung der deutschen feministischen Lager kritisiert. In diesem Kommentar bezieht die Schriftstellerin und freie Journalistin Mely Kiyak Stellung zur öffentlichen Diskussion zur anhaltenden Frage „Kind oder Karriere oder beides?“ und das vermeintliche Versprechen, dass Frauen in der deutschen Gesellschaft alle Wege offen stünden:

Nicht ein einziges Mal tauchte in der Debatte das Wort Migrantinnen auf. Immerhin hat inzwischen ein Fünftel der deutschen Gesellschaft eine nichtdeutsche Herkunft. Nicht ein einziges Mal tauchte der Hinweis auf, dass es Frauen in anderen sozialen Schichten gibt, die über die diskutierten Alternativen – zu Hause bleiben oder arbeiten, Kinder kriegen mit oder ohne Ehemann, allein erziehen oder doch noch einen Masterstudiengang

¹³⁵ Verena Stefan, *Häutungen* (1975), zitiert nach Lennox 48.

dranhängen – gar nicht verfügen. Kein Wort davon, dass in unserer Gesellschaft Frauen leben, die über keine sexuelle Selbstbestimmung verfügen. [...] Der weiße christliche Mittelschichtseintopf kocht und löffelt sich selbst. Das *andere*¹³⁶ wird unter der Überschrift „Integrationsdebatte“ gedruckt, wenn es sich um Musliminnen handelt. Oder unter der Überschrift „Unterschicht“, wenn es auch Herkunftsdeutsche betrifft. (Kiyak)¹³⁷

In gleichem Maße, wie innerhalb feministischer Kreise Welt und Umwelt durch die Brille privilegierter weißer Frauen betrachtet wurden, was zu einer Vereinnahmung „anderer“ Stimmen durch einen „farbenblinden“ Feminismus führte, so resultierte diese Kurzsichtigkeit bzw. Ignoranz zugleich in der Ausschließung von nicht-weißen Frauen aus den Reihen der wortführenden und theoriebildenden FeministInnen. Schwarze Frauen in den USA sowie Afro-Deutsche und auch Türkinnen kamen schlicht nicht in den Sinn, wenn es um feministische Angelegenheiten ging. Kimberle Crenshaw, Professorin der UCLA School of Law und der Columbia Law School, erklärte 2004 in einem Interview hinsichtlich der gesellschaftlichen Reaktion auf die Diskriminierung schwarzer Frauen:

These women are injured, but when the race ambulance and the gender ambulance arrive at the scene, they see these women of color lying in the intersection and they say, “Well, we can’t figure out if this was just race or just sex discrimination. And unless they can show us which one it was, we

¹³⁶ Meine Hervorhebung.

¹³⁷ Auf gleiche Weise kritisierte Sidar Demirdögen vom Verband der Migrantinnen in Deutschland in einem Interview mit dem Missy Magazin die derzeitige Situation der deutschen feministischen Strömungen und sprach ihre Hoffnung auf einen verstärkten Austausch und ein gegenseitiges Miteinbeziehen zwischen weißen und anders-ethnischen Frauen aus (Demirdögen). Im vierten Kapitel wird hinsichtlich der Texte von Charlotte Roche die Tendenz eines jüngeren, weißen (und heterosexuellen) Feminismus deutlich, Emanzipation verstärkt durch Introspektion und Innerlichkeit auszuleben und weniger an politischen Themen interessiert zu sein, wenn sie sich nicht auf den eigenen Lebensraum beziehen.

can't help them.' [...] In thinking about discrimination against women and people of color, women of color are frequently lost. (Crenshaw)¹³⁸

Insofern lässt sich die Vermutung aufstellen, dass auch Texte wie die Mariella Mehrs oder Publikationen der Afro-Deutschen May Ayim für viele weiße FeministInnen eher der Kategorie Rassismus zugeordnet und als „Ausländerprobleme“ anstatt als „Frauengeschichten“ gewertet wurden.¹³⁹ In diesem Sinne fordert literarischer Wahnsinn in Publikationen wie diesen die Idee von Verrücktheit als spezifisch weiß-weiblicher Sphäre heraus und erlaubt somit eine weiter gefasste Definition weiblichen Wahnsinns in deutschsprachiger Literatur von und über Frauen. Wahnsinn wird so zu einem (inter-) textuellen Indikator, anhand dessen sich unterschiedliche Facetten ablesen lassen können, die in die Unterdrückung und Benachteiligung von Frauen unterschiedlicher Herkunft und Schicksale hineinspielen. Auch die Belange jener, die einen doppelten Ausschluss innerhalb der deutschsprachigen Kultur erfahren, sind durch den Diskurs des Wahnsinns betroffen.

Der Blickwinkel der Postkolonialen Studien

In den für dieses Kapitel ausgewählten Texten von Mariella Mehr, Ingeborg Bachmann und May Ayim spielt die Diskriminierung von (ethnischen) Minderheiten eine

¹³⁸ Intersectionality ist weniger eine Theorie als eine bestimmte Herangehensweise an Texte aller Art, aber auch z.B. rechtliche Angelegenheiten; Intersectionality entwickelte sich aus dem Schwarzen Feminismus heraus, und es war Crenshaw, die diesen Terminus in ihrem 1989 veröffentlichten Artikel „Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics.“ (*University of Chicago Legal Forum* 1989, 139-164) zuerst verwendete. Es gibt verschiedene Ausrichtungen von Intersectionality, doch allen gemein ist die Grundannahme der Komplexität von Identitäten, dass daher Kategorien bzw. Machtdiskurse wie Gender, Klasse, Race, Religion, sexuelle Orientierung etc. sich gegenseitig bedingen, und dass daraus folgend auch Rassismus, Sexismus und andere Ausschlussideologien nicht unabhängig voneinander existieren und die Analyse von Texten oder Sachverhalten möglichst umfangreich, anstatt auf eine Kategorie beschränkt sein sollten. Darin mit einbegriffen ist die Bestrebung, Theorie und Politik bzw. politisches Handeln zu verknüpfen. Für eine genauere Analyse von Intersectionality siehe z.B. Davis (67-85).

¹³⁹ In der akademischen Datenbank JSTOR ist z.B. kein einziger Artikel über Mehrs *Steinzeit* verzeichnet, und dies trotz der Preise, die der Autorin für ihren Debutroman verliehen wurden.

besondere Rolle. Aus diesem Grund verwende ich, zusätzlich zur Bestimmung von Macht- und Wissensdiskursen, feministisch ausgerichtete postkoloniale Theorieansätze als gedankentheoretische Leinwand. Postkoloniale Studien werden hinsichtlich ihrer Ursprünge üblicherweise mit Edward Saids Studie *Orientalism* (1978) in Verbindung gebracht; darin untersucht Said das Konstrukt des Selbstverständnis der westlichen Welt, die in der Dichotomie von Orient/Okzident den ethno- und eurozentrisch geprägten Glauben an die eigene kulturelle, politische und moralische Überlegenheit den fernöstlichen Völkern gegenüber konsolidieren. Das eigene Individuum wird in Abgrenzung zum „Anderen“ und seiner unerwünschten Eigenschaften konzipiert.

Bereits 1952 beschrieb der französische Psychiater und Philosoph Frantz Fanon „die psychischen Auswirkungen der kolonialen rassistischen Herrschaft auf das Schwarze Subjekt und machte auf die wechselseitigen Identifizierungsprozesse und das Abhängigkeitsverhältnis zwischen weißem Kolonisator und Schwarzem Kolonisator aufmerksam“ (Dietrich 31).¹⁴⁰ Fanons psychoanalytisch ausgerichtete Thesen finden sich z.B. in Aussagen über die Kolonisationsgewalt der Weißen wieder. Diese weite sich unerbittlich aus, selbst wenn die ursprünglichen Kolonisatoren verdrängt wurden: „Und auferstehen in einem braunen oder schwarzen Gehirn, es werden noch immer die Weißen sein, auch dann noch“ (Franza 107). Postkoloniale Studien machen es sich aus diesen Beobachtungen folgend zur Aufgabe, koloniale Strukturen sowohl im Kontext des Imperialismus, als auch darüber hinaus offen zu legen: „[Sie] kritisieren die Vorstellung einseitiger kultureller, ökonomischer, vermeintlich ‚zivilisatorischer‘

¹⁴⁰ Bachmanns Kritik des weißen Imperialismus ist den Ideen Fanons verwandt, doch ist bisher nicht geklärt, inwiefern die Schriftstellerin mit der Fanons *Peau Noire, Masques Blancs* vertraut war (Albrecht/Göttsche 146).

Hinterlassenschaften der westlichen Kolonialmächte und verweisen auf die wechselseitige Konstituierung von Kolonie und Metropole“ (Dietrich 27).

Feministische postkoloniale Ansätze sorgten zusätzlich dafür, dass Geschlecht und Sexualität sowie die Rolle der weißen Frau in der Zeit des Imperialismus zunehmend Beachtung innerhalb der Studien fanden.¹⁴¹ Anette Dietrich verweist in *Weißer Weiblichkeiten* (2007) auf die Rolle von weißen, in diesem Fall deutschen Frauen im Kolonialismus, unabhängig davon, ob sie in Kolonien lebten oder nicht. Neben postkolonialen Theorien basiert ihre Arbeit auch auf den sogenannten Critical Whiteness Studies, die sich für die Bewusstmachung der Privilegien weißer Personen und der „Rassifizierung“ des weißen Körpers einsetzen. Analysen wie diese sind von besonderem Stellenwert, da die bereits beschriebene Ignoranz innerhalb der Frauenbewegungen – aber auch in der deutschen (weiblichen) Bevölkerung allgemein – nicht nur das Ausblenden anderer, fremder Lebens- und Lebensweisen umfasste und umfasst. Sie schließt im selben Atemzug die Blindheit für eigene, weiße Privilegien und vor allem die eigene Verstrickung in Strukturen von Wissen, Macht und damit Unterdrückung ein. Die Inszenierung der Frau als Opfer und des Mannes als Täters sowie die Annahme, dass Frauen dieser Welt qua eines geschlechtsspezifischen Ausschlusses ein Leben außerhalb der Kultur des Patriarchats führen, ebnet den Weg zu einer Ideologie der vollkommenen Unschuld. Die Gräueltaten der (westlichen) Welt würden von Männern begangen werden, wohingegen Frauen von jeglicher Schuld befreit seien. Dies hatte zur Folge, dass Frauen lange Zeit nicht in Verbindung zur deutschen Kolonialzeit gesehen und auch als vom

¹⁴¹ Sowohl Fanon als auch Said wurden wiederholt dafür kritisiert, dass sie Geschlechteraspekte außen vor gelassen haben.

Holocaust „entschuldigt“ erachtet wurden.¹⁴² Postkoloniale Studien haben nicht zuletzt daher einen langsamen Einzug in die akademische Landschaft Deutschlands erhalten, da bis heute die imperiale Vergangenheit Deutschlands im Vergleich zum Nationalsozialismus als nebensächlich abgetan und Deutschland bis heute von der Mehrheit nicht als postkoloniales Einwanderungsland wahrgenommen wird (Dietrich 9-15).

Die Ideologie „unwerten Lebens“ in Mariella Mehrs *Steinzeit* (1981)

Weiblicher Wahnsinn zeichnet sich in den Texten von Mehr, Bachmann und Ayim als Resultat der Verschränkung von Antifeminismus/Misogynie und Rassismus bzw. Antisemitismus ab. Die Psychiatrie als Institution und ihre Techniken fungieren hierbei als entscheidendes Werkzeug hinsichtlich der Praktiken von Labeling sowie Identitätsmodifikation und –zerstörung. Die andere Seite der Medaille macht allerdings auch die Komplizenschaft der umstehenden Gesellschaft aus. Bei Mehr sind es vor allem diejenigen, die an den Aktionen des „Hilfswerk für die Kinder der Landstraße“ beteiligt waren; die Protagonistin in *Der Fall Franza* beschuldigt die Wiener Gesellschaft des Wegsehens im Angesicht ihres eigenen Leidens und das der Holocaust- und Euthanasieopfer; auch May Ayim beklagt in ihren Gedichten und Essays den anhaltenden Fremdenhass und die allgemeine Ignoranz ethnischen Minderheiten gegenüber.

Es ist nicht zu übersehen, dass der Thematik Mariella Mehrs Debutroman *Steinzeit* (1981) eine diskursive Überschneidung von Race, Gender und Klasse zugrunde

¹⁴² Beispiele für Untersuchungen, die die aktive Teilhabe von deutschen Frauen an Machtdiskursen miteinbeziehen oder zum Hauptthema machen sind Claudia Koonz *Mothers in the Fatherland: Women, the Family and Nazi Politics* (1988), *Antifeminismus im Kaiserreich* (1998) von Ute Planert und Anette Dietrichs Arbeit *Weißer Weiblichkeiten: Konstruktionen von „Rasse“ und Geschlecht im deutschen Kolonialismus* (2007).

liegt; vor allem Rassismus und Misogynie gehen hier Hand in Hand.¹⁴³ Die Hauptakteure in diesem Zusammenhang sind die unterschiedlichen Ärzte (als auch die Krankenschwestern), denen Silvana/Silvia/Silvio in den diversen Kliniken ausgeliefert ist. Die Psychiater üben dabei in zweierlei Hinsicht Macht über die Protagonistin aus. Zum einen bedienen sie sich ihrer Autorität als Experten, denen die medizinische und moralische Aufgabe übertragen wurde, sich den „wissenschaftlichen“ Ansichten über „Zigeuner“ entsprechend um die jenischen Kinder und Jugendlichen zu kümmern. Kümmern bedeutet in diesem Fall allerdings brutale Zwangsanpassung in Form von Elektroschocks oder Insulin-Kuren, die zur Aufgabe haben, die vermeintliche Ungezogenheit und Rohheit der PatientInnen zu unterbinden, um sie als brave Zöglinge in die Pflegefamilien zurückzuentlassen.

Wie im vorherigen Kapitel beschrieben, verbrachten viele der unter der Aufsicht des Pro Juventute Hilfswerks stehenden jungen Jenischen einen Großteil ihrer Kindheit und Adoleszenz in psychiatrischen Kliniken und/oder Strafvollzugsanstalten. Die Berichte der Ärzte über den Gesundheitszustand der PatientInnen halfen dabei, Ideologien von biologischer Minderwertigkeit und Degeneration aufrechtzuerhalten. Sowohl Silvanas Pflegeeltern, als auch das weitere im Roman vorkommende Erziehungspersonal schenkt den Berichten, die Zeugnis eugenischen Gedankenguts ablegen, vollstes Vertrauen. Auf diese Weise wird die Korrekturbedürftigkeit sowie der Glaube an Silvanas Unverbesserlichkeit zur Realität, welche sie selbst letztlich verinnerlicht.

¹⁴³ Wie ich im zweiten Kapitel bereits erklärt habe, kann hier nur insofern von Rassismus gesprochen werden, als dass die Jenischen aus Sicht der eugenisch gesinnten Ärzte zu einer anderen Rasse als das deutsche Volk gehörten. Korrekterweise sind die Jenischen als ethnische Minderheit zu bezeichnen.

Die gewalttätigen sexuellen Übergriffe auf die Protagonistin verdeutlichen weiter, dass Personen wie Silvana für die Ärzte nicht mehr als Objekte der Wissenschaft und unterlegene, verfügbare Körper darstellen, deren sie sich nach Belieben bemächtigen können, nur, um sie anschließend mit erneuten psychiatrischen Gutachten als gesellschaftsschädigende Aussätzige zu definieren. Die Demütigung Silvanas findet also auf zwei Ebenen statt: auf der zwischen Arzt und Patientin und auf der zwischen Mann und Frau, wobei beide auf das engste miteinander verwoben sind. Diese Objektifizierung ist um so schockierender, da Silvana bereits als kleines Kind durch die „weißen Monster“ durch physische und psychische Gewalt traumatisiert wird.¹⁴⁴

Die Geschichte Silvanas spielt sich nach dem zweiten Weltkrieg ab. Dennoch ist das Schicksal der Jenischen, die vor und während der Nazizeit verfolgt wurden, allgegenwärtig. Bereits in der ersten Episode wird die Protagonistin von einem Wirt auf die Straße verwiesen, begleitet von den Worten: „kreaturen wie dich hat hitler vergast“ (7). Auf einer Silvesterfeier trifft Silvana einen Deutschen, der bei den Jenischen ein neues Zuhause gefunden „und die lager vergessen hat und die gaskammern, weil er sonst nicht leben könnte“ (29). Die qualvollen Therapien in den psychiatrischen Kliniken werden in direkte Verbindung zu den Euthanasie-Experimenten gebracht: „das ritual geschieht mit jenen erschreckenden, kalten präzisionen, wie die kz-häftlinge im dritten reich gefoltert und gemordet wurden, fein säuberlich, damit kein unrat zurückbleibt. die

¹⁴⁴ Alfred Siegfried, Begründer und langjähriger Leiter des Hilfswerks, stand in Verdacht, sich an mehreren Hilfswerk-Kindern sexuell vergangen zu haben: „Dass bei Siegfrieds Tätigkeit allenfalls auch eine pädophile Komponente im Spiel war, lässt sich aus manchen Anspielungen und Bemerkungen, insbesondere über die ‚sexuelle Triebhaftigkeit‘, die er bereits bei kleinen Mädchen festzustellen glaubte, vermuten, ist aber auf Grund dieser Akten nicht zu belegen und wäre genauer zu untersuchen“ (Leimgruber/Meier/Sablonier 74).

erfindung der elektroschockmaschine und des insulinschocks fällt in die zeit des beginnenden faschismus in europa“ (112).¹⁴⁵

Obwohl die Schweiz während des zweiten Weltkrieges mehr oder weniger an ihrer Neutralität festhielt¹⁴⁶ und auch, anders als Österreich, nicht durch faschistoide Regierungsstrukturen in den 1930er und 1940er Jahren gekennzeichnet war, so holt das Schicksal der Jenischen, wie es in *Steinzeit* beschrieben wird, die Verbrechen der Nazi-Zeit in die Schweiz. Mehr noch, es erinnert daran, dass fahrende Völker im ganzen deutschsprachigen (bzw. europäischen) Raum Zwangsanpassungsmaßnahmen unterworfen wurden – und dies bereits lange vor der Machtübernahme Hitlers. Wie im vorherigen Kapitel erwähnt, reichen konkrete sozial-ökonomische und wissenschaftliche Überlegungen zu Bildung, Erhalt und Stärkung einer Nation zeitlich weit zurück: „Die sich im 18. Jahrhundert herausbildende Bevölkerungspolitik, mit der sich schließlich im 19. Jahrhundert (sozial-) darwinistische und rassenhygienische bzw. eugenische Deutungsmuster ausbreiteten, zog eine Biologisierung gesellschaftlicher Verhältnisse nach sich“ (Dietrich 157). Das Nationenverständnis wurde so zu einem ethnischen, und die Maxime des Zusammenhaltes bzw. des Schutzes vor zersetzenden Tendenzen erlaubte das Florieren eugenischen Gedankenguts in ganz Europa. Darauf, dass auch die Idee der Nation als Zusammenschluss einer homogenen Gruppe von Menschen mehr Ideologie denn Realität ist, verweist z.B. Rainer Hering in seiner Untersuchung *Konstruierte Nation: Der Alldeutsche Verband, 1890-1939* (2003). Nichtsdestoweniger

¹⁴⁵ Die zeitliche Verortung von Elektroschock- und Insulintherapie ist korrekt, und beide Methoden wurden lange Zeit als beste Behandlungsoption gegen Schizophrenie gehandelt. Noch heute wird eine modifizierte Version der Elektrokrampftherapie unter Kurznarkose z.B. zur Behandlung von schweren Fällen bi-polarer Störungen eingesetzt.

¹⁴⁶ Im Laufe des Krieges verwehrt die Schweiz jedoch vielen Juden die Einreise, nachdem sie zunächst vielen Zuflucht geboten hatte.

bedingten die Umstände in Deutschland – die Furcht vor dem Verfall der Gesellschaft bereits vor 1900, verstärkter Nationalismus z.B. in Form der völkischen Bewegung, die Krise, die sich der Niederlage im Ersten Weltkrieg anschloss –, dass sich allgemeingültige Theorien zur (genetischen) Genesung und Verbesserung des Volkes zu fatalen Ausmerzungspraktiken während des Dritten Reiches entwickeln konnten:¹⁴⁷

Oft war mit der Konstruktion der Nation die Vorstellung eines politischen Körpers verbunden, der geboren werden und sterben, der gesund, aber auch krank sein konnte. Die nationalen Ideen von Stärke, Vitalität und Männlichkeit waren gleichzeitig verknüpft mit der Furcht vor Infizierung, Verunreinigung und innerer Zersetzung der Nation. Gerade Juden galten in diesem Kontext als Fremdkörper im Leib [...] Während der Weimarer Republik zählten medizinische Begriffe wie „Krankheit“ und „Gesundung“ zur politischen Sprache, mit der insbesondere die ökonomischen und administrativen Eliten ihre Interpretation der Nation formulierten. [...] Die körperlichen Belastungen, vor allem die Folgen des Ersten Weltkrieges, wie z.B. nervliche Probleme, erhielten so einen nationalen Sinnbezug. Die als „Krankheit“ erfahrene nationale Situation nach der Niederlage ermöglichte so die Hoffnung auf eine „Gesundung“. [...] An den Diskurs der nationalen Regeneration konnten die

¹⁴⁷ Eine „positive“ Eugenik, die auf der Idee der Verbesserung bzw. „Auffrischung“ des bestehenden Genpools beruhte, existierte zum Ende des 19. Jahrhunderts in ganz Europa. Im Rahmen des Nationalsozialismus wurden solche Theorien nicht nur umgesetzt, sondern auch ins negative Extrem – Stärkung der Nation durch Vernichtung „unwerten“ Lebens – gekehrt (Dietrich 157-168).

Nationalsozialisten sprachlich anknüpfen und so eine höhere Akzeptanz für ihre Rassenideologie finden. (Hering 45-46)¹⁴⁸

Neben einem Aufzeigen der nationalen und rechtsextremistischen Vergangenheit Deutschlands bzw. Europas und der Anklage des „Hilfswerks für die Kinder der Landstraße“ erinnert Mariella Mehr auch an die unehrenhafte Rolle der deutschsprachigen Psychiatrie im Nationalsozialismus. Ebenso wie die Taten des Hilfswerkes wurde die Mitarbeit deutschsprachiger Psychiater an menschenverachtenden Studien, Experimenten und schließlich auch Ermordungen lange Zeit totgeschwiegen, und erst in den letzten Jahrzehnten ist eine gründliche Aufarbeitung in Gang gekommen.¹⁴⁹

1939 befahl Hitler die „Euthanasie“-Aktion, auch unter dem Namen „Aktion T4“ bekannt. Dieser Krankentötung fielen „bis zum Kriegsende – und noch einige Wochen darüber hinaus – mindestens 250000 bis 300000 psychisch, geistig und körperlich kranke Menschen zum Opfer“ (Schneider/Psychiatrie 13).¹⁵⁰ Doch schon 1933 wurde „das ‚Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses‘ verabschiedet, an dessen offiziellem

¹⁴⁸ Die Nation wie auch der aufkeimende Kapitalismus beruhten im Wesentlichen auf einer Zweiteilung des alltäglichen Lebens in eine öffentliche und eine private Sphäre. Wie bereits im ersten Kapitel dieser Arbeit beschrieben wird die private, häusliche Sphäre den Frauen zugeordnet, während Männlichkeit schon im Kaiserreich mit soldatischer Stärke sowie dem Lenken öffentlich-politischer Geschehen gleichgesetzt wird; zunehmend wurden Frauen auch in öffentliche Belange bezüglich des Erhalts der Nation miteinbezogen, doch mit Weiblichkeit bzw. dem weiblichen Körper wurde vor allem die Rolle der Erhalterin und Kulturträgerin verbunden, nicht die eines aktiven, wehrhaften Teils der Nation; vgl. hierzu Hering 53-54; Gender-Killer 10-22.

¹⁴⁹ „Es handelt sich um aufwendige Experimente an Patienten und dann um ihre Tötung und Obduktion. Auch wurden Untersuchungen an Patienten aus Heil- und Pflegeanstalten durchgeführt, z.B. TBC-Impfversuche in Kaufbeuren, Arbeiten zur Virusgenese der Multiplen Sklerose in Werneck oder auch neuropathologische Untersuchungen an Euthanasie-Opfern, die wahrscheinlich speziell für diese Untersuchungen zur Euthanasie selektiert wurden“ (F. Schneider 19).

¹⁵⁰ Im Zeitraum der T4-Aktion (1940-1941) fielen zusätzlich auch mehr als 5000 körperlich oder psychisch kranke Kinder der Euthanasie zum Opfer (F. Schneider 17; siehe auch Heberer 26-28). – Nach Friedlander war die Aktion T4 der Ausgangspunkt für den Holocaust, dem grausamen Ergebnis antisemitischer Grundsätze des Nationalsozialisten und rassehygienischer Strategien, die der Wissenschaft entstammten (16-22). Sowohl Giftgas als auch Krematorien wurden zuerst im Rahmen der T4-Aktion eingesetzt (22).

Kommentar der Psychiater [...] Ernst Rüdin, damals Direktor der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie, mitgewirkt hat. [...] Kranke Menschen sollten keine Kinder zeugen. Ihr für schlecht befundenes Genmaterial sollte so den gesunden ‚Volkskörper‘ nicht weiter belasten“ (Schneider/Psychiatrie 9, 11). In diesem Zuge wurden auch „Zigeuner“ während der NS-Zeit aktenkundlich erfasst, in Arbeitslager oder KZs abgeschoben, und viele weibliche Sippenmitglieder wurden Opfer von Zwangssterilisierungen (F. Schneider 21) – ein Schicksal, dass auch die Mutter von Mehrs Protagonistin erfahren hat.

Die Kontrolle von Staatskörper und Frauenkörper

Die Leidensgeschichte Silvanas in Mehrs Roman spielt sich unmittelbar nach dem zweiten Weltkrieg ab. Sie wurde, ebenso wie die Schriftstellerin, im Jahr 1947 geboren. Doch die Maßnahmen zur Eingliederung bzw. „Naturalisierung“ der Jenischen knüpft, trotz des unterschiedlichen Schauplatzes (Schweiz, nicht Deutschland), an die Verbrechen der Psychiatrie im Nationalsozialismus an und verdeutlicht das Weiterbestehen von Fremdenfeindlichkeit und Rassismus innerhalb der Gesellschaft. Eklatant ist die Tatsache, dass, unabhängig von sozialen oder medizinischen Problemen, die ja durchaus in Familien aller Art vorkommen, das Volk der Jenischen grundsätzlich als erblich belastet, debil, minderbemittelt, verwahrlost und schmarotzend eingestuft wurde. Vor allem der unregelmäßige Lebensstil derer, die sich zu den Fahrenden zählten, verwies angeblich auf Unzivilisiertheit und biologische Degeneration. Das *label* des Wahnsinns wird den Ärzten in *Steinzeit* damit zur Waffe und Legitimation für „therapeutische“ Anwendungen.

Der psychische Verfall in Silvanas Mutter und ihr selbst wird folgend erst durch den frühen Entzug von der Familie und den darauf folgenden Erlebnissen in Heimen und vor allem in psychiatrischen Kliniken eingeleitet. Dennoch hätte es für Silvana aus ihrer Sicht noch schlimmer kommen können. Nach ihrem Kreislaufzusammenbruch, der sie vor weiteren Elektroschocks bewahrt, kommentiert sie:

hätte sich silvana damals in der anstalt „waldheim“ nicht gewehrt, ihr hättet aus ihr eine chronische gemacht, reif für die abteilung 7, [...] ihr hättet sie ausgeschlachtet, hättet euch an ihrem leiden über jahre wissenschaftlich geweidet, hättet geil nach jedem ihrer „verrückten“ worte gegriffen, sie verwendet als zielscheibe eurer wissenschaftlichen quälereien. (156-157)

Stärker noch als in den vorherigen besprochenen Texten wird Silvana auf ihren Körper, auf das Biologische reduziert und auf zweifache Weise entmenschlicht und objektiviert. Als den Jenischen zugehörig wird ihr Körper für von Natur aus als geistig und physisch defizitär, ihr Verhalten als aufsässig – und letztlich als unkorrigierbar – kategorisiert. Da sie weiblichen Geschlechts ist, kommt in Silvanas Beurteilung durch Umwelt und Ärzte zusätzlich auch der Glaube an die Zusammengehörigkeit von Weiblichkeit und Irrationalität zum Tragen: Noch in den späten 1950er und frühen 1960er Jahren, als Silvana sich im Teenageralter befindet, wird die Hysterie-Diagnose auf sie angewendet (121, 183).

Mit Blick auf die eugenischen Bestrebungen der nationalen Optimierung, der Erhaltung des gesunden Staatskörpers, die ich bereits im vorangegangenen Kapitel angesprochen habe, ergibt sich daher eine Parallele zwischen dem Primat der Reinhaltung

bzw. Reinigung des nationalen Körpers und des weiblichen Körpers. Der weibliche Körper als erste Eintrittsstelle in den Nationalstaat bedarf aus Sicht rassenhygienischer Theorien, an welche der Nationalsozialismus anknüpfte, einer gründlichen Kontrolle. Da jedoch Jenische als (genetisch) unverbesserlich und jenische Frauen als sexuell ausschweifend galten, wurde auch vor brutalsten „Behandlungen“, inklusive Zwangssterilisierungen nicht Halt gemacht. Neben diesen „Therapiemaßnahmen“ sorgen in *Steinzeit* zusätzlich die wiederholten Vergewaltigungen (in Zusammenhang mit den Infantizidversuchen durch Silvanas Mutter) dafür, dass die Protagonistin keinerlei Chance auf eine normale Identitätsformierung und soziale Eingliederung erhält. Weiblicher Wahnsinn ist für Silvana ein unentrinnbares Schicksal – für die Umwelt ist es eine Bestätigung ihrer genetischen Unzulänglichkeit.

Die psychische Zerstörung der Protagonistin in Ingeborg Bachmanns *Der Fall Franza* geht schleichender voran und findet in den eigenen vier Wänden, unter dem Einfluss ihres als Psychiater arbeitenden Ehemannes statt. Ihre Psyche wird aber auf ähnliche Weise manipuliert, wie dies in *Steinzeit* geschieht, und ihr Körper ebenso reguliert (der Ehemann erzwingt eine Abtreibung). Der wesentliche Unterschied ist jedoch, dass Franza zur weißen Mittelschicht gehört. Inwiefern die Gleichsetzung Franzas Wahnsinn mit dem Schicksal von Juden oder unterdrückten Minderheiten durch Franza selbst als kontrovers zu verstehen ist, wird im folgenden Abschnitt behandelt.

Das Leid aller Frauen(?): Ingeborg Bachmanns *Der Fall Franza* (1966/1978)

Schreibt man über Ingeborg Bachmann (1926-1973), so schließt man unwillkürlich den Mythos ein, welcher bereits zu Lebzeiten um die österreichische

Schriftstellerin entstand.¹⁵¹ In den fünfziger Jahren wurde Bachmann als *die* Nachkriegslyrikerin ihrer Generation gefeiert und erhielt vier namhafte Auszeichnungen in diesem Jahrzehnt, darunter den Preis der Gruppe 47 (für Gedichte des Bandes *Die gestundete Zeit*) und den Hörspielpreis der Kriegsblinden. Ihr erster Erzählband *Das dreißigste Jahr* (1961) wurde hingegen verhalten aufgenommen (Albrecht/Göttsche 12), und bis heute sieht eine Vielzahl von Stimmen Bachmanns künstlerisches Können ausschließlich in der Lyrik beheimatet. Anfang der sechziger Jahre wurde es dann still um Ingeborg Bachmann.

Nach etwa vier Jahren ging ihre Beziehung zum Schweizer Schriftsteller Max Frisch 1963 auseinander – ein Ereignis, das Bachmann nur sehr schwer verkraftete. Es ist bekannt, dass sie sich mehrmals in (psychiatrische) Kliniken einweisen ließ und für den Rest ihres kurzen Lebens an Alkohol- und Tablettensucht litt.¹⁵² Mitte der sechziger Jahre begann sie an ihrem berühmten Todesarten-Zyklus¹⁵³ zu arbeiten und 1971 wurde *Malina* als erster Teil veröffentlicht. Obwohl der Roman zum Bestseller wurde, reagierten die

¹⁵¹ 1957 veröffentlichte *Der Spiegel* eine Coverstory über Ingeborg Bachmann, welche die Autorin einer breiteren Masse zugänglich machte; zur Ikonisierung Bachmanns siehe Hendrix 12-14.

¹⁵² Unmittelbar nach einer gescheiterten Aussprache mit Frisch unternahm die Schriftstellerin einen Selbstmordversuch. Für eine genauere Beschreibung des krisenhaften und destruktiven Verhältnisses zwischen Bachmann und Frisch, siehe Stoll 204-250. – Sarah Lennox macht darüber hinaus auch die schlechten Kritiken zu *Das dreißigste Jahr* mit für den Zusammenbruch der Schriftstellerin verantwortlich (Lennox 33) und Heike Hendrix weist darauf hin, dass die „Lebenskrise [...] gleichzeitig eine Schaffenskrise [war]“ (Hendrix 15), da die Trennung von Frisch auch eine schwere Schreibblockade nach sich zog. – Obwohl Interpretationen, die sich stark an der Biographie von SchriftstellerInnen orientieren, im Allgemeinen für Skepsis sorgen und auf Grund der nicht aufrechtzuerhaltenden Annahme, AutorIn und ErzählerIn seien sich gleich, einen schlechten Ruf haben, kann man die Parallele zwischen Ingeborg Bachmanns „Männergeschichten“, allem voran die Beziehung zu Frisch, Aussagen der Autorin über Männer allgemein sowie die Charakterisierung vieler männlicher Figuren schwer ignorieren; vgl. z.B. das Interview mit Dieter Zillingen anlässlich der Veröffentlichung von *Malina*, in dem Bachmann über die Protagonistin sagt: „Aber sie spricht trotzdem von der Krankheit der Männer, denn die Männer sind unheilbar krank. – Aha? Woran sind die Männer unheilbar krank? – Sie sind es. – Sie sind es? – Wissen Sie das nicht? – Wenn Sie es mir sagen! – Alle.“ (Bachmann, *Wahre Sätze* 70-71) Vor allem die (radikale) feministische Bachmann-Rezeption der 70er und frühen 80er Jahre stimmte in die Idee des Mannes als Zerstörer und Unterdrücker ein (Hendrix 23).

¹⁵³ Bis heute ist es strittig, welche Texte tatsächlich von Bachmann zum Zyklus gerechnet wurden; hierzu und zur generellen Entstehung der „Todesarten“-Texte, siehe Hendrix 27-36.

Kritiker zum Teil extrem ablehnend.¹⁵⁴ Nichtsdestoweniger dominierte Bachmanns erster Roman – und seit 1978 auch *Franza* bzw. der „Todesarten“-Zyklus – die feministische Literaturwissenschaft und rief eine nahezu unüberschaubare Menge an Artikeln und längeren Forschungsarbeiten hervor.¹⁵⁵

Darüber hinaus ist die zeitgenössische (und aktuelle) Relevanz der späten Prosa Ingeborg Bachmanns nicht von der Hand zu weisen, denn in ihr „sind alle Themen enthalten, die die damalige Zeit aktuell beschäftigten: die Aufarbeitung des Nationalsozialismus und seiner Folgen, die Analyse der sozialen Gegenwart, Kapitalismus- und Kolonialismus-Kritik sowie Widerstand gegen die militärische Wiederaufrüstung“ (Hendrix 7). *Malina* war dabei allerdings nicht die erste Arbeit am „Todesarten“-Zyklus. Den Anfang sollte ursprünglich *Der Fall Franza* machen, doch der Text blieb Fragment und es wird allgemein angenommen, dass die Unauffindbarkeit einer passenden Erzählperspektive – diese wechselt zwischen Franzas Sicht, der ihres Bruders und einem auktorialen Erzähler – mit ein Grund dafür war, dass Bachmann *Franza* schließlich zugunsten von *Malina* aufgab.¹⁵⁶

¹⁵⁴ „Das Urteil über *Malina* war geradezu vernichtend: ‚Anti-modisch[e]‘ und ‚nicht zeitgemäß[en]‘, ‚peinlich[en] und gänzlich mißraten[en]‘ sei dieser ‚neuromantische[n] Sprachmüll‘. Hierbei handle es sich um ‚die Geschichte einer Neurose‘, ‚weinerlichen Narzissmus‘ und ‚preziöse[n] Seelen-Exhibitionismus‘ auf dem Niveau der ‚Jungmädchenbücher der zwanziger und dreißiger Jahre‘“ (Hendrix 18). Vor allem die Charakterisierungen im zweiten Satz sprechen vor dem Hintergrund meiner Arbeit Bände bezüglich der Bewertung des Romans einer Autorin.

¹⁵⁵ Eine detaillierte Übersicht über die feministische Rezeption Bachmanns in Deutschland liefert Sara Lennox in „Bachmann’s Feminist Reception“, einem Kapitel ihrer *Cemetery of the Murdered Daughters* Studie (43-82).

¹⁵⁶ Heike Hendrix spricht z.B. von „der spezifischen Schuld-und-Sühne-Problematik ihrer Zeit“ (Hendrix 10), die es Bachmann erschwerte, eine angemessenen Erzählweise zu finden, angesichts der Frage, welche Bedeutung und Tragweite Kunst nach der Zeit des Nationalsozialismus überhaupt noch verkörpern konnte. Hendrix weist in diesem Kontext auf die Aussage Adornos von 1949, dass es nach Auschwitz unmöglich und auch unverantwortlich sei, weiterhin Gedichte zu verfassen.

Die Handlung

Der Fall Franza berichtet über das Leiden und Sterben einer jungen Frau gleichen Namens (eigentlich Franziska Jordan, geborene Ranner), welche in Begleitung ihres Bruders Martin nach Ägypten reist, in der Hoffnung, dort die psychischen Qualen zu überwinden, die ihr ihr Ehemann, der Psychiater Leopold Jordan, zugefügt hat. Im ersten von drei fragmentarischen Kapiteln, genannt „Heimkehr nach Galicien“, findet Martin Ranner, Geologe von Beruf, seine Schwester in schlechter gesundheitlicher Verfassung in ihrem Elternhaus, nachdem Franza aus ihm unbekannten Gründen – er weiß nur von einem „Eingriff“ – aus einer Klinik geflohen war. Obwohl er ihren Plan, mit einem gefälschten Pass nach Ägypten zu flüchten, um dort Heilung zu suchen, für absurd und verrückt hält, willigt er schließlich ein mitzukommen.¹⁵⁷ Das zweite Kapitel, „Jordanische Zeit“, berichtet von Zerfaserung Franzas geistiger Welt durch ihren Ehemann, der jede ihrer kleinsten Regungen und Äußerungen psychiatrisch bzw. psychoanalytisch auslegt, seine Frau auf Diagnosen reduziert und sie damit zu einem medizinischen Fall macht. In „Die ägyptische Finsternis“ zeigt sich, dass Franza nicht wie erhofft die Ehe mit Jordan und erfahrenen Demütigungen hinter sich lassen kann.

Überall sieht sie sich an die antisemitischen, rassistischen und imperialen Gewalttätigkeiten „der Weißen“ erinnert, die sich in ihren Augen in der weltweiten Unterdrückung der Frau durch den Mann widerspiegeln. Martin, dem das Leiden seiner Schwester nie vollkommen verständlich wird, glaubt, hier und da eine Verbesserung ihres Zustandes zu erkennen, weiß aber nicht recht, wie er ihr helfen kann. Schließlich begegnet Franza einem „Wunderdoktor“, der sich als ehemaliger, an den

¹⁵⁷ 1964 reiste Ingeborg Bachmann nach Ägypten und in den Sudan und erwarb genügend Information, um den geographischen Hintergrund des dritten Kapitels auszubauen. Der Grund für Bachmanns Reise war ihr schlechter körperlicher und geistiger Zustand (Hendrix 39).

Euthanasieverbrechen beteiligter SS-Arzt Körner herausstellt. Er verweigert Franza, die mittlerweile weiß, dass sie dem Tod entgegen geht, die Herausgabe einer tödlichen Dosis Nervengifts. Während eines Besuches der Pyramiden von Gizeh wird Franza von einem unbekannten Weißen vergewaltigt. Dies löst Erinnerungen an frühere Übergriffe dieser Art aus und in ihrer Verzweiflung schlägt Franza ihren Kopf gegen die Steine der Pyramide. Kurz darauf stirbt sie an einer Hirnblutung.

Über „männliche“ Gewalt und „weibliche“ Leerstellen

In der Vorrede zum Roman präsentiert Ingeborg Bachmann Franzas Geschichte als stellvertretend für Verbrechen, die „damals“ als auch heute noch geschehen: „Die Massaker sind zwar vorbei, die Mörder noch unter uns, oft beschworen und manchmal festgestellt, nicht alle, aber einige, in Prozessen abgeurteilt“ (*Franza* 9). Es ist nicht nötig, von SS oder Nazis zu sprechen, denn Beschreibungen wie diese verweisen automatisch auf die Nürnberger Prozesse.¹⁵⁸ Doch geht es nicht nur um diese Art von Verbrechen bzw. des Mordens, sondern grundsätzlich um das ‚Ungeheure‘ (*Franza* 10), Zerstörerische im Menschen, welches auch in der Gegenwart seine Opfer fordert, ohne dabei großes Aufsehen zu erregen:¹⁵⁹ „Die Verbrechen, die Geist verlangen, an unsren

¹⁵⁸ Einem Brief Bachmanns an den Piper-Verlag zu folge beschäftigte sich die Schriftstellerin „mit den medizinischen Versuchen in den Konzentrationslagern des ‚Dritten Reichs‘ und den Nürnberger Ärzteprozessen“ (Hendrix 70).

¹⁵⁹ Eine weitere Nähe zum Nationalsozialismus ergibt sich unter anderem dadurch, dass Jordan ursprünglich wie der „Wunderdoktor“ als ehemaliges SS-Mitglied konzipiert wurde (Hendrix 71); außerdem, darin liegt die Parallele zu Jordans Art, Franza psychisch zu sezieren, arbeitet er an einem Buch über die Spätschäden von weiblichen KZ-Häftlingen (123-124). Doch auch Franzas und Martins familiäre Herkunft ist dem Semitischen verwandt. Galicien, an sich ein fiktiver Ort (Hendrix 37), ist zum einem eine Chiffre für die zweisprachige, deutsch-slowenische Gemeinde Gallizien, welche zu Kärnten gehört (Bachmann nennt in der Vorrede Kärnten als einen der Schauorte des Romans). Martin erinnert sich, dass er Franza früher als „Gitsche“, dem windisch/slowenischen Wort für Mädchen bezeichnet hat und erwähnt in diesem Zusammenhang auch ihre „schrägstehenden, ausdruckslosen Augen“ (27). Im Zuge des Zweiten Weltkrieges kam es 1941 in Kärnten zur Deportation vieler „nicht eindeutschungswillige[r]“ (Albrecht/Göttsche 146) Slowenen. Dann gibt es außerdem noch Galizien, heute eine Landschaft in der Ukraine, welche zwischen 1772 bis 1918 zur Habsburgermonarchie gehörte. Die BürgerInnen Galiziens

Geist rühren und weniger an unsre Sinne, also die uns am tiefsten berühren – dort fließt kein Blut, [...]. Aber die Verbrechen sind darum nicht geringer geworden, sie verlangen nur ein größeres Raffinement, einen anderen Grad von Intelligenz, und sie sind schrecklich“ (10).

Karen Achberger beschreibt Ingeborg Bachmann in diesem Zusammenhang als eine Person, „whose entire oeuvre represents an uncompromising struggle against facism“ (1). Zerstörung und Gewalt, wie sie sich im Werk der Autorin und eben auch in *Der Fall Franza* darstellen, gehen dabei überwiegend von Männern aus. Tatsächlich macht Ingeborg Bachmann die Ursache aller menschlichen Auseinandersetzungen an dem stets hierarchisch gestalteten Verhältnis zwischen Mann und Frau fest. 1973 äußert sie sich in Statements für die Filmreportage „Ingeborg Bachmann in ihrem erstgeborenen Land“ über den Ursprung von Faschismus:

Der Faschismus ist das erste in der Beziehung zwischen einem Mann und einer Frau [...]. [...] Es gibt nicht Krieg und Frieden, es gibt nur den Krieg. Die Beziehung zwischen dem Mann und der Frau, die ist wohl nicht erst heute problematisch, die muß es wohl schon seit uralten Zeiten sein, denn sonst würden uns nicht so viele Bücher, von der Bibel angefangen, über die große Literatur aller Länder, darüber etwas sagen. (Bachmann, *Wahre Sätze* 144)¹⁶⁰

bildeten ein kulturelles Gemisch, bestehend aus „Polen, Ukrainern, Österreichern, Juden, Armeniern“ (N. Mayer) und anderen Völkern. Insofern verweist das Galicien im Buch mit seiner Besatzung durch NS-Truppen nicht nur auf Bachmanns eigene, traumatische Erfahrungen mit dem Einfall deutscher Truppen in Österreich (bzw. mit der Aufnahme derer durch österreichische Nationalisten), sondern verleiht Franza zusätzlich eine ost-jüdische Identität, die, wenn auch nicht eindeutig zu entziffern, doch einen Bezug zu Verfolgung und Ausgrenzung im Sinne des Nationalsozialismus herstellt.

¹⁶⁰ Sie fährt fort: „Heute ist die Situation natürlich etwas anders, denn der größte Teil der Frauen arbeitet, ist unabhängig und doch nicht unabhängig. [...] Ich habe von Anfang an gewußt, daß ich gegen die Ehe bin, gegen jede legale Beziehung. Obwohl das nicht ausschließt, daß Beziehungen, die nicht legalisiert sind,

Franza wird dem Anschein nach damit zum *pars pro toto* für ein grundlegendes Machtgefälle in allen Gesellschaften, welches Bachmann in einem heteronormativen, weltweit gültigem Hostilitätsverhältnis zwischen „dem“ Mann und „der“ Frau verankert zu sehen scheint.¹⁶¹ Es ist jedoch wichtig zu betonen, dass die Autorin, so wie es sich uns in *Der Fall Franza* oder auch in *Malina* darstellt, Männlichkeit und Weiblichkeit an genderspezifischen Normen, nicht an biologischen Gegebenheiten festmacht.¹⁶² So werden Malina und die namenlose Protagonistin in der Forschung oft als dieselbe Person angesehen, doch auf Grund der untergeordneten Rolle von Frausein ist der weibliche Aspekt dieser Person nicht überlebensfähig und verschwindet am Ende des Romans in der Wand. Auch ist Franza nicht nur Opfer, sondern hilft ebenso ihrem Ehemann bei seinen Studien über die Folgeschäden weiblicher KZ-Häftlinge. Franza, die ihr Medizinstudium infolge ihres Zusammenkommens mit Jordan nie abgeschlossen hat, hätte folglich eine ähnliche Rolle wie die ihres Ehemannes einnehmen können – als jemand, der Andere „männlich“ geprägten Diagnosemodellen folgend beurteilt und unter Umständen abwertet. Die dominierenden Erwartungshaltungen an ihre Weiblichkeit haben sie hingegen einen traditionellen Weg einschlagen lassen.

genauso tragisch und fürchterlich sein können wie die, die legal sind. [...] Die Ehe ist eine unmögliche Institution. Sie ist unmöglich für eine Frau, die arbeitet und die denkt und selber etwas will“ (Bachmann, *Wahre Sätze* 144). Bachmanns Übertragung des Faschismusbegriffes wurde innerhalb der Forschung mehrfach kritisch kommentiert (Albrecht/Göttsche 245).

¹⁶¹ Auf gleiche Weise präsentierte Elfriede Jelinek die Autorin in einem kurzen Essay anlässlich der Verfilmung von *Malina* (1991): „Die eine verbrennende Frau im Synthetiknachthemd (dieser schreckliche Tod der Bachmann), in sicherem Abstand vom warmen Ofen konsumierbar, ist – leider für allzu viele Feministinnen – gleich allen Frauen. Denn das Leid dieser einen Frau ist das Leid aller Frauen. Ist doch auch die Frau gleich allen anderen Frauen. Der allen Frauen gemeinsame spezielle Unterleib macht aus allen Frauen eben die eine allen anderen gleiche Frau [...] Die in ihrem Bett brennende Dichterin (und mit ihr all die brennenden Frauen mittelalterlicher Städte, die ihrer weiblichen Bevölkerung mittels Feuer ledig geworden) ist alle Frauen und gleichzeitig keine Frau, weil die Frau nichts ist“ (*EMMA* Lesesaal, Nr. 2 (1991): 18. Web. 30 März 2014). Nicht nur stilisiert Jelinek Ingeborg Bachmann zur Märtyrerin, sie greift auch in ihrem nivellierenden Frauenbild Jahrhunderte zurück und reiht die Hexenverfolgung in den Komplex der Unterdrückung der (verrückten) Frau ein; eine Erklärung zur Bedeutung des Hexenmotives innerhalb der Critical Madness Studien findet sich in der Einleitung dieser Arbeit.

¹⁶² Ich danke Christina Wall für diesen Gedankenanstoß.

Ein weiteres Beispiel dafür, dass Männlichkeit und Weiblichkeit in Bachmanns Texten nicht so dichotom und gynozentrisch gestaltet, wie auf den ersten Blick angenommen werden könnte, sind die Beziehungsverhältnisse in der Kurzgeschichte *Ein Schritt nach Gomorrha* aus dem Erzählband *Das dreißigste Jahr* (1961). In dieser Geschichte gehen zwei Frauen eine Beziehung ein mit dem Ziel, sich aus der Enge und den Machtstrukturen heteronormativer Verhältnisse zu befreien. Am Ende reproduzieren sie jedoch eben jene (gewaltvollen) zwischenmenschlichen Konstellationen, denen sie eigentlich entgehen wollten. Nicht die Biologie einer Frau wird damit zum Sitz „weiblichen“ Verhaltens, sondern all jene Bedeutungszuschreibungen und Gender-Technologien, denen der Körper und die Psyche einer Frau unterliegt. Theoretisch könnten sich auch Frauen „männlicher“ Eigenschaften bedienen.

Jegliche Form von „Männlichkeit“ wird jedoch in Franza unterbunden – anstatt zu studieren und einen Dokortitel zu erwerben heiratet Franza. Grundsätzlich sind Frauen in Bachmanns Werk also durchaus auch struktureller und physischer Gewalt fähig, doch wird ihnen ein aktives, nach außen gerichtetes Ausleben von Aggressionen verwehrt und zumeist aberzogen.

Stereotype Weiblichkeit, aber auch die Grenzüberschreitung dieser, gestaltet sich in *Der Fall Franza* als etwas Unerwünschtes, als ein aus einer männlich geprägten Kulturgeschichte konsequent ausgeschlossen wurde. Diesbezüglich wird die Protagonistin als Repräsentantin einer kulturellen und sprachlichen Leerstelle dargestellt. Im Tal der Könige besuchen die Geschwister den Tempel der Königin Hatschepsut,

von der jedes Zeichen und Gesicht getilgt war auf den Wänden,

durchgehend die Zerstörung, [...] zu ihrer Zeit zerstört oder nach ihrem

Tod, [von] dem dritten Tuthmosis. Siehst du, sagte sie, aber er hat vergessen, daß an der Stelle, wo er sie getilgt hat, doch sie stehen geblieben ist. Sie ist abzulesen, weil da nichts ist, wo sie sein soll. (104)

Es ist von vornherein klar, dass die Geschichte Franzas die ihres Ausgelöschtwerdens ist, und noch vor dem Eintreten ihres Todes ist ihre Persönlichkeit dank der unterschwellig psychologischen Zerstörung durch den Ehemann sowie des Erleidens der „Krankheit des Damals“ (40), des ungefilterten Erlebens der vergangenen Verbrechen „der Weißen“, nur noch Hülle und Zeugnis des (weiblichen) Leidens. Sie steht für eine Idee von Weiblichkeit, für die es keinen Platz in einer männlich geprägten Kultur gibt. Der Vergleich zwischen Hatschepsut, die eine Position „männlicher“ Macht einnahm, und der potentiellen Ärztin Franza verweist dabei auf den Umstand, dass vor allem machthabende Frauen nicht nur unerwünscht sind, sondern auch den Erhalt patriarchaler Machtstrukturen gefährden.

Als lebendes „Fossil“ (41) verkörpert Franza zudem Bachmanns Vorstellung von der Entschlüsselung der Zeitläufte im Individuum: „Die erste Veränderung, die das Ich erfahren hat, ist, daß es sich nicht mehr in der Geschichte aufhält, sondern daß sich neuerdings die Geschichte im Ich aufhält.“¹⁶³ Daran schließt sich die Verortung der Romanereignisse in das innerweltliche, psychische Geschehen: „Die wirklichen Schauplätze, die inwendigen, von den äußeren mühsam überdeckt, finden woanders statt [...]. Einmal in dem Denken, das zum Verbrechen führt, und einmal in dem, das zum Sterben führt“ (10). Die Leinwand für die Untersuchung der Verbrechen der

¹⁶³ Franzas Bruder Martin nennt zuerst Jordan ein Fossil. Das Wort „Fossil“ verbindet Jordan, Franza und Hatschepsut und kann als ein weiteres Indiz für Bachmanns vielschichtiges Verständnis von Gender verstanden werden. – Bachmann über das Ich der Nachkriegszeit während ihrer Frankfurter Vorlesungen (*Werke* IV, 230).

Vergangenheit und Gegenwart ist somit „die Psyche der Weißen“ (61) und vor allem Franzas Psyche (die, wie sich zeigen wird, selber Teil „der Weißen“ ist). Die Frage, die in diesem Zusammenhang immer wieder aufkommt, ist: Wer ist hier normal, wer ist krank und wahnsinnig?

Franzas körperlicher und geistiger Verfall

Franzas Zustand, als Martin sie in ihrem Elternhaus findet, ist sehr bedenklich. Ihr Körper wird von Zuckungen und Konvulsionen geschüttelt, bevor sie in seinen Armen zusammenbricht (29). Zwischen Gesprächen mit ihm verfällt sie in eine „Totenstarre“ (42). Kurz vor der Abreise nach Ägypten unternimmt Franza allem Anschein nach einen Selbstmordversuch durch Ertränken (62). In Ägypten wird sie von Schwächeanfällen, Platzangst, visuellen Störungen und Schwindel heimgesucht (118). In seiner Hilflosigkeit reagiert Martin teils zurückweisend und stets rationalen Kriterien folgend. Wie bereits erwähnt will er nicht wie seine Schwester und ihre Vorfahren aus Galicien zu den „Umkommenden, Untergehenden gehören“ (40), weswegen er zunächst das Festhalten der Schwester an der Vergangenheit, das sich Erinnern sowie die Fluchtpläne nach Ägypten für Wahnsinn hält und sogar über eine mögliche Vererbung von Geisteskrankheiten in der Familie nachsinnt. In jedem Fall hält er „professionelle“ Hilfe für angebracht:

Aber sie war doch wohl nicht? – daß ihm dieser Gedanke jetzt erst kam!

Und er ging die ganze nähere Familie durch und dann die entferntere Verwandtschaft, die Familienranderscheinungen, aber in der näheren hatten sie keine Geisteskrankheiten gehabt, unglaublich in diesem Land, in dem die Übel grassierten, aber es war so, und trotz des beruhigenden

Ergebnisses, das war verrückt, was Franza da redete und was sie getan hatte oder meinte, getan zu haben, und sich ausgedacht hatte. (37)¹⁶⁴

[Du] mußt zu dem besten Arzt, in die beste Klinik. Das hier ist der Wahnsinn. (39)

Er wurde hier zum Idioten gemacht von einer Wahnsinnigen. (42)

Obgleich Martins Ratlosigkeit bezüglich einer möglichen Heilung Franzas auch in Ägypten anhält, so versteht er zumindest nach und nach, dass eine konventionelle, d.h. schulmedizinische Behandlung nicht helfen würde. Nichtsdestoweniger bleibt ihm ihr Verhalten und Reden kurios, da er das Ausmaß der psychischen Zerstörung nicht versteht (85, 88, 102). Letztlich bleibt sein Unverständnis bezüglich ihres Unvermögens, sich von der Verquickung der sozialhistorischen und privaten Vergangenheit zu lösen, bis zum Ende bestehen.¹⁶⁵

Über sich selbst sagt Franza: „Ich bin ein einziger Spätschaden“ (75). Und: „[Ich] bin ganz zerblättert, von einem diabolischen Versuch“ (69). Beide Aussagen sind wörtlich zu verstehen und beziehen sich auf die zerstörerische Macht des männlichen,

¹⁶⁴ Es wird nicht näher erläutert, wovon Franza denkt, dass sie es getan hätte. Zu diesem Zeitpunkt weiß Martin noch nichts von der erzwungenen Abtreibung, doch womöglich redet Franza von Schuldgefühlen oder davon, dass sie einen Mord begangen habe. Darüber hinaus empfindet sie ihr Zusammenleben mit Jordan als Schande und drückt auch ein Schuldempfinden dahingehend aus, dass sie Jordans Ex-Frauen für „dumm, verständnislos, defekt“ (68) gehalten hat und sich seinem Verhalten gegenüber blind stellte. Erneut begegnet man hier also dem Motiv der Selbstbeschuldigung der Protagonistin, wie es auch in *Aus guter Familie* und *Steinzeit* einen wichtigen Teil der gestörten Identitätsformation von Agathe und Silvana ausmacht. Da die Umwelt die Definitionen von Geisteskrankheit und anormalem Verhalten unterstützt, versuchen die Protagonistinnen ab einem gewissen Zeitpunkt, die allgemeingültige Realität zu assimilieren, was in der Akzeptanz der eigenen „Schuld“ mündet.

¹⁶⁵ An dieser Stelle seien auch Martins „Heilungsversuche“ erwähnt: Zum einen erhofft er sich Besserung durch den Konsum von Haschisch, welches Franza und er nach einer ägyptischen Hochzeitsfeier rauchen (109-111); zuvor, als die Geschwister sich noch in ihrem Heimatdorf aufhalten, glaubt Martin, dass seine Schwester nur mit jemandem schlafen müsse – zur Not auch mit ihm –, um sich besser zu fühlen. Auch diese Haltung kann als Hörigkeit an Ideologien des aufgeklärten „Abendlandes“ verstanden werden, welche den Glauben an die weibliche Sexualität als Dreh- und Angelpunkt psychologischer Probleme mit einschließen. Darüber hinaus sucht er beständig nach Anzeichen von Normalität und ist daher erfreut, als Franza z.B. einkaufen gehen möchte (128).

geschriebenen Wortes. Jordans Verbrechen an seiner Ehefrau besteht darin, dass er sie zu einem Fall bzw. Studienobjekt herabwürdigt und jede kleinste Aussage sowie ihr Verhalten analysiert und einer von der psychiatrischen Ärzteschaft sanktionierten Kategorie zuordnet. So betrachtet er z.B. Franzas erste Küsse aus seiner psychiatrischen Perspektive, seziert die glückliche Erinnerung – „von der sprachlichen Seite her und dann von der Erlebnisseite“ (52) – und nimmt ihr so den durch Franza geschaffenen Eigenwert (52).¹⁶⁶ Als „richtig“ gilt der medizinisch-kalte Blick Jordans, wohingegen er Franzas eigene Ansichten und Interpretationen für ungültig erklärt und sich durch sie gestört fühlt (52). Den wahren Charakter von Jordans psychologischer Studie erkennt Franza erst später, nachdem ihr zum ersten Mal einige seiner Aufzeichnungen auf einzelnen, losen Blätter in die Hände fallen, in denen er wie in ihren Gesprächen jede Begebenheit ihres Zusammenseins interpretiert: „Er bearbeitete mich, er bereitete mich vor, seinen Fall. Er hetzte mich hinein in einen Fall.“¹⁶⁷ Und jedes Blatt, das er mich finden hieß, das hetzte mich weiter“ (73). Durch diese psychologische Manipulation wird die Protagonistin bzw. ihre Persönlichkeit nach und nach „entblättert“, bis zur nervlichen Zerrüttung.

Das Perfide an dem Experiment ist Jordans Wissen darum, dass er nicht mehr tun muss, als Franza seine Beobachtungen und Diagnosen zukommen zu lassen. Durch die daraus entstehende Paranoia und extreme Selbstbeobachtung bzw. –kontrolle entwickelt sie nach einiger Zeit die ersten psychosomatischen Symptome, ohne dass sich Jordan je sichtbar gegen sie wendet: „[Da] hatte ich dieses Apfelstück im Mund und fing zu husten

¹⁶⁶ Da Franza die Küsse von einem englischen Offizier erhielt, deren Truppe das Dorf Galicien während der Befreiung von deutschen Einheiten besetzte, nennt sie sie „englische Küsse“, was Jordan für „eine Fehlleistung“ (52) hält, da es korrekt „angelisch“ heißen sollte.

¹⁶⁷ Später wird ein Beispiel für diese Aufzeichnungen gegeben: „F.s Vorliebe für Zungenkuß stop, Gier nicht Sinnlichkeit stop, [...] F. bei Telefongespräch beobachtet. F. vermutlich lesbisch. [...] F. zur Rede gestellt. F. bittet um Verzeihung, hätte E. nie getan. Insofern Unterschied. stop“ (75-76).

an, ich wußte aber, daß ich mich nicht verschluckt hatte, keineswegs, aber plötzlich hustete ich an ihm herum, als wäre es vergiftet, und danach ging das weiter und weiter, ich bekam keine Luft mehr“ (74-75).

Auch hier sieht Franza zunächst keinen Zusammenhang zwischen Jordans Analyse ihres Selbst und ihrer sich verschlechternden Gesundheit. Sie versucht gegen das „Gehabe“ (74) anzukämpfen. Die Entwertung der Symptome – „nicht mehr den Mantel ausziehen wollen, das nicht mehr in ein Auto steigen wollen, das nicht mehr in einen Lift steigen können, das nicht mehr ins Flugzeug steigen können“ (74) – durch die Bezeichnung „Gehabe“ deutet an, dass sie bemüht ist, die „wissenschaftliche“ Sichtweise ihres Mannes bzw. der Gesellschaft zu übernehmen.¹⁶⁸ Sie sieht ihr Verhalten als etwas Unnötiges, Beschämendes, als ein Zeichen von Schwäche (74). Tabletten sollen ihr bei der Unterdrückung der Symptome helfen. Kurz nachdem Jordan beginnt, seiner Frau Medikamente zu geben, gerät die Einnahme außer Kontrolle, denn in ihrer aufsteigenden Angst dosiert Franza die Medikamente heimlich selber (74). In späteren Episoden wird deutlich, dass die Protagonistin bei ihrer Selbstmedikation auch die Übersicht über die

¹⁶⁸ Franzas grundsätzliche Bereitschaft, sich ihrem Ehemann zu unterwerfen – Martin spricht von „Altarblicken“ (56) –, reicht weit in ihre Vergangenheit zurück. Angelika Rauch weist in ihrem Beitrag „Die Über(be)setzung der Vergangenheit“ auf Franzas ungewöhnliches, d.h. unnatürliches Verhältnis zu Begriffen wie „Besetzung“ und „Vergewaltigung“ hin. Zum Ende des Zweiten Weltkrieges, als sie im Teenageralter mit ihrem Bruder im Dorf Galicien wohnt, sehnt sie sich nach Besetzung und Vergewaltigung, weil ersteres die Erlösung von der Gefahr durch deutsche Truppen bedeutet und ihr niemand die Bedeutung des zweiten Wortes erklärt, weswegen sie die (körperliche) Übernahme durch einen Mann als etwas Positives versteht: „Der entsprechende Teil der Erzählung über Franzas Kindheit, ihre subjektive Auffassung von politisch, existentiell und moralisch so geladenen Begriffen wie ‚Besetzung‘ und ‚Vergewaltigung‘, symbolisiert die subjektive Wahrnehmung von und Konstruktion von Wirklichkeit unter Einbeziehung der eigenen Körperwahrnehmung.“ (Rauch 46).

Menge von eingenommenen Tabletten verloren hat (101, 131).¹⁶⁹ Die Macht bzw. Gewalt, die Franza angesichts ihres Frauseins nicht gegen andere richten darf, richtet sie gegen sich selber, um den unerwünschten Aspekt ihrer Weiblichkeit zu bekämpfen. Ein ähnliches selbstdestruktives Verhalten zeigen die Protagonistinnen in Elfriede Jelineks *Die Klavierspielerin* sowie in Charlotte Roches *Feuchtgebiete*, auf die ich im vierten Kapitel dieser Arbeit eingehe.

Parallel zu Franzas Versuch, den psychosomatischen und psychologischen Störungen Einhalt zu gebieten, wächst allerdings auch ihre Einsicht in den wahren Charakter ihres Mannes, zusammen mit der Frage nach dem warum – „Warum bin ich so gehaßt worden? Nein, nicht ich, das andere in mir“ (68) – und der Angst um ihr Leben und der damit einhergehenden Hilflosigkeit: „Ich werde ermordet, helft mir. Das hätte ich sagen müssen, aber stell dir vor, in dieser Gesellschaft, wenn einer kommt und sagt: ich werde ermordet. Bitte wie und von wem und warum, bitte Angaben, Beweise“ (74-75).

Die uneingeschränkte Autorität des Psychiaters Dr. Leopold Jordans kommt auch dann zum Zuge, als er Franza zu einer Abtreibung zwingt. Der den Eingriff

¹⁶⁹ Die Andeutung von Tabletten sucht, welche übrigens auch der namenlosen Protagonistin in Malina zu eigen ist, wird oft zwecks Spekulationen rund um Bachmanns Tabletten- und Alkoholmissbrauch herangezogen, vor allem bezüglich des tragischen Todes der Schriftstellerin: Im Oktober 1973 starb die Schriftstellerin in einem Krankenhaus in Rom an schweren Brandverletzungen, nachdem sie in der Nacht zum 26. Oktober vermutlich mit einer brennenden Zigarette in der Hand eingeschlafen war. Zusätzlich erschwerten starke Entzugerscheinungen die Behandlung, da die Ärzte gar nicht oder nur unzureichend bzw. zu spät über die Medikamentenabhängigkeit Bachmanns unterrichtet wurden. Der genaue Hergang des tragischen Todes ist bis heute unklar. Freunde der Schriftstellerin erstatteten bei der römischen Polizei sogar eine Anzeige wegen Mordes gegen Unbekannt (vgl. Stoll 332-335).

durchführende Arzt kontaktiert Jordan, da Franza ganz offensichtlich das Kind behalten möchte, fährt aber fort, als Jordan ihm die Richtigkeit der Abtreibung versichert (88).¹⁷⁰

Als Franza an der Pyramide von dem unbekannten Weißen vergewaltigt wird, durchlebt sie ein vorangegangenes Trauma: „Nein. Nein. Die Wiederholung. Die Stellvertretung. [...] Ihr Denken riß an, und dann schlug sie, schlug mit ganzer Kraft, ihren Kopf gegen die Wand in Wien und die Steinquader in Gizeh [...]“ (135). Franzas Andeutungen nach zu urteilen hat sie in ihrer Ehe die wahre Bedeutung von Vergewaltigung erfahren, und in Zusammenhang mit der Tatsache, dass Martin eine gewisse äußerliche Ähnlichkeit zwischen Jordan und ihrem Vater feststellt (28), ist die Vermutung, dass Franza wohl bereits als Kind missbraucht wurde, nicht ganz von der Hand zu weisen.

„Ich bin eine Papua“: Franzas Selbstverständnis als universelles Opfer¹⁷¹

Mehrere Male wird Franzas Situation in die Nähe des Schicksals von NS-Opfern gerückt.¹⁷² Dies allein ist als ambivalent einzustufen, da Franza trotz ihrer Herkunft keine

¹⁷⁰ Die Verunsicherung des Arztes liegt in Franzas Wunsch begründet, den abgetriebenen Fötus mit nach Hause zu nehmen, um ihn ihrem Mann als Mahnmahl zu präsentieren (87). Als der Arzt ihr erklärt, dass dies nicht möglich sei, bittet sie darum, sich ein Stück des ungeborenen Lebens einverleiben zu dürfen, um es nicht ganz auf immer zu verlieren. Die Ungeheuerlichkeit dieser Bitte veranlasst den Arzt, sich mit Jordan in Verbindung zu setzen (88). Es lässt sich hier eine erneute Verbindung zwischen Franza bzw. dem Fötus und dem Schicksal von KZ-Häftlingen und Euthanasieopfern herstellen: Franza ist fest davon überzeugt, dass ihr „Kind“ in einem Verbrennungsofen entsorgt werden soll (78). Die Gestaltung dieser Szene steht in enger Beziehung zur Nazi-Ideologie der Bekämpfung gegen „unwertes“ Leben.

¹⁷¹ Franza 82.

¹⁷² Als Martin seine Schwester vor dem Ertrinken rettet, wiederholt sie mehrere Male den Satz „Verzeih mir“ (62). In Zusammenhang mit dem Besuch bei dem SS-„Wunderdoktor“ und Franzas Erinnerung an die Protokolle der Nürnberger Prozesse erwähnt sie später einen Zeugen, der während seines Berichts „ins Stocken gekommen [war], nein, vielmehr er war auf der Seite plötzlich wie vom Papier und vom Druck verschluckt. [...] Und dann Zeuge B., [...] damit diese Seite beschrieben werde: Verzeihen Sie, daß ich weine...“ (126). – Eine weitere Parallele zwischen Franza und den NS-Opfern, mit deren Schicksal sie durch die Entstehung des Buches ihres Mannes bekannt wird, entsteht z.B. durch Franzas Traum von der Gaskammer: „Jordan befestigt die Schläuche und läßt das Gas einströmen“ (75). Von der Verbindung zwischen Franza zum Ost-Jüdischen bzw. Galizischen habe ich bereits in Fußnote 158 gesprochen.

unmittelbaren Erfahrungen mit antisemitisch orientierter Verfolgung gemacht hat. Hinzu kommt ihre Identifikation mit anderen von „den Weißen“ unterdrückten bzw.

kolonisierten Minderheiten. So spricht sie von den Ureinwohnern Australiens, von den Papuas und Inkas, die, ebenso wie sie selbst, an „tödliche[r] Verzweiflung“, an „eine[r] Art des Selbstmordes“ (81) starben, da die Weißen ihnen alles Hab und Gut sowie ihre Kultur, ihr Selbst gestohlen haben. Franza reiht sich das Schicksal dieser Ethnien ein:

„[Jordan] hat mir meine Güter genommen. Mein Lachen, meine Zärtlichkeit, mein Freuenkönnen, mein Mitleiden [...]. Aber warum tut das jemand, das versteh ich nicht, aber es ist ja auch nicht zu verstehen warum die Weißen den Schwarzen die Güter genommen haben [...], und die Gesundheit, ohne die man nicht leben kann“ (81).¹⁷³

In die Überlagerung von Antifeminismus bzw. Misogynie, Antisemitismus und Rassismus mischt sich Franzas Identifikation mit der „anderen“ Frau, d.h. mit allen Frauen, die sich qua Geschlecht der Gewalt der Männer ausgesetzt sehen. So muss sie erkennen, dass auch Ägypten nicht das Heil bringende Land ist, das sie sich dank ihres idealistischen Orientbildes erträumt hatte. In Kairo sieht Franza eine auf den Knien hockende, gefesselte Frau, die von einem Araber an den Haaren gezogen und so zum Aufschauen gezwungen wird (126-127). Diese erniedrigende Szene erschüttert Franza zutiefst, vor allem, als sie auf Englisch den Wahnsinn des Mannes beklagt und zur Antwort erhält: „Nicht er ist verrückt. Sie ist wahnsinnig“ (127). Es ist das Sinnbild für das Verhältnis zwischen Mann und Frau sowie zwischen Arzt und Patientin, wie es nicht nur in *Der Fall Franza*, sondern auch in den anderen bisher hier analysierten Texten dargestellt wird. Die Autorität der (Fach-) Männer entkräftet die Meinung und das eigene

¹⁷³ Vgl. „ich bin von niedrigerer Rasse“ (80); weitere Anklagen gegen die Weißen auf den Seiten 104, 106, 112 und 115.

Wort der Frau/Patientin; Realität und Wahrheitsempfinden richten sich, auch in Bezug auf Krankheit und Normalität, nach dem (geschriebenen) Wort des Mannes.¹⁷⁴

Die Art und Weise, wie Bachmann das private Schicksal ihrer Protagonistin mit dem von Opfern des Nationalsozialismus und des Imperialismus gleichsetzt, ist allerdings höchst kontrovers, ebenso wie Franzas Art, für alle Frauen zu sprechen. Im Lager des radikalen Feminismus war die Idee des von der männlichen Kultur kolonisierten weiblichen Körpers über lange Zeit sehr populär, und noch 1991 definierte Alice Schwarzer in einem *EMMA*-Bericht die Hauptaussage Bachmanns *Malina*-Romans wie folgt: „Das Thema, das Bachmann da – Jahre vor der Neuen Frauenbewegung! – schon vor zwanzig Jahren anschlug, lautet: Kolonialisierung des weiblichen Körpers, hier in seiner brutalsten Variante – dem sexuellen Mißbrauch und der Gewalt durch den eigenen Vater (Bruder, Freund, Mann)“ (Schwarzer, *Malina*).

Bis zu einem gewissen Grad ist die Anwendung der Idee von Kolonialherrschaft bezüglich des weiblichen Körpers nachvollziehbar, und zwar vor dem Hintergrund der Einschreibung kultureller Normen in den weiblichen Körper und die Psyche. Wie ich in der Einleitung dargelegt habe, wurde Hysterie vor allem durch den französischen, feministischen Poststrukturalismus als Einschreibung, aber zugleich auch als spezifisch weibliches Ausdrucksmittel interpretiert, mit Hilfe dessen Frauen ihrem Leid (willentlich) Ausdruck verleihen konnten. Diesbezüglich wird Ingeborg Bachmann mit Blick auf die „ver-rückten“, sprechenden Körper Franzas und der *Malina*-Protagonistin

¹⁷⁴ Vgl. hierzu auch Franzas Verzweiflung darüber, dass ihr Ehemann nach außen hin vollkommen normal erscheint: „Ja, er ist böse, auch wenn man heute nicht böse sagen darf, nur krank aber was ist das für eine Krankheit, unter der die anderen leiden und der Kranke nicht. Er muß verrückt sein. Und es gibt niemand, der vernünftiger wirkt.“ (71) Auf ähnliche Weise beschreibt Silvana in *Steinzeit* ihre Ärzte.

sowie der Symbolkraft der weiblichen Leerstelle sogar als Vorreiterin von Theorien wie denen Luce Irigarays oder Hélène Cixous angesehen.¹⁷⁵

Auch wurde, wie ich an einigen Stellen im ersten Kapitel dieser Arbeit beschrieben habe, Weiblichkeit als Negativzuschreibung für Zustände, aber auch andere Völker oder Nationen verwendet, um sie von der durch männliche Wehrhaftigkeit definierten, deutschen Nation abzugrenzen. So wurden „weibische“ Attribute in Assoziation mit Verweichlichung und Unmännlichkeit z.B. auf Franzosen, später dann auf männliche Juden oder auch Homosexuelle übertragen; das Stereotyp von Unsittlichkeit und sexueller Unersättlichkeit hingegen wurde gegen nicht konforme, z.B. Emanzipation anstrebende, deutsche Frauen, aber ebenso gegen ausländische Völker, vor allem gegen Afrikaner eingesetzt.¹⁷⁶ (Nationale) Identitätsbildung auf privater und öffentlich-politischer Ebene fand (und findet) durch das sich Abgrenzen gegen als unerwünscht eingestufte Elemente.¹⁷⁷ Insofern berührt Bachmann einen wahren Punkt, wenn sie „das Andere“ unterschiedlicher Kategorien zusammenfasst. Dennoch ist dieser Ansatz aus heutiger Sicht nicht länger vertretbar.

Ein Vorgehen dieser Art verdeckt die Unterschiede zwischen historisch-politischen und gesellschaftlich voneinander unabhängigen Geschehen. Die

¹⁷⁵ Lennox 66. – Spannend finde ich in diesem Kontext ein Zitat Bachmanns über die Symbolhaftigkeit von Krankheiten, welches sehr an die Aussage der Protagonistin in *Der Hunger nach Wahnsinn* erinnert, dass sich Menschen ihre Krankheit aussuchten: „[...] es gibt keine Krankheit, die nicht vom Kranken produziert wird [...]. Es ist eine Produktion, wie eine künstlerische, und die Krankheit bedeutet etwas. Sie will etwas sagen, sie sagt es durch eine bestimmte Art zu erscheinen, zu verlaufen und zu vergehen oder tödlich zu enden. Sie sagt das, was der Kranke nicht versteht, obwohl sie sein eigenster Ausdruck ist [...]“ (*Werke* IV, 352). Ich möchte diesen Überlegungen weiter im letzten Kapitel dieser Arbeit nachgehen.

¹⁷⁶ Auch männliche Juden wurden allerdings als Verführer und Vergewaltiger dargestellt (Gender-Killer 46-50), womit das Bild des Juden ebenso widersprüchliche Züge aufweist, wie das der Frau in der deutschen Kulturlandschaft.

¹⁷⁷ „Die Nation als ‚vorgestellte‘ Gemeinschaft ist nicht nur als äußerliche Ideologie zu verstehen, sondern als eine Vergesellschaftungsform, die sämtliche Bereiche des gesellschaftlichen Lebens durchdringt. Die ‚Nation‘ ist dabei untrennbar mit den Strukturkategorien Geschlecht, Klasse und ‚Rasse‘ verknüpft, die sich wechselseitig hervorbringen. In dieser Durchdringung der Gesellschaft erklärt sich die Wirkungsmächtigkeit nationaler Konzepte“ (Dietrich 90).

Kolonialgeschichte oder auch das Schicksal diverser Frauen mit dem Nationalsozialismus gleichzusetzen bedeutet zum Beispiel auch, das Dritte Reich zu verharmlosen. Und die Stimmen, die sich nicht mit dem Blickwinkel des Sprechenden/der Sprechenden decken, werden ignoriert. Mit Hinsicht auf Franza ist dies insofern prekär, als dass sie selber zu „den Weißen“ gehört und daher, trotz ihrer verheerenden Situation, aus einer privilegierten Position heraus urteilt.¹⁷⁸ Darüber hinaus erhält sie Jordans Tun aufrecht und hilft ihm bei der Arbeit an seinem Buch über die Folgeschäden weiblicher KZ-Häftlinge; Schuld nimmt sie daher insofern auf sich, als dass sie das Schicksal von Jordans Ex-Frauen ignorierte und sich sogar über sie stellte.¹⁷⁹ Auch die ambivalente Gestaltung von Franzas Genderidentität verbietet es, ihr einen reinen Opferstatus zu belegen.

Eine Betrachtung der Teilhabe von Frauen an der Geschichte Deutschlands basierend auf der Tatsache, dass keine Personengruppe einer Gesellschaft außerhalb ihrer Kultur existiert, begann sich erst langsam in den 1980er Jahren zu entwickeln. Zunächst geschah dies in Form der sogenannten Mittäterschaftsthese, welche Christina Thürmer-Rohr 1983 einführte und welche teils vehement abgelehnt, teils zumindest kritisch aufgenommen wurde (Dietrich 286-288). Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass Franza in der Rezeption der ersten Jahrzehnte nach der Veröffentlichung vor allem als Opfer verstanden wurde. Postkoloniale Studien hingegen fanden erst Mitte der 90er Jahre einen

¹⁷⁸ Sie wird des Öfteren als Dame oder Gnädige bezeichnet (18) und ist es gewohnt, „überall vorgelassen zu werden“ (121).

¹⁷⁹ „[Wie] bereitwillig habe ich geglaubt, sie seien dumm, verständnislos, defekt gewesen, nichtswürdige Kreaturen, die sich mit einem Abgang ins Schweigen selbst bestrafen für ihr Scheitern an einer höheren Moral, an einer Instanz, einem Maßstab, den ich zu dem meinen machen wollte“ (68). Hier wird es sehr deutlich, wie sehr Franza sich über Jahre dem (psychiatrischen) Denken ihres Mannes zu Gunsten der eigenen Erhebung unterordnen wollte: „Ich fühlte mich noch erhoben, geschmeichelt, daß ich vielleicht den Ritterschlag verdienen, mir verdienen könnte, verdienen mit Bemühen und Mitarbeit und Preisgabe meiner Gedanken, die sich erst zu bilden gehabt hätten“ (68).

Einzug in die deutschsprachige Forschung. Insofern kann Bachmanns Beschäftigung mit dem Thema des Imperialismus auch als ein Novum ihrer Zeit gewertet werden. Sara Lennox z.B. erkennt in *Der Fall Franza* und anderen Texten bzw. Gedichten Bachmanns den Versuch, die eigene Anteilnahme (und Schuld) der Frau am kolonialen Diskurs aufzuzeigen, ohne jedoch die Wiederholung „westlicher“ Denkstrukturen durch die Autorin zu ignorieren: „Bachmann attempts to explore the racialized foundations of Central European fantasies, yet by continuing to project white fantasies onto non-European figures she herself does not always escape the racist structures her work attempts to challenge“ (Lennox 271).¹⁸⁰

Vor allem in Relation zu Mariella Mehrs *Steinzeit* und den im Folgenden untersuchten Texten May Ayims, in denen der doppelte gesellschaftliche Status einer „Anderen“ als Frau und Afro-Deutschen eine unmittelbare Auswirkung auf die künstlerischen und essayistischen Inhalte hat, wird die Problematik von Franzas proklamierten Opferstatus ersichtlich. Allen Texten gemein ist jedoch die Tatsache, dass weiblicher Wahnsinn ein über die Grenzen weißer Weiblichkeit hinausgehendes Motiv ist. Weiblichkeit an sich wird von den Autorinnen als etwas (aus der Sicht heteronormativer Machtstrukturen) Problematisches, Regulierungsbedürftiges dargestellt, doch die Zugehörigkeit zu einer nicht-weißen bzw. ethnischen Minderheit verstärkt den Zustand des kulturellen, gesellschaftlichen Ausschlusses, womit sich auch, wie May Ayim in Bezug auf Afro-Deutsche erklärt, die Gefahr einer Entwicklung von psychischen Störungen sowie von Stereotypen von vermuteter Verrücktheit oder Anormalität erhöht.

¹⁸⁰ Vgl. hiermit: „It is very possible that the ‚sickness‘ from which Franza is suffering is that of whiteness, or white femininity, itself – but that is not a malady to which Bachmann herself was entirely immune“ (Lennox 277).

May Ayim: „wieviel [...] seelengeschwüre braucht ein herz für den sturz in den stillstand?“¹⁸¹

Im Werk May Ayims (1960-1996) – Lyrikerin, Essayistin, Aktivistin und Logopädin –, begegnet uns weiblicher Wahnsinn als Resultat einer zweifachen Ausgrenzung, als Afro-Deutsche und als Frau, mit welcher sich Ayim vor allem durch das Analysieren und Manipulierung von Wissensherstellung und –konsolidierung innerhalb der deutschen Sprache auseinanderzusetzen versucht.

Ayims Leben zeichnet sich durch einen nie endenden Selbstfindungsprozess aus, welcher in ihrer Herkunft begründet liegt. Geboren als Tochter einer deutschen Mutter und eines ghanaischen Vaters fühlte sich Ayim hin- und hergerissen, stets darum kämpfend, sich durch die Erschließung ihrer afrikanischen Wurzeln und der Konfrontation mit der deutschen Sprache und Kultur eine eigene Definition von Heimat und Zugehörigkeit zu erarbeiten. Dabei wurde ihr Schreiben wegweisend für afro-deutsche Bewegungen sowie für die kritische Auseinandersetzung mit Weißsein in Deutschland – einem Land, welches sich immer noch überwiegend als weiße, homogene Nation versteht.

May Ayim verbrachte die ersten zwei Lebensjahre in einem Heim, da ihr Vater, zu der Zeit Student, nach Ghana zurückkehrte und sich ihre Mutter mit der Situation als Alleinerziehende überfordert sah (Goertz 308). Schließlich kam Ayim zu Pflegeeltern, doch das Verhältnis zu ihnen gestaltete sich wenig liebevoll, und so verließ die Afro-Deutsche noch vor ihrem zwanzigsten Lebensjahr nach einem Streit ihr

¹⁸¹ *Nachtgesang* 89.

Pflegeelternhaus.¹⁸² In ihrer Kindheit erfährt sie eine Erziehung bzw. Konditionierung, die sich nicht nur an ihrem Geschlecht orientiert, sondern sich auch nach ihrer Hautfarbe richtet: „Als Kind ermahnten mich Erwachsene, mich um einen guten Schulabschluß zu bemühen und einen Beruf zu ergreifen, bei dem meine Hautfarbe kein Hindernis sei und den ich notfalls auch in Afrika ausüben könne. Sie legten mir nahe, mich an die klassischen Frauenberufe zu halten“ (*Grenzenlos* 78).¹⁸³ Daher macht sie zunächst eine Ausbildung zur Krankenschwester, bevor sie sich für einen Diplom-Studiengang einschreibt, ohne sich jedoch ihres Lebensweges sicher zu sein und weiterhin mit Stereotypen und Fremdenhass konfrontiert. Als sie in ihren zwanziger Jahren andere Afro-Deutsche und schwarze Frauen trifft, wie zum Beispiel die US Schriftstellerin und Aktivistin Audre Lorde, eröffnet sich für Ayim zum ersten Mal ein Netzwerk Gleichgesinnter. Gemeinsam gründen sie 1985 die mittlerweile bundesweit agierende *Initiative Schwarze Deutsche*, kreieren den Begriff ‚Afro-Deutsche‘ und veröffentlichen den Essayband *Farbe bekennen* im Folgejahr. Diese Publikation enthält Teile von Ayims Diplomarbeit über die Geschichte der Afro-Deutschen: „Ayim argues that contemporary race relations in Germany cannot be understood without reviewing the history of 19th-century colonialism in Africa“ (Goertz 309). 1995 veröffentlichte Ayim ihren ersten

¹⁸² Ayim berichtete des Öfteren von Strenge und Schlägen. Die Pflegeeltern gingen sogar soweit, May Ayims „zähen Kampf gegen Rassismus, ihren Erfolg und ihre wachsende Bedeutung in der ‚Black Community‘ als Spätfolgen einer frühkindlichen Störung [abzutun]. [...] Forschungen belegten, so weisen sie Verantwortung von sich, daß Heimschäden irreversibel wären und die fehlende Bezugsperson in Mays ersten beiden Jahren eine Leerstelle in der Verhaltensprogrammierung im Zwischenhirn hinterlassen hätte. Aus lauter Ichbezogenheit wäre sie immer noch ledig. Ihre verehrte beste Freundin Audre Lorde [...] sei eine Lesbe gewesen, fügten sie gehässig hinzu. Und im übrigen würden sie May trotz ihrer Verhaltensstörung lieben“ (*Grenzenlos* 161-162).

¹⁸³ In mehreren ihrer Gedichte, zum Beispiel „afro-deutsch“, beschreibt Ayim, dass deutsche Bürger oft annehmen, Personen „wie sie“ würden früher oder später in die „Heimat“ zurückkehren. Auf Grund dieser Erwartungshaltung und anderer Aspekte, die das Leben Afro-Deutscher (und Migrant*innen) in Deutschland komplizieren, wird die Vorstellung verinnerlicht, dass letztlich wohl keine andere Option bleibt, als nach Afrika „zurückzukehren“ (*Grenzenlos* 126).

Gedichtband *Blues in schwarz weiss*, weitere Gedichte, Essays und politische Texte erschienen posthum im Berliner Orlanda Frauenverlag.

Im Januar 1996 wurde May Ayim mit psychotischen Symptomen in der psychiatrischen Abteilung des Augusta-Viktoria Krankenhauses aufgenommen. Zwar wurde sie nach einigen Monaten entlassen, doch folgte im Juni ein erneuter Klinikaufenthalt (*Grenzenlos* 177). Im Juli desselben Jahres erhielt Ayim die Diagnose, dass sie an Multipler Sklerose erkrankt sei. Es wird angenommen, dass vor allem dieses Ereignis, zusammen mit den anhaltenden psychischen Problemen den konkreten Anlass dazu gab, dass May Ayim sich am 9. August 1996 von einem Berliner Hochhaus in den Tod stürzte.

Den Deutschen einen Spiegel vorhalten: Über Ayims Werk

Ayims Gedichte, ebenso wie ihre politischen Texte, schöpfen aus ihrer Berufserfahrung sowie persönlichen Begegnungen mit Formen von Ausländerfeindlichkeit und Rassismus.¹⁸⁴ Viele Gedichte widmen sich auch dem Schicksal anderer Schwarzer oder Afro-Deutscher aus dem Freundeskreis. Wahnsinn als künstlerische Darstellung von Geisteskrankheit spielt hingegen in den Gedichten eine kaum offensichtliche Rolle, aber die seelische Gesundheit von Ausländern, Migranten und nicht-weißen Deutschen gestaltet sich als ein sehr konkretes Thema in Ayims Essays. Sie verdeutlicht den Zusammenhang zwischen dem Außenseiterstatus, der Nicht-Weißen

¹⁸⁴ So widmet sie sich z.B. den auf Schwarze bezogenen, sprachlichen Rassismen sowie Geschlechterstereotypen, wie sie ihr in ihrer Ausbildung zur Logopädin und auch später während der Berufsausübung regelmäßig begegneten (*Grenzenlos* 60-75, 86). Im gleichen Maße betont sie die Wichtigkeit der Einbeziehung kultureller Unterschiede in soziale Therapien aller Art, so z.B. auch in die Psychotherapie (*Grenzenlos* 66). – Vgl. hiermit: „Es gibt für mich nicht viel mehr zu sagen, als daß Rassismus dazu dient, die mit dem Verstand nicht zu rechtfertigenden Unrechtsverhältnisse zu legitimieren. Diejenigen schlecht und klein zu machen, zu deren Last die Macht der anderen geht“ (*Grenzenlos* 54).

in der deutschen Gesellschaft im großen Maße zugewiesen wird, und psychischen Konflikten als Resultat einer gestörten Identitätsformation. Letztlich erkrankte auch Ayim – so stellt es sich uns dar – an den Auswirkungen der konstanten Ablehnung, dem Gefühl des Nirgendwo-Wirklich-Dazugehörens und dem Kampf um eine selbstbestimmte Identität.¹⁸⁵ In ihrem Werk zeigt sie, ganz „grenzenlos und unverschämt“, welche Missstände in Deutschland zu ihren Lebzeiten existierten und bis heute nicht gelöst sind, wie ein Blick auf anhaltende Integrationsdebatten, den zunehmenden lokalen und überregionalen Einfluss rechtslastiger Parteien in Deutschland sowie die 2014 gegründete PEGIDA Bewegung zeigt.¹⁸⁶

To [Ayim], the post-unification ‚new German solidarity‘ with its nationalistic rhetoric of *Heimat* (homeland), *Volk* (the people) and *Vaterland* (fatherland) signaled a redrawing of the line between those who were considered part of the German collective and those who were not [...] Rather than feeling summoned by this newly constructed collective identity, [Afro-Germans] understood it to be a place of confinement or delimitation and exclusion.“ (Goertz 306)

Die Bedeutung von May Ayims Werk ergibt sich daher unter anderem aus dem Aufdecken von neokolonialen Tendenzen im „deutschen“ Denken, welche auf Nicht-Weiße übertragen werden, selbst dann, wenn sie, wie Ayim, in Deutschland geboren

¹⁸⁵ Ayim besuchte ihre Verwandten in Ghana, entwickelte aber nie den Wunsch, dies zu ihrer neuen Heimat zu machen.

¹⁸⁶ Die größten Wellen in den vergangenen Jahren schlug 2010 Angela Merkels Ausspruch „Multikulti ist absolut gescheitert“, mit dem sich die Kanzlerin auf der Seite des CSU-Chefs Horst Seehofer positionierte. Dieser, an dem sogenannten Sieben-Punkte-Plan festhaltend, hatte zuvor betont, dass Deutschland kein Einwanderungsland sei, und dass Zuwanderung vor allem die Annahme von „Deutschsein“ bedeutete: „Integration heißt nicht nebeneinander, sondern miteinander leben auf dem gemeinsamen Fundament der Werteordnung unseres Grundgesetzes und unserer deutschen Leitkultur, die von den christlich-jüdischen Wurzeln und von Christentum, Humanismus und Aufklärung geprägt ist“. „Merkel: Multikulti ist absolut gescheitert.“ *Sueddeutsche.de*. 16 Okt. 2010. Web. 13 April 2014.

wurden und mit der deutschen Kultur aufgewachsen sind.¹⁸⁷ Wie schon in vorangegangenen Abschnitten dieser Arbeit angeführt begreift die deutsche Gesellschaft sich im wesentlichen als eine durch Weißsein bestimmte, auf eine einheitliche, nach „außen“ hin abgegrenzte Geschichts- und Traditionslinie zurückgreifende Menschengruppe. Die Verdrängung der kolonialen Vergangenheit Deutschlands und den zunehmend multikulturellen Charakter des Landes bringt Ayim unter anderem durch die Darstellung der Geschichte der Afro-Deutschen zum Ausdruck, wobei ihre im bereits genannten Band *Farbe bekennen* veröffentlichte Diplomarbeit zu diesem Thema die erste Forschung diesbezüglich darstellte.¹⁸⁸

Eine wesentliche Errungenschaft von Ayims Werk ist daher die Identifizierung von Weißsein (aber auch Schwarzsein) als sozial-politische Ideologie bzw. Praxis: „Blackness [Anm. P.V.: and whiteness] represents not merely a biological category but a political strategy and a location from which to speak“ (Faymonville 369). Hinterfragt

¹⁸⁷ In diesem Zusammenhang wurde von Audre Lorde und anderen Schwarzen bzw. Afro-Deutschen der Begriff der *Black Diaspora* zur Beschreibung der eigenen Lebensumstände und Konflikte verwendet. Auf der einen Seite erlaubte die Selbstpositionierung in der Nachfolgeschaft kolonialer Ausbeutung die Konstruktion einer (transnationalen) Identität als Alternative zu den in Deutschland existierenden Stereotypen und für „Ausländer“ vorgesehenen Daseinsoptionen. In ihrem Beitrag „Black Germans and Transnational Identification“ kritisiert Carmen Faymonville allerdings auch, dass die Vereinnahmung des Wortes Diaspora Probleme aufwirft, vor allem, da dieser Begriff im deutschsprachigen Bereich hinsichtlich der Geschichte der Juden bereits politisch stark aufgeladen ist. Hinzu kommt, dass sich schwarze Deutsche keinen gemeinsamen Ursprung teilen und es auch zumeist keine Rückkehrbestrebungen gibt. Faymonville fügt hinzu – und dies ist in meinen Augen ein besonders wichtiger Punkt, da in dieser Arbeit die Frage nach Nutzen und Schaden von Kategorien eine wesentliche Rolle einnimmt: „Yet the question remains as to the usefulness of these alternative models of subjectivity, since this new collective identification also potentially erases historical, cultural, and experiential differences between and among Blacks in Germany by reinforcing an alliance based on skin color“ (Faymonville 371-372).

¹⁸⁸ Auch berichtet sie über sich auf die schwarze Hautfarbe beziehende Vorurteile, welche sich bis ins Mittelalter zurückverfolgen lassen: „[Die] christlich-abendländische Farbsymbolik brachte die Farbe Schwarz von jeher mit dem Verwerflichen und Unerwünschten in Verbindung. Entsprechend sind in der frühen Literatur Beispiele zu finden, wo weiße Menschen durch unrechtmäßigen Verhalten ‚Mohren‘ werden. Im Kirchenvokabular des Mittelalters wurden in markanter Weise die Bezeichnungen ‚Aethiops‘ und ‚Aegyptius‘ zeitweise als Synonyme für den Begriff Teufel benutzt. Religiös bestimmte Vorurteile und Diskriminierungen bildeten so einen Teil des Fundamentes, auf dem sich in der Kolonialzeit mühelos ein Konglomerat rassistischer Überzeugungen entfalten konnte, welches die schwarzen Heiden (Mohren) zu schwarzen Untermenschen (Negern) werden ließ“ (*Grenzenlos* 140-141).

werden Machtdiskurse und Privilegien, welche als solche von den Deutschen nicht erkannt werden, da die Mehrheit der Bevölkerung Weißsein weiterhin nicht nur mit Deutschsein verbindet, sondern dies als grundsätzliche Norm voraussetzt, anstatt es als ein mit bestimmten Assoziationen belegtes Rassenkonzept von vielen zu begreifen. Die Kritik dieser ethnozentrischen Denkstrukturen richten sich aber nicht nur gegen bzw. an die deutsche Bevölkerung allgemein, sondern auch, mehr oder weniger direkt, gegen weiße (heterosexuelle) Feministinnen. Wie bereits angeführt besteht auch heute noch das Problem, dass z.B. deutsche Frauen mit türkischstämmigem Hintergrund eher in die „Schublade“ für Migranten- oder Ausländerfragen gesteckt werden und selten in Bezug auf feministische Fragen zu Rat gezogen werden. Dass dies auch auf Afro-Deutsche zutrifft, drückt Ayim in ihrem satirisch-sarkastischem Gedicht „Gegen leberwurstgrau für eine bunte Republik“ aus: Sobald ein besonderes Ereignis wie z.B. Wahlen nicht mehr zur Debatte stehen, werden die Probleme nicht-weißer Deutscher und Ausländer beseite geschoben:

die „lieben ausländischen mitbürgerInnen“
weiterhin ohne bürgerrechte versteht sich
sind wieder die „kanacken“ von nebenan
die schwarzen- oder wie auch immer
bindestrich-deutschen
sind wieder die „neger“
von ganz weit weg
wir sind wieder diejenigen
die die weißmacher der geschichte

schon gestern über-sahen

oder ent-deckten

beschrieben definierten belehrten (Blues 63)¹⁸⁹

Ayim führt ihren Lesern aber nicht nur deren ethnozentrisches Denken vor Augen, sondern holt zugleich den Deutschen fremde „afrikanische“ Erfahrungen in ihre Texte und macht so mitunter die deutschen Leser zu „Außenseitern“ bzw. Unwissenden durch die Verwendung spezifischer kultureller Anspielungen: So taucht die afrikanische Göttin Afrekete mehrfach auf, und die Seiten des Gedichtbandes *Blues in schwarz weiss* sind mit sogenannten Adinkra Symbolen versehen, die für je ein afrikanisches Sprichwort oder eine Parabel stehen (Goertz 307-317).

Die Auswirkung rassistischer Strukturen auf die Psyche der Schwarzen

In ihrem Aufsatz „Weißer Streß und schwarze Nerven“, den Ayim 1995 für den Gesundheitsratgeber *Streß beiseite* verfasst, spricht sie über Rassismus als krankmachenden Stressfaktor im Leben schwarzer Deutscher und über die desolaten psychosoziale Versorgungslage für Migranten, Ausländer und nicht-weiße Deutsche in Deutschland. Zunächst geht sie auf die Geschichte der Diskriminierung von Menschen mit schwarzer Hautfarbe ein und beschreibt anschließend, wie für schwarze Menschen (nicht nur in Deutschland) hinsichtlich der in Bezug auf Afrika existierenden Klischees und Vorurteile – alle Menschen in Afrika hungern und führen ein „unzivilisiertes“, primitives Leben, schwarze Menschen sind faul bzw. weniger intelligent etc. – der Zwang entsteht, sich als Leistungssubjekt zu präsentieren:

¹⁸⁹ An anderer Stelle spricht Ayim direkt über den Ausschluss von Migrantinnen aus feministischen Projekten und Beratungsstellen (*Grenzenlos* 123). – Ebenso wie die konsequente Kleinschreibung bei Mariella Mehr wirkt diese stilistische Wahl wie eine Protesthaltung gegen die ihr vorgeschriebenen sprachlichen und sozial-gesellschaftlichen Normen.

Schwarze Menschen stehen unter dem Streß, sich gegenüber weißen Menschen ständig als „progressiv“ und „intelligent“ beweisen zu müssen, und sie sind mit Redewendungen und Alltagsfloskeln konfrontiert, die Schwarzsein per se als häßlich, minderwertig und unerwünscht abqualifizieren: „schwarzfahren“, „anschwärzen“, jemandem den „Schwarzen Peter“ zuschieben, „schwarz sehen“, dies sind nur einige Beispiele für meist unbedachte Äußerungen, die sich gegen Menschen dunkler Hautfarbe richten und auf einer „Schwarz-weiß-Malerei“ mit langer Tradition beruhen. (*Grenzenlos* 113)¹⁹⁰

Die Vermittlung dieser stereotypischen Zuschreibungen findet bereits im Kindesalter statt, zum Beispiel in Form von Kinder- und Jugendliteratur, welche mit zahlreichen negativ besetzten dunkelhäutigen Figuren besiedelt ist (*Grenzenlos* 115).¹⁹¹ Ein

¹⁹⁰ Die Wörter „schwarz“, „anschwärzen“ oder „schwarzfahren“ wurden ursprünglich nicht in einem fälschlicherweise auf biologische Unterschiede basierendem rassistischen Kontext verwendet. So führt das *Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache* an, das „schwarz“ auf das im 8. Jahrhundert verwendete althochdeutsche „swart“ zurückgeht und im Kontext von Dunkelheit, Dreck oder auch Illegalität eingesetzt wurde. „Schwärzen“ wurde im 14. Jahrhundert dahingehend verstanden, dass etwas im Schutze der Dunkelheit getan wurde, und im 18. Jahrhundert bezeichnete „Schwärzer“ einen Schmuggeler. „Anschwärzen“ wurde im 17. Jahrhundert dann als Synonym für „Verleugnung“ verwendet (*DWDS*, Eintrag für „anschwärzen“). Im mittelalterlichen Parzival-Epos Wolfram von Aschenbachs gibt es außerdem z.B. die Figur Feirefiz, dessen Haut auf Grund seiner Herkunft – seiner Mutter ist die „Mohrenkönigin“ Belakane – schwarz-weiß gefleckt ist. Feirefiz wird als Held gefeiert und ist zudem der Halbbruder Parzivals. Diese Tatsachen führen jedoch nicht über den Umstand hinweg, dass althergebrachte Wörter oder Redewendungen seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verstärkt in pejorativer Art und Weise auf schwarze Deutsche oder farbiger Ausländer in Deutschland verwendet wurden. Diesbezüglich ist auch nachzuvollziehen, warum 2014 ein Amsterdamer Gericht die Darstellung des „Zwarte Piet“, des schwarzen Peters, ein Helfer Sankt Nikolaus, für rassistisch eingestuft, da die öffentlich zur Schau gestellten „Mohren“-Kostüme zu einem „negativen Klischee schwarzer Menschen“ (Smolka) führe.

¹⁹¹ Anfang 2013 entbrannte eine Diskussion um eine Neuauflage des Kinderbuchklassikers *Die kleine Hexe* (1957) von Otfried Preußler, als der Stuttgarter Thienemann Verlag, veranlasst durch den Brief eines Vaters mit dunkelhäutiger Tochter, eine Überarbeitung zwecks Austausch von Begriffen wie „Negerlein“, „Hottentotten“ oder „Zigeuner“ ankündigte. Die Tatsache, dass eine solche Veränderung nicht längst durchgeführt wurde, ist erstaunlich. Noch aussagekräftiger ist allerdings der lautstarke Protest, den der Verleger über sich ergehen lassen musste: Eltern und vor allem auch Lehrer empörten sich über die geplante „Zensur“. Die *Westdeutsche Allgemeine Zeitung* (WAZ) fasste einige Kommentare zusammen, welche eben jene Blindheit der deutschen Bürger bestätigt, wie Ayim und andere sie zur Diskussion stellen: „Die Kinderbuch-Experten in der Region sind geteilter Meinung, was nachträgliche Eingriffe in literarische

zusätzliches Problem besteht darin, dass Afro-Deutsche „in einem überwiegend weißen Bezugsfeld [aufwachsen]“ (ebd.) und keinerlei Vorbilder oder Referenzen bezüglich der eigenen Hautfarbe haben. Über ihre eigene Kindheit sagt Ayim diesbezüglich:

Und ich begriff im Vorschulalter allmählich, daß ich mit meiner Hautfarbe genau jenen Menschen glich, die es in Abenteuerbüchern und Abenteuerspielen immer zu bevormunden, zu bemitleiden, zu bekämpfen oder sogar auszurotten galt. [...] Spätestens im Alter von fünf Jahren dürften mir alle nennenswerten Schwarz-weiß Klischees vertraut gewesen sein, zumindest hatte ich bis dahin so viele Komplexe, daß ich meine Pflegemutter bat, mich weiß zu waschen, und heimlich Seife aß.

(*Grenzenlos* 116)

Sie beschreibt weiterhin die Belastung durch den alltäglichen rassistischen Sprachgebrauch, welcher mit solchen Legitimierungsstrategien aufrecht erhalten wird, wie man sie bei sexistisch motivierten Aussagen antrifft. Den Betroffenen wird z.B. Überempfindlichkeit vorgeworfen: „Du weißt doch, daß ich das nicht so gemeint habe.“ [...] Die Verharmlosung von Rassismus, gepaart mit Respektlosigkeit und Ignoranz ist oftmals verletzend als der rassistische Gehalt eines Wortes oder einer Aussage“ (*Grenzenlos* 118). In diesem Zusammenhang kommt Ayim auch auf die Doppelbelastung schwarzer Frauen zu sprechen:

Aufgrund der gesamtgesellschaftlichen Benachteiligung von Frauen und der komplexen Wechselwirkung von Rassismus und Sexismus sind

Kunstwerke angeht. Zumal das heute beanstandete Wort Neger ja weder bei Astrid Lindgren noch bei Michael Ende noch bei Otfried Preußler je abschätzig gebraucht wird, sondern das Bedürfnis aller Kinder nach exotischen Orten und Figuren anspricht. Und die Bücher, um die es geht, gelten als beispielhaft emanzipatorisch“ (Willer, Monika. „Sprachstreit um die kleine Hexe – Zensur in Kinderklassikern?“ WAZ. derwesten.de. 21 Jan. 2013. Web. 13 April 2014.).

Schwarze Frauen in besonderer Weise von Diskriminierung und Ausgrenzung betroffen. Karriere, einflußreiche Positionen und Ämter werden ihnen vielfach gänzlich verwehrt. Schwarze Frauen müssen immer zugleich gegen Rassismus und Sexismus kämpfen, was ihre Situation im Vergleich zu Schwarzen Männern noch erschwert. (*Grenzenlos* 123)

Schließlich geht Ayim auf die Situation von Schwarzen mit psychischen Störungen ein und darauf, dass auch psychiatrische Einrichtungen nicht frei von Vorurteilen, Rassismus oder auch gewalttätigen Übergriffen sind (*Grenzenlos* 127). Ein grundlegendes Problem besteht vor allem darin, dass es für Migranten und nicht-weiße Deutsche so gut wie keine Anlaufstellen im Falle psychologischer Hilfsbedürftigkeit gibt:

Einrichtungen psychosozialer Versorgung, die sich im Gesundheitswesen und im Beratungssektor Fragestellungen und Problemen im Kontext von Migration und Rassismus widmen, gibt es in Deutschland nur sehr wenige. Auch wenn Therapiebedarf und therapeutische Angebote derart in die Höhe geschneit sind, daß seit längerem von einem „Psychoboom“ die Rede ist, bleibt dabei völlig außer acht, ob überhaupt und wenn, wo MigrantInnen oder Schwarze Deutsche therapeutische Unterstützung finden können. [...] Für ihre „speziellen“ Belange fühlen sich PsychologInnen und TherapeutInnen nicht zuständig, überfordert und inkompetent.“ (*Grenzenlos* 128).

Dass sich die Sachlage bis in die heutige Zeit kaum gebessert hat, zeigt z.B. die Pressemitteilung „Ohrfeige für psychisch erkrankte Migranten“ des *Berufsverbands Deutscher Psychologinnen und Psychologen*, herausgegeben im November 2011

anlässlich der Ablehnung eines Petitionsausschusses zur muttersprachlichen Psychotherapie: „Es wird auch künftig zugemutet, gar keinen Therapieplatz zu finden oder jahrelang auf einen solchen warten zu müssen. Dadurch werden die Chancen deutlich verschlechtert, einen Platz in der deutschen Gesellschaft und auf dem Arbeitsmarkt finden zu können“ (Schaffmann).¹⁹²

Inwiefern sich May Ayim während ihrer Aufenthalte auf der psychiatrischen Abteilung eines Berliner Krankenhauses verstanden und umfassend aufgenommen fühlte, ist nicht zu beantworten. Doch ihr Gesamtwerk verdeutlicht, dass sich ihre Kindheit sowie der lebenslange Kampf um Akzeptanz und um eine Begegnung mit ihrer Umwelt auf Augenhöhe negativ auf ihr eigenes seelisches Wohlbefinden ausgewirkt haben.

Weißer Stress und Ayims Nerven

Wie bereits mehrfach erwähnt, wurde weiblicher Wahnsinn vor allem im europäischen Raum als ein Interpretationsansatz wahrgenommen, der sich ausdrücklich in Bezug zur Lebenswirklichkeit weißer Frauen der Mittelschicht entwickelte. In ihrer Untersuchung *Mad Intertextuality* (1993) widmet Monika Kaup ein Kapitel dem „Schwarzen Wahnsinn“, der in den späten 1960er Jahren im amerikanischen und afrikanischen literarisch-aktivistischen Betrieb seinen Ausgang fand.¹⁹³ Afro-amerikanische und afrikanische Frauen veröffentlichten eine Reihe von Romanen, in

¹⁹² Die Pressemitteilung spricht hier in erster Linie von traumatisierten Flüchtlingen des europäischen Auslands. Doch auch Personen mit anderen Einwanderungshintergründen könnten zweifelsohne von solch einer „dringend benötigte[n], muttersprachliche[n], kultur- und gendersensible[n] psychotherapeutische[n] Behandlung“ profitieren.

¹⁹³ In dem 2003 erschienen Titel *Of Suffocated Hearts and Tortured Souls: Seeking Subjecthood Through Madness in Francophone Women's Writing of Africa and the Caribbean* (2003) stellt Valerie Orlando weiblichen Wahnsinn als sinnbildliche Identitätsspaltung dar, welche in gleichem Maße von Genderproblematiken als auch durch die Erfahrung von postkolonialen Herrschaftsstrukturen und Revolutionen geprägt ist. Wahnsinn kann dabei gleichermaßen als gesellschaftliche Endstation wie auch als eine Phase fungieren, deren Durchschreiten die Protagonistinnen daraus stärker hervorgehen lässt.

denen schwarzer weiblicher Wahnsinn vornehmlich in Auseinandersetzung mit der eigenen Marginalisierung und dem Anspruch weißer Normen verwurzelt liegt (Kaup 207). Kaup arbeitet eine Reihe von Unterschieden in der Gestaltung von literarischem Wahnsinn zwischen schwarzen und weißen Autorinnen heraus, wie z.B. die Steigerung von Gemeinschaftserfahrung durch Wahnsinn anstelle von gesellschaftlicher oder familiärer Ausgrenzung (210). Dabei stützt sie sich auf die von dem Soziologen und Aktivisten William E. B. DuBois zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts entwickelte Begrifflichkeit von Schwarzsein als doppeltem Bewusstsein:

It is difficult, to let others see the full psychological meaning of caste segregation. It is a tough one, looking out from a dark cave in a side of an impending mountain, sees the world passing by and speaks to it ... [...] It is a peculiar sensation, this double-consciousness, this sense of always looking at one's self through the eyes of others [...] (W.E.B. DuBois, zitiert in Kaup 207-208)

Dieser doppelte Blick, mit dem auch May Ayim aufwächst, ist es, der die Identitätssuche bestimmt. Obwohl sie Deutsche ist, wird sie an ihrem „Anderssein“ gemessen und verinnerlicht die Erwartungshaltung der weißen Umwelt. Das Aufspüren der ghanaischen Wurzeln sowie das Gefühl von Dazugehörigkeit, das sie innerhalb der *Initiative Schwarze Deutsche* und generell im Kreis anderer schwarzer Frauen erfährt, erlaubten es ihr, ein transnationales Identitätsverständnis aufzubauen: „Die Vereinzelung hatte auch für mich zur Folge gehabt, daß ich mich bis dahin als Fremdkörper innerhalb der bundesdeutschen Gesellschaft erlebt und empfunden hatte“ (*Grenzenlos* 126).¹⁹⁴ Ungeachtet dessen hat der

¹⁹⁴ Vgl. hiermit einige Zeilen aus dem Gedicht „community“, welches der Einsamen und Ausgegrenzten gedenkt, die nicht Teil der öffentlich viel proklamierten Welt- und Alltagsgemeinschaft sind: „andere sind

innere Konflikt des nirgendwo ganz Zuhause-seins nie aufgehört, an der Schriftstellerin und Aktivistin zu nagen: „Ich müßte im Grunde ständig versuchen, so ‚weiß‘ wie möglich und so ‚exotisch‘ wie nötig zu erscheinen, um in der Gesellschaft, in der ich geboren und aufgewachsen bin, akzeptiert zu werden“ (*Grenzenlos* 54).

Die oben genannten Faktoren, die eine nicht zu unterschätzende psychische Belastung für schwarze Menschen in Deutschland darstellen – Stereotype in der Alltagskultur, sprachlicher Rassismus, Voreingenommenheit – wirkten weiterhin auf Ayim ein. Die befreundete Journalistin Silke Mertins beschreibt in dem den Band *Grenzenlos und unverschämt* abschließenden biographischen Essay, dass sie im Jahr 1996 mit Sorge Ayims Auftritt in der WDR Talkshow „b. trifft“ verfolgte, während dessen sich Ayim ungewöhnlich offen zeigte: „In der für Fremde kaum wahrnehmbaren Überehrtheit deutete sich bereits die Psychose an, die sie wenig später in die Psychiatrie brachte und aus der sie nicht wieder herausfand“ (*Grenzenlos* 160). Mertins verweist außerdem auf Suizidgedanken, welche May Ayim bereits als Kind hegte:

Oft hatte sie sich als Kind gewünscht, nicht mehr aufzuwachen, versteckte Rasierklingen unter ihrem Kopfkissen. Die Angst vor dem Leben, die Todessehnsucht waren schlimm, aber sie gehören der Vergangenheit an, lautete die Botschaft der erwachsenen und politisch aktiven May. [...] Wenige Monate vor ihrem Tod fragte sich May in dem Gedicht „was braucht ein leben zum sterben“: Wie viele „seelengeschwüre braucht ein herz für den sturz in den stillstand“? (*Grenzenlos* 160)¹⁹⁵

unschuldig gestraft / leiden sterben irgendwo / im knast allein im krankenhaus / im alters- oder kinderheim allein / im krieg und in der psychiatrie / allein in der community“ (*Blues* 100).

¹⁹⁵ Es bleibt Spekulation, ob sich in der Formulierung „sturz in den stillstand“ konkrete Gedankenspiele hinsichtlich eines Selbstmordes durch Sturz von einem hohen Gebäude abzeichnen.

Muttersprache als zweisehnidiges Schwert

Die seelischen Verletzungen, die den schwarzen Deutschen und Ausländern durch ein Leben zwischen Anpassungszwängen und Selbstverwicklichungswünschen zugefügt werden, lokalisiert May Ayim vor allem in der deutschen Sprache, wie die vorangegangenen Beispiele zeigen. Damit wird das Deutsche, Ayims Muttersprache, zu einem zweisehnidigen Schwert, stellt es zum einen ein Werkzeug der Erniedrigung und der Ausgrenzung dar und verkörpert zur selben Zeit eine künstlerische Verbindung zur Außenwelt – oder sogar eine Waffe, mit der sie sich zur Wehr setzen kann: „alle worte in den mund nehmen / egal wo sie herkommen / und sie überall fallen lassen / ganz gleich wen es / trifft“ (*Blues* 78). Aus dem Gemisch der Worte, das sich im Mund der Künstlerin entwickelt, entstehen neue, für die deutsche Kultur untypische Bilder und vor allem Anklagen.

Es bleibt jedoch der Kampf gegen öffentliche Wahrheiten und Sinnzuweisungen, gegen eine (verbale) „Schwarzmalerei“, die hartnäckig in der deutschen Gesellschaft fortbesteht. In *Der Fall Franza* beschreibt sich die Protagonistin als „gefoltert von Worten, die nachklingen“ (106), wenn sie an die Aufzeichnungen ihres Mannes denkt. Es ist dieser Zusammenhang zwischen sprachlicher Realitätskonstruktion – initiiert von wenigen, naturalisiert von ganzen Menschengruppen oder Nationen – und der daraus resultierenden Manipulation des Ich-Verständnisses. Das ausgegrenzte Individuum versucht, sich in seiner Sprache heimisch zu fühlen und wird doch ständig durch Redensweisen oder grundlegende Assoziationen daran erinnert, dass sich die eigene Identität nicht ohne Widerstand in die es umgebende (Sprach-) Kultur einfügt. In *Excitable Speech* (1997) weist Butler darauf hin, dass Sprache nicht nur stellvertretend

für eine verletzende Geste stehen kann, sondern im Falle von Hassreden mit physischer Gewalt gleichzusetzen ist, die Körper und Identität bedrohen:

Thus, to be addressed is not merely to be recognized for what one already is, but to have the very term conferred by which the recognition of existence becomes possible. [...] The terms that facilitate recognition are themselves conventional, the effects and instruments of a social ritual that decide, often through exclusion and violence, the linguistic conditions of survivable subjects. If language can sustain the body, it can also threaten its existence. (5)

Hinsichtlich des Gebrauchs defamierender (Schimpf-) Wörter spricht Butler daher von “injurious speech”. In diesem Sinne stellte die deutsche Sprache für May Ayim einen bedrohlichen Ort dar, ein Gefängnis, welches sie zwar verlassen konnte, allerdings um den Preis des Außenseitertums. In dem 1990 verfassten Gedicht „der käfig hat eine tür“ zieht das lyrische Ich diese problematische Freiheit der bedrückenden Eingliederung, d.h. Assimilierung in die deutsche Sprache und Gesellschaft vor:

es fehlt mir das wort / für das was ich sagen will / die intuition / für das
was ich empfinden möchte / die empfindung / für das was ich spüren
müßte [...] / das augenscheinliche fällt nicht auf / fällt ab / zerfällt in
einzelheiten / halbwahrheiten / feilscht in feigheiten / fehlt / vielleicht
werde ich verrückt / irgendwann / oder bin es schon / verloren / fahnde ich
/ vor buch-staben / nach anhalts-punkten / die staben sind stäbe / die
punkte sind anfänge / an jeder ungereimtheit zerplatzt

eine einbildung / der käfig hat eine tür / es ist mir inzwischen lieber / ich
bin ausgegrenzt / es ist mir lieber / ich bin nicht eingeschlossen (*Blues* 51-
52)

Viele von May Ayims Gedichten geben einen Hinweis darauf, welch tiefgreifende Wirkung der Widerstand gegen die eigene Existenz durch die deutsche Gesellschaft und ihrer Sprache auf sie gehabt hat. Vor allem die Texte aus dem posthum veröffentlichten Band *Nachtgesang* (1997) legen eine Auseinandersetzung mit Suizidgedanken nahe: „vorzeitig / sterben / ist möglich / doch / leben ist / auch möglich“ (93); „schau wie ich sterbe / mit humor und verzweiflung / ich trage krankheit dem tod entgegen / und mich selbst / in ein ewiges leben“ (92).

Durch die Multiple Sklerose-Diagnose im Sommer 1996 geriet die heikle Balance im Leben der Dichterin außer Kontrolle und führte zum Selbstmord. In ihrem letzten Gedicht, „abschied“, wendet sich Ayim an all jene, die sie auf ihrem Lebensweg unterstützt haben; es ist ein letzter Gruß, aber auch eine Bitte um Verständnis, dass sie ihren persönlichen Kampf um Akzeptanz und Gemeinschaft nicht weiterführen konnte:

was sollen die letzten worte sein / lebet wohl auf wiedersehen /
irgendwann irgendwo? / was sollen die letzten taten sein? / ein letzter brief
ein telefonat / ein leises lied? / was soll der letzte wunsch sein / verzeiht
mir / vergeßt mich nicht / ich habe euch lieb? / was soll der letzte gedanke
sein / danke? / danke (*Nachtgesang* 99)

Schlussbetrachtung

In allen Texten der in diesem Kapitel behandelten Autorinnen – Mariella Mehr, Ingeborg Bachmann, May Ayim – werden die LeserInnen Zeugen der Zerstörung der Psyche der Protagonistinnen bzw. des lyrischen Ichs, wobei im Falle von Mehr und Ayim die privaten Auswirkungen der Überschneidung von Frauenfeindlichkeit und Fremdenhass einen direkten Einfluss auf die Textgestaltung nehmen. Im Vordergrund stehen Normativitätszwänge, die sich um die Frage drehen, wie eine „richtige“ deutsche Frau zu sein hat.

In *Steinzeit* ist es die Zugehörigkeit der Protagonistin zum fahrenden Volk der Jenischen, welche eine Aufnahme in die schweizerische Gesellschaft unmöglich macht, da von einer irreversiblen geistigen Minderwertigkeit und (sexuellen) Verdorbenheit Silvanas und aller anderen „Zigeuner“ ausgegangen wird. May Ayim verdeutlicht, dass der sprichwörtliche Schwarz-Weiß-Kontrast in der deutschen Sprache und damit in den Denkstrukturen der deutschsprachigen Gesellschaft so tief verankert ist, dass es Afro-Deutschen unmöglich ist, sich im Land ihrer Geburt heimisch zu fühlen – vor allem auch vor dem Hintergrund der nach der Wende beschworenen Idee der neuen Einheit des deutschen Volkes. Ingeborg Bachmann hingegen geht soweit, Misogynie, Rassismus und Antisemitismus zu vereinheitlichen und stilisiert ihre Protagonistin Franza zum generalisierten Opfer stellvertretend für alle Frauen auf der Welt. Wie ich gezeigt habe, ist diese Gleichstellung äußerst prekär und wird zudem durch Franzas uneindeutige Genderidentität unterwandert: Auch Franza ist der (strukturellen) Gewalt fähig, doch wird ihr im Rahmen ihrer Weiblichkeit eine nach innen gerichtete Affektverwaltung anerzogen.

Allen Texten ist eine Ablehnung oder sogar Vernichtung des als das Andere empfundene gemein, und auch die höchste Bemühung um Unterordnung und Eingliederung auf Kosten des eigenen Selbst können letztlich nicht zu einem Status von Gleichwertigkeit, manchmal nicht einmal zu Toleranz führen. Das Resultat sind daher in allen Fällen psychische Erkrankungen verschiedener Art, die zum Teil noch durch die Ärzte verstärkt oder kreiert werden. Wie in den vorangegangenen Kapiteln liegt auch hier die Definitionsgewalt bei der Institution Psychiatrie, wobei in den Texten Ayims allerdings vor allem die deutschen Mitbürger die Rolle derjenigen übernehmen, welche die weit zurückreichenden Theorien von Rassenhierarchie zu ihrem (argumentativen) Vorteil einsetzen. In allen drei Fällen macht jedoch die psychische Betroffenheit als Resultat von passiv-aggressiver Ausgrenzung und offener Gewalt einen wesentlichen Aspekt der Textinhalte aus.

Weiblicher Wahnsinn gestaltet sich jedoch nicht nur als ein nach außen abgeschlossenes Verhältnis zwischen Arzt/Ärztin und PatientIn. Das als objektiv und wissenschaftlich anerkannte Wissen von Psychiatrie und auch Psychologie ist längst in alltägliche Interpretations- und Kommunikationsformen eingegangen und wird, wie alle bisher in dieser Arbeit besprochenen Texte zeigen, zu Ausgrenzungs- bzw. Stigmatisierungsmechanismen umfunktionalisiert.

Während weiblicher Wahnsinn im folgenden Kapitel nicht zum Ausschluss der Protagonistinnen führt, so verweisen die dort analysierten Texte jedoch darauf, dass diese Form des inneren Konfliktes aufs engste mit dem sozialen „Brutherd“ der Mutter-Tochter Beziehung und der Weitergabe genderstereotyper Ansichten (bezüglich des eigenen Körpers) und Verhaltensweisen verflochten ist. Ebenso wie in den Texten von Mehr und

Bachmann wird der Bedarf der Regulierung und Kontrolle von Weiblichkeit bzw. Frausein betont, mit dem Unterschied, dass die Verwaltung der weiblichen Psyche und des weiblichen Körpers (indirekt) durch die Mütter und die Protagonistinnen selber durchgeführt wird.

Kapitel 4

„Muss (d)eine Tochter so werden wie (d)eine Mutter?“¹⁹⁶: Von Gendernormen und selbstaufgelegten Zwängen

Es ist auffällig, dass sich in allen bisher in dieser Arbeit besprochenen Texten die Beziehung zwischen Müttern und Töchtern – insofern die Mutter anwesend ist – durch schwerwiegende Konflikte oder zumindest Distanz und Anspannung auszeichnet. In Gabriele Reuters Roman *Aus guter Familie* (1985) ist die Mutter Agathes nicht in der Lage, eine bedeutungsvolle Beziehung zu ihrer Tochter aufzubauen, da sie in sehr jungem Alter Mutter wurde und ihr niemals pädagogische Unterstützung irgendeiner Art zuteilwurde. Stattdessen ist das Verhältnis zwischen Agathe und ihrer Mutter durch ungeschickte Annäherungsversuche und Streitereien charakterisiert, obgleich beide Figuren auf ähnliche Weise unter den Ansprüchen an ihre Weiblichkeit leiden und beide Frauen psychosomatische Symptome entwickeln. Ein besonders extremes Beispiel einer Mutter-Tochter Beziehung entfaltet sich in Mariella Mehrs Debutroman *Steinzeit* (1981): Die Mutter gebiert Silvana auf der Station einer psychiatrischen Klinik und gezeichnet durch die menschenunwürdigen Behandlungen durch Ärzte und Erzieher versucht sie unmittelbar darauf, ihr Neugeborenes zu erwürgen. Silvana wird in den Folgejahren ebenso durch ihre Umwelt, vor allem in Heimen und Kliniken, in den Wahnsinn getrieben, bis zu dem Punkt, an dem sie selber glaubt, ein schmutziges, schwer erziehbares, verrücktes „Zigeunerkind“ zu sein.

Die für dieses Kapitel ausgewählten Texte, Elfriede Jelineks *Die Klavierspielerin* (1983) und Charlotte Roches Romane *Feuchtgebiete* (2008) und *Schoßgebete* (2011), könnten auf den ersten Blick nicht unterschiedlicher sein. Doch auch in diesen

¹⁹⁶ Diese Frage stellte Alice Schwarzer in einem öffentlichen Brief an Charlotte Roche, der leider mittlerweile nicht mehr auf Schwarzers Webseite abrufbar ist.

Publikationen erweist sich das Mutter-Tochter Verhältnis als ein zutiefst konfliktbeladenes, welches sich zudem als Austragungsort für die kritische, größtenteils pessimistische Hinterfragung von Weiblichkeit gestaltet. Die Beziehung zwischen Mutter und Tochter wird bei Jelinek und bei Roche als ein Entstehungsherd gegenseitiger Ablehnung und auch offenen Hasses bei gleichzeitiger Abhängigkeit beschrieben. Zudem treibt sie die Entwicklung pathologischer, selbstzerstörerischer Verhaltensweisen voran. Wahnsinn wird so zu einem unentrinnbaren Teufelskreis, der von einer Generation von Frauen an die nächste weitergegeben wird und nur dann unterbrochen werden kann, wenn die Tochter darauf verzichtet, selber Nachwuchs zu haben und der Kontakt zur Mutter abgebrochen wird – wobei dies nicht allen Protagonistinnen in den Texten von Jelinek und Roche ausgeführt werden kann.

Die Erforschung von Mütter-Töchter Verhältnissen ist selbstredend nicht neu. 1978 veröffentlichte Nancy Chodorow ihre Studie *The Reproduction of Mothering*, und zehn Jahre später erschien *Bonds of Love* von Jessica Benjamin. Beide Untersuchungen argumentieren psychoanalytisch, versuchen sich jedoch von gewissen Aussagen Sigmund Freuds abzugrenzen. Freud definierte bekanntermaßen die ödipale Phase bzw. den gleichnamigen Komplex, in dessen Mittelpunkt die Abkehr eines Mädchens von der Mutter steht: Sie „erkennt“, so Freud, den defizitären Status der Mutter – diese hat darin „versagt“, ihre Tochter mit einem physischen und symbolischen Phallus auszustatten – und wenden sich dem Vater als bevorzugtes Liebesobjekt zu (Chodorow, *Mothering* 26). Im Gegensatz zu Freud messen Neo-Freudianer wie Chodorow und Benjamin der Beziehung zwischen Mutter und Tochter jedoch eine größere Bedeutung zu, indem sie zum einen die pre-ödipale Phase betonen und zum anderen darauf hinweisen, dass die

Verbindung zwischen Mutter und Tochter auf der psychologischen Bedeutungsebene nicht durch den ödipalen Komplex beendet wird, sondern dass diese auf das restliche Leben der Tochter einwirkt. Über Chodorows Argumentation urteilt Norgard Klages:

[The] sense of self that the girl finally acquires through her mother's influence is, however, not very different from Freud's account of "accepting the castration". Due to her own inferior social position the mother reproduces her feeling of inferiority which results in a submissive attitude in her daughter. [...] Benjamin and Chodorow both show how mothering, when it is restricted to women, as it usually is in most Western cultures, ultimately has the effect of creating blurred ego boundaries – a condition that continues into adulthood. [...] [Daughters] have a less pronounced sense of self and have difficulties differentiating themselves from others. (23-24)¹⁹⁷

Inwiefern die Protagonistinnen in den Texten Jelineks und Roches ein

„unterentwickeltes“ Selbstverständnis aufweisen, wird im Einzelnen zu entscheiden sein.

Die Figuren jedoch sind nicht so sehr Individuen als bloße Schattenrisse

genderspezifischer Normen. Richten sich auch die Werke der beiden Autorinnen an ein

recht unterschiedliches Publikum, so verdeutlichen doch beide den Einfluss der Umwelt

¹⁹⁷ „Because of their mothering by women, girls come to experience themselves as less separate than boys, as having more permeable ego boundaries. Girls come to define themselves more in relation to others“ (Chodorow, *Mothering* 26). – Mir ist bewusst, dass die Theorien Chodorows und Butlers hinsichtlich der unterschiedlichen Genese von Gender nicht kompatibel sind. Dass ich dennoch einige von Chodorows Ideen aufgreife, hat zwei Gründe. Zum einen verhilft die These, dass Generationskonflikte zwischen Mutter und Tochter weiterbestehen, solange ein traditioneller Begriff von Mutterschaft in unserer Gesellschaft aufrechterhalten wird, zu einem besseren Verständnis der Mutter-Tochter Beziehungen in den hier untersuchten Texten. Zum anderen ist darin meine Kritik an Butlers Überbetonung diskursiver Wirkbereiche ausgedrückt. Gerade das Thema Schwangerschaft zeigt auf, dass es intra-psychische Prozesse gibt, die sich, wenn sie auch nicht vollständig von einem kulturspezifischen Kontext getrennt werden können, nicht durch Strukturen diskursiver Wissensherstellung wegrationalisieren lassen. Als Beispiele für solche Prozesse nennt Chodorow persönliches Zeitempfinden und die Angst vor dem Ich-Verlust (Chodorow, *Late* 220-225).

auf das Verständnis von Weiblichkeit, vor allem in Form der Medien, und zeigen zugleich die Grenzen psychoanalytischer Interpretationen auf. In diesem Kontext wird weiblicher Wahnsinn zum Symptom für ein Aufeinandertreffen mütterlicher Prägung, gesellschaftlicher Erwartungen und Beurteilungen sowie des Wunsches, das stereotype, „patriarchale“ Theoreme von Weiblichkeit zu modifizieren.

Wahnsinn wird von den Protagonistinnen allerdings nicht als ein Resultat weitreichender gesellschaftlicher Zusammenhänge erkannt und als Schuld der Frauen begriffen. Auffällig ist in *Die Klavierspielerin* und *Feuchtgebiete* auch, dass der Mutter-Tochter Konflikt die Protagonistinnen dazu verleitet, „männliche“ Verhaltensweisen anzunehmen, um traditioneller Weiblichkeit zu entgehen oder die Idee feministischer Emanzipation durch ein rebellisches Selbstbewusstsein sowie ungezügelter Sexualität zu revolutionieren. Inwiefern dies mit Erfolg oder Widersprüchlichkeiten verbunden ist, wird sich in den folgenden Untersuchungen zeigen.

Zerstörerische Enge: Elfriede Jelineks *Die Klavierspielerin* (1983)

Die Klavierspielerin schlug weit weniger hohe Wellen der Empörung als der Roman *Lust* dies später im Jahre 1989 tat, welcher die Pornographisierung innerhalb der Ehe behandelt und rasch zum Verkaufsschlager avancierte. Dennoch eignet sich *Die Klavierspielerin* durch die Inszenierung einer krankhaft-symbiotischen, gewaltvollen Mutter-Tochter Beziehung hervorragend für eine Analyse innerhalb dieser Arbeit und dieses Kapitels. Weiblicher Wahnsinn wird hier, ähnlich wie in *Der Fall Franza*, als unversöhnlicher Krieg zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit dargestellt, jedoch mit dem Unterschied, dass sich beide Seiten des Konfliktes auf noch eklatantere Weise in der Protagonistin vereinen.

Das Werk Elfriede Jelineks ist ebenso umstritten wie gefeiert. Wertungen wie „Nestbeschmutzerin“, „Kommunistin“ oder „Pornographin“ verdeutlichen dabei auf den ersten Blick, dass die Person der österreichischen Schriftstellerin ebenso im Mittelpunkt der Diskussion steht wie ihre Texte selber. Ungeachtet, oder vielleicht gerade wegen der Schonungslosigkeit, mit der Elfriede Jelinek seit den 1970er Jahren soziale, politische und zwischenmenschliche Verhältnisse in idionsynkratischer Manier in Sprache bannt, erhielt die Autorin 2004 den Literaturnobelpreis „für den musikalischen Fluß von Stimmen und Gegenstimmen in Romanen und Dramen, die mit einzigartiger sprachlicher Leidenschaft die Absurdität und zwingende Macht der sozialen Klischees enthüllen“ (Nobelprize.org). Als Reaktion äußerte sich der Vatikan empört darüber, dass man so einen wichtigen Preis an eine „nihilistische Neurotikerin“ (Jelinek, *Müller*) verliehen hat.

Während ihr der kritische Umgang mit der Gesellschaft Österreichs den mit Thomas Bernhard geteilten Titel einer Nestbeschmutzerin eintrug, findet man auf der Homepage Elfriede Jelineks aber ebenso Theaterstücke zum Irakkrieg (*Bambiland*, 2003), Notizen zum aktuellen Tagesgeschehen oder kurze Essays über Film und Musik: „Elfriede Jelineks Werk ist äußerst heterogen, nicht zuletzt deshalb, weil es sich unterschiedlicher Medien bedient, das Internet ist inzwischen ihr liebstes Instrument. Was ihr Werk allerdings zusammenhält, ist die Auseinandersetzung mit der Sprache, die mit jeder Arbeit stärker zu werden scheint“ (Mayer/Koberg 10). Sprache, Symbolik und die Auswirkung dieser taucht auch stets in Zusammenhang mit Betrachtungen der Lebenssituation von Frauen auf.

In ähnlicher Weise wie Ingeborg Bachmann schwingt in Elfriede Jelineks Werk zumeist die Frage der heteronormativ geordneten Machtverhältnisse zwischen Frauen

und Männern mit. Es geht um Macht und Gewalt, ausgeübt auf andere und sich selbst, und, immer wieder, die strukturelle Unterordnung der Frau sowie die Beherrschung ihres Körpers und ihrer Sexualität durch den Mann. Gewisse essentialistische, d.h. verallgemeinernde Tendenzen sind hierbei nicht von der Hand zu weisen. Jelineks Essay über den „Krieg mit anderen Mitteln“, welchen ich im vorangegangenen Kapitel im Abschnitt über Bachmanns Roman *Franza* erwähne und welcher Männer im Allgemeinen als Initiatoren jeglicher Gewalt ausmacht, wäre ein Beispiel. Darüber hinaus gibt es auch die berühmte Aussage Elfriede Jelineks in einem 1989 geführten Interview mit Sigrid Löffler, in welchem die Autorin verkündete: „Ich mag Männer nicht, aber ich bin sexuell auf sie angewiesen“ (Jelinek, *Löffler* 83).¹⁹⁸ Diese Einstellung ist auch den weiblichen Figuren in *Die Klavierspielerin*, vor allem der Mutter der Protagonistin, eingeschrieben.

Die Handlung

Erika Kohut, sechsunddreißig Jahre alt, wird seit ihrer Geburt von der Mutter gelenkt und nach deren Willen geformt mit dem Ziel, eines Tages eine weltberühmte Pianistin aus ihr zu machen. Jegliche Zuwiderhandlung gegen die Regeln der Mutter, z.B. zu spätes nach Hause Kommen, resultiert in heftigem Streit, inklusive gegenseitigem Kratzen, Beißen, Schlagen und an den Haaren Ziehen.¹⁹⁹ Da Erikas Mittelmäßigkeit

¹⁹⁸ Auch in Texten der jüngeren Zeit vertritt Jelinek nach wie vor die Ansicht, dass die Frau weder ökonomisch noch sexuell unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnissen wirklich autonom sein kann, wie zum Beispiel in ihrer Rezension des 2013 veröffentlichten Kinofilms *Nymphomaniac* von Regisseur Lars von Trier zu sehen ist. In dem Film geht es um eine selbsternannte Nymphomane, welche rückblickend einem Fremden ihre erotischen Abenteuer schildert. Der Mann hatte sie zu sich genommen, nachdem sie niedergeschlagen worden war. Jelineks Rezension kreist um die Möglichkeit und Unmöglichkeit von Sexualität als befreiende Macht, den ewigen Geschlechterkampf um Machtanspruch sowie die ernüchternde Feststellung, dass die Freiheit der Frau immer nur eine scheinbare sein kann, auch, so Jelinek, da eine Frau sich immer wieder freiwillig der Gewalt des Mannes unterwerfe (*Zur Kinofassung*).

¹⁹⁹ Jelinek hat nie ein Geheimnis daraus gemacht, dass die Darstellung der Mutter-Tochter Beziehung auf dem Verhältnis zu ihrer eigenen Mutter basiert: „Das Schreiben war mein Rettungsboot, aber befreit hat es

sowie ihre anerzogene Egozentrik den Traum der Mutter nie Wirklichkeit haben werden lassen, ist Erika nun Klavierlehrerin, welche die grausame Pedanterie, die sie durch ihre Mutter erfährt, ihrerseits an den StudentInnen auslässt. Maßlos enttäuscht von früheren Beziehungen zu Männern sucht Erika, welche die Rolle ihres in eine Anstalt abgeschobenen Vaters eingenommen hat, durch voyeuristische Aktivitäten wie dem Besuchen von Peepshows oder Erotikkinos sexuelle Bestätigung. Gegen den Willen der Mutter beginnt Erika schließlich eine Affäre mit dem Studenten Walter Klemmer. Diese Beziehung kann jedoch nur unglücklich enden, da Erika, erzogen, stets die Bestimmende zu sein und außerdem dem Körperlichen abgeneigt, dem Studenten keine Verbindung anbieten kann, die dem stereotypen Eroberer genügen würde. Der Roman endet mit Erikas Vergewaltigung durch Klemmer, und ihre Wut und Hilflosigkeit wendet sie in einem Akt der Selbstverstümmelung gegen sich selbst. Sie sticht sich mit einem Messer in die Schulter, unfähig, die Klinge gegen Walter zu richten, und kehrt zu ihrer Mutter nach Hause zurück.

Die Mutter als omnipotente Machtinstanz

Erikas Mutter fungiert als verallgemeinerte, namenlose Instanz, welche ohne Rücksicht ihre erzieherische Verfügungsgewalt an ihrer Tochter ausübt und deren gesamtes Leben seit der Geburt zu regulieren und zu bestimmen wünscht und daher jeder Zeit über Erikas Aufenthaltsort und ihr Befinden informiert sein will: „Zur Rede und an

mich nicht. Ich war wie ein Tier von früher Kindheit an auf diese Frau fixiert, die absolute Macht über mich hatte. Seit ihrem Tod hat sich manches geändert, aber gesund bin ich nicht geworden. [...] Ich bin als Mädchen ein Jahr lang nicht aus dem Haus gegangen und war als Kind schon Patientin“ (*Müller*). – Ein weiterer autobiographischer Aspekt ist Jelineks eigener Bezug zu sado-masochistischen Tendenzen: „Das ist mein bisher ungelöstes Problem. Wenn ich die Kunst nicht hätte, als Ventil, würde ich mich wahrscheinlich in Dinge verstricken, die sehr zerstörerisch wären. [...] Es gibt ja keine weiblichen Lustmörder, aber wenn ich ein Mann wäre, müßte ich sagen: Es ist hart an der Kippe“ (*Biron 3*).

die Wand, Inquisitor und Erschießungskommando in einer Person, in Staat und Familie einstimmig als Mutter anerkannt“ (*Klavierspielerin* 7). Diese Beschreibung erinnert zum einen an Ingeborg Bachmanns Vorstellung des Weiterlebens von faschistoiden Strukturen in der deutschsprachigen Gesellschaft nach dem Zweiten Weltkrieg, eröffnet im selben Maße darüber hinaus das Zugeständnis, dass Gewalt auch durch Frauen ausgeübt wird.²⁰⁰ Die ungesund enge Beziehung, die zwischen Mutter und Tochter besteht, hat zur Folge, dass die Existenz der „alten“ Frau Kohut vollkommen von Erika und ihrem Streben und Tun in der Welt abhängig ist. Sie lebt für und durch die Tochter, welche mit dem Moment der Geburt zu einem lebenslangen, kapitalistisch ausgerichteten Projekt für die Mutter wird. Der erhoffte Profit besteht in dem Ansehen durch Erikas Position als Musikerin bzw. Klavierlehrerin sowie genug Ersparnis durch Erikas Gehalt und die Rente der Mutter, so dass die beiden Frauen in nicht absehbarer Zeit in eine „gemeinsame große Eigentumswohnung“ (8) ziehen können.

In diesem Sinne behandelt die Mutter Erika vor allem als ihr Kapital und Besitztum, sogar als Produkt: „Das Kind ist der Abgott seiner Mutter, welche dem Kind dafür nur eine geringe Gebühr abverlangt: sein Leben“ (30); „[die] abgestreifte Körperhülle der Tochter“ (38); „[die] Mutter weist empört darauf hin, daß fremdes

²⁰⁰ In den 1980er Jahren initiierte Christina Thürmer-Rohr eine anhaltende Debatte über die Mittäterschaft von Frauen, d.h. das Fortführen gewalttätiger gesellschaftlicher Strukturen innerhalb der Familie oder auch innerhalb von Frauengruppen. Nach Thürmer-Rohr werden Frauen zum Opfer patriarchaler Strukturen, ebenso wie sie durch die Aufrechterhaltung jener Strukturen zu (Mit-) Täterinnen werden. Daher ist eine Betrachtung von Frauen als reine Opfer ebenso hinderlich in einer umfassenden Analyse von Geschlechterverhältnissen, wie die Absage an den Opferstatus, ohne jedoch physische oder psychische bzw. strukturelle Gewaltausübung durch Frauen miteinzubeziehen. Siehe hierzu den Essay „Aus der Täuschung in die Ent-Täuschung. Zur Mittäterschaft von Frauen“ in Thürmer-Rohrs Essay-Sammlung *Vagabundinnen* (1987) sowie ihre Beiträge im Band *Mittäterschaft und Entdeckungslust* (1989). – In diesem Zusammenhang sei auch die DEGS1-Studie genannt, eine Untersuchungsreihe zur Gesundheit deutscher Erwachsener, die 2012 vom Robert-Koch-Institut durchgeführt wurde. Eine der Untersuchungen behandelte Gewalterfahrungen und kam zu dem Ergebniss, dass Frauen häufiger körperliche und psychische Gewalt innerhalb von Partnerschaft und Familie als Männer anwenden würden (Schlack/Rüdel u.a.).

Eigentum beschädigt wird, nämlich ihres“ (269). Die augenscheinliche Kritik des ökonomischen Grundgedankens einer kapitalistischen Gesellschaft – ein Beweis von Jelineks marxistischer Ausrichtung – ist, wie im zweiten Teil dieses Kapitels deutlich werden wird, auch von Bedeutung im Leben von Charlotte Roches Protagonistinnen, wobei dort die mütterliche Instanz ein eher indirekter Auslöser jener Kritik ist. Beide Autorinnen verdeutlichen jedoch auf ähnliche Weise die Auswirkungen des Kapitalismus auf die Rolle von Frauen sowie den Zwang zur ständigen Leistungssteigerung (eine optimale Mutter und Karrierefrau sein, die Optimierung der äußeren Erscheinung, die Erforschung der eigenen seelischen Bedürfnisse etc.). Im Verlauf meiner Analysen werde ich wiederholt auf diesen Aspekt zurückkommen.

Die Idee des Erziehungs- und Indoktrinationsregimes der Mutter umfasst im Wesentlichen zwei Grundregeln. Zum einen soll Erika sich vollkommen auf die Musik konzentrieren und so ihr Leben auf die Rolle als Pianistin reduzieren. Auch als Erikas Klavierkarriere nicht auf den Bühnen der Welt, sondern an der Seite von MusikschülerInnen endet, beschwört die Mutter weiterhin den Sonderstatus ihrer Tochter: „Mit einfachen Menschen darf Erika nicht verkehren, doch auf ihr Lob darf sie immer hören“ (30). Die zweite Bedingung, um Erika als ein gewinnbringendes Unternehmen zu erhalten, ist die Zerstörung bzw. Verhinderung von Weiblichkeit. Die Tochter soll keine Frau im traditionellen Sinn sein, stereotypisch feminine „Auswüchse“ werden kategorisch unterbunden. So soll vermieden werden, dass Erika auf Männer attraktiv wirkt, und die Mutter führt einen unerbittlichen Kampf gegen Erikas „Eitelkeit“, d.h. gelegentlich neu erworbene Kleider (7, 11). Die Mutter wünscht auch nicht Brautmutter oder Großmutter zu werden (14), scheut jedoch zum Schutz ihres

„Eigentums“ nicht davor zurück darauf hinzuweisen, dass Erika potentielle Mutter ist, als Walter Klemmer am Ende des Romans auf Erika einschlägt und –tritt (270).

Sexualität erhält das Stigma eines bedrohlichen Lasters. Ihren Ehemann brauchte die alte Frau Kohut nur bis zur Empfängnis, bis zum Erlangen der „hl. Mutterschaft“ (235); darüber hinaus scheint er ihr zu wenig nütze gewesen zu sein. Zusammen mit der Großmutter – und in ironischer Reminiszenz an zwielichtige, alles Maskuline bedrohende Müttergestalten, wie sie in Märchen, Sagen und z.B. in Goethes *Faust* auftauchen – versucht sie, Erikas Sexualität gegen jeden äußeren Einfluss abzuschirmen:

Die beiden älteren Frauen mit ihren zugewachsenen verdorrten
Geschlechtsteilen werfen sich vor jeden Mann, damit er zu ihrem Kitz
nicht eindringen kann. [...] Die kieselsäurig erstarrten Schamlippen der
beiden Altfrauen schnappen unter trockenem Rasseln wie die Zangen
eines sterbenden Hirschkäfers, doch nichts gerät in ihre Fänge. So halten
sie sich an das junge Fleisch ihrer Tochter und Enkelin und reißen es
langsam in Stücke [...]. (37)

Die Mutter als omnipotentes Monster, welche vermutlich selber nur Teil des Kreislaufs von zwischenmenschlicher Gewalt innerhalb des ewigen Geschlechterkampfes ist, nimmt interessanterweise auch eine väterliche und satirisch-religiöse Rolle ein. Sie ist Gottesmutter („hl. Mutterschaft“) und Gott in einem, welche ihr Neugeborenes als Lehmklumpen wahrnimmt (27), der nach ihrem Willen und Vorbild geformt werden kann²⁰¹; sie ist Inquisitor und Beichtvater der Tochter und verwaltet Erikas Sexualität auf

²⁰¹ Die Parallele zwischen Erika und einem Lehmklumpen, den die Mutter unerbittlich formt, erweckt zudem Assoziationen an einen Golem, eine Figur der jüdischen Mystik. Verschiedenen Quellen nach zufolge erschafft eine der kabbalistischen Magie fähige Person eine menschenähnliche Lehmgestalt, die keine eigene Sprache hat und den Willen seines Herrn ausführt (Cebulla 148, 157; Sauer 29-30); siehe auch

eine Weise, wie es traditionell noch bis ins 20. Jahrhundert den Familienvätern zukam. Doch ebenso wie Gott basiert die Macht der Mutter darauf, dass ihre Tochter an sie glaubt und ihr hörig bleibt.

Erika als Ehemannersatz

Erikas Vater, „an der Welt irre“ (17) geworden, ist in der Geschichte nicht direkt anwesend und erhält nur durch Rückblenden einen Auftritt.²⁰² Im Roman wird der Eindruck erweckt, dass Erikas Vater allerdings viel mehr an seiner Frau „irre“ geworden ist, denn an seiner Umwelt: „Was er tut ist falsch, daran ist er freilich gewöhnt, von seiner Gattin her“ (99). Als Erika und ihre Mutter den Vater im „[staatlichen] Irrenhaus“ (96) abliefern, hat dieser bei der Verabschiedung Angst, dass man ihn schlagen könnte. Da keinerlei Hinweise auf sein Leben jenseits des Machtkreises seiner Ehefrau gegeben werden, halte ich es nicht für zu weit hergeholt zu vermuten, dass Erikas Mutter ihrem eigenen Mann, ebenso wie der Tochter gegenüber gewalttätig wurde.

Bereits die ersten Zeilen in *Die Klavierspielerin* werfen Licht auf einen weiteren wesentlichen Aspekt, den die Mutter für ihre Tochter vorgesehen hat: „Erika trat auf, der Vater ab“ (7). Den Verlust dieses sprichwörtlichen Gliedes der Familie soll die

Golem: Jewish Magical and Mystical Traditions on the Artificial Anthropoid (1990) von Moshe Idel. Auch Adams erste Frau Lilith wurde von Gott aus Lehm geschaffen. Auf Grund ihres Freiheitsstrebens sowie der Verweigerung, Adam während des Geschlechtsaktes über sich zu haben – eine weitere Parallele zu Erika – wurde sie von ihrem Schöpfer verstoßen und in der Folge durch die heiligen Schriften dämonisiert (Cebulla 150). Nach Sauer verweist das Wort Golem außerdem auf „die Frau, die noch nicht empfangen hat“ (Sauer 29); laut der Online-Version der Jewish Encyclopedia ist dies im Talmud an den folgenden Stellen belegt: Sanh. 22b; comp. Shab. 52b, 77b; Sanh. 95a; Hul. 25a; Abot v. 6; Sifre, Num. 158 („Golem.“).

²⁰² In Erikas Vater findet sich zum einen ein Verweis auf Elfriede Jelineks eigenen Vater jüdisch-tschechischer Herkunft. Traumatisiert durch das Nazi-Regime, erkrankte Jelineks Vater in späteren Jahren an Alzheimer und verbrachte seinen Lebensabend in zunehmender geistiger Umnachtung als Patient eines privaten Heimes. Auch schien er nicht geneigt, sich gegen seine Ehefrau durchsetzen zu können oder zu wollen: „[Seiner] dominanten Frau gegenüber versuchte er, sich mit Ironie und Sarkasmus zu behaupten. ‚Ich glaube, daß mir die Sprache das Leben gerettet hat gegen eine drückende und auch geistig verwirrte mütterliche Autorität. Es gab einen Vater, der mich nicht gerettet hat vor dieser Mutter, aber er hat mir wenigstens die Sprache gegeben, so daß ich subversiv, mit Sprache, in einer Weise untendurch tauchte, wo mir die Autorität nicht folgen konnte‘, sagte Elfriede Jelinek“ (Mayer/Koberg 124).

Protagonistin kompensieren. So teilen sich die Frauen Kohut ein Ehebett, und die Mutter würde auch niemals zulassen, dass ihre Tochter ein eigenes Nachtlager in ihrem Zimmer aufstellt. Wie bei einem traditionellen Ehepaar geht Erika täglich zur Arbeit, um Geld zu verdienen, während die Mutter die Wohnung sauber hält, das Essen vorbereitet und höchst eifersüchtig auf jede Person reagiert, die ihr Erika fortnehmen könnte.

Darüber hinaus ist nicht zu übersehen, dass die Kämpfe zwischen Mutter und Tochter nicht nur von Hass, sondern auch von unterschwelliger Erotik angetrieben werden. Vor allem die „Kuss-Attacke“ zum Ende des Romans hin, welche nach einem Besuch Klemmers bei den Kohuts stattfindet, ist exemplarisch für die Vermischung von (Freud'scher) Erotik, Genderverwirrung, Koabhängigkeit und dem Bedürfnis zu herrschen:

Erika läßt sich von ihrem eigenen Liebesversuch mitreißen. Sie wirft sich über die Mutter und deckt diese mit Küssen vollauf ein. [...] Die Mutter wirft ihren Kopf wild herum, um den Küssen entkommen zu können, es ist wie bei einem Liebeskampf, und nicht Orgasmus ist das Ziel, sondern die Mutter an sich, die Person Mutter. (236-237)

In diesem Übergriff offenbart sich nicht zuletzt Erikas verzweifelte Suche nach Mutterliebe – ebenso, wie Erika durch ihre Gefühle mitgerissen wird, so will sie die Mutter mitreißen in der Hoffnung, mehr für diese zu sein als ein kapitalistisches Unternehmen.²⁰³ Hierin ergibt sich eine weitere Parallele zwischen Jelineks Text und den Romanen Roches: Während sich die Suche nach mütterlicher Liebe in *Schoßgebete* eher hintergründig gestaltet und durch Abneigung überlagert wird, versucht die Protagonistin aus *Feuchtgebiete* wiederholt, ein Zeichen der Zuneigung ihrer Mutter zu erhalten, bis sie

²⁰³ Ich danke Simone Bellingröhr für diesen Gedankenanstoß.

am Ende aufgibt und sich (symbolisch) von ihrer Familie löst. Dass Erika Kohut keine Form bedingungsloser Liebe von ihrer Mutter erwarten kann, macht vor allem das Ausbleiben einer Thematisierung der Vergewaltigung Erikas durch Walter deutlich. Obwohl die Mutter während der Vergewaltigung weint und protestiert – vor allem, da ihr Eigentum beschädigt wird (269) –, wird der traumatisierende Vorfall, soweit die LeserInnen erfahren, nicht weiter zwischen Mutter und Tochter angesprochen und somit auf rein sachlicher Ebene behandelt, anstatt emotional in seiner Tragweite anerkannt zu werden.

Zwischen Herrschsucht und Selbstverachtung

Die mütterlichen Erziehungsmaßnahmen haben zur Folge, dass Erika sich als herausragendes Individuum versteht, und für die meisten Mitmenschen, vor allem die fremde Masse Wiens, hat sie nur Hochmut übrig (16). Als Klavierlehrerin gibt sich Erika streng und autoritär und scheut nicht vor Drohungen zurück, um über ihre Schützlinge zu gebieten (70). Zudem spielt sie sich als Sittenwächterin auf, welche sich einmischt, wenn sie zum Beispiel ihre männlichen Schüler beim Betrachten erotischer Kinoplakate erwischt (103). Auf diese Art gibt Erika jene psychische Gewalt an ihre Schüler weiter, wie sie sie von Zuhause kennt.

Trotz des Versuches der Mutter, ihre Tochter in einem permanenten Status der Keuschheit zu halten, hat Erika in der Vergangenheit sexuelle Erfahrungen in einigen Beziehungen zu Männern gemacht. Diese haben sie allerdings in einem Zustand der absoluten Ernüchterung zurückgelassen auf Grund von Spott, Lügen und unbefriedigender Liebesakte, „und nun will sie keinen Herrn mehr über sich haben“ (79). Hier spielt auch der durch die Mutter genährte Impetus der aktiven Machtausübung und

zu gleichen Anteilen die Hörigkeit der Mutter gegenüber hinein: „[Nie] könnte sie sich einem Mann unterordnen, nachdem sie sich so viele Jahre der Mutter untergeordnet hat“ (16-17).

Der Unwille, eine stereotyp submissive Rolle einzunehmen, steht darüber hinaus in direkter Verbindung zu Erikas Dasein als Ersatzhemann. Obwohl sie keinen besonderen Genuss daraus zu ziehen scheint, besucht Erika regelmäßig Peepshows und auch Erotikkinos. Ihre Faszination für Hardcore-Pornos liegt in dem Bestreben begründet, zum einen die gesellschaftliche Obsession rund um den menschlichen Geschlechtsakt zu verstehen, sowie dem „Geheimnis Frau“ nachzuspüren: „Der Mann muß oft das Gefühl haben, denkt Erika, daß die Frau ihm etwas Entscheidendes in dieser Unordnung ihrer Organe verbirgt. Gerade diese allerletzten Verborgenenheiten stacheln Erika an, immer Neues, immer Tieferes, immer Verboteneres betrachten zu wollen“ (111). In diesem Zitat ist zum einen ein ironischer Blick auf Freuds Idee der Frau als ewiges (sexuelles) Geheimnis enthalten.²⁰⁴ Zum anderen verdeutlicht es die innere Zerrissenheit Erikas, die ihrem eigenen Körper fremd, sogar verachtend gegenübersteht, wofür der unverhaltene „männliche“ Blick, den die Protagonistin bei ihren voyeuristischen Aktivitäten einnimmt, ein weiteres Indiz darstellt. Frausein und Mannsein ist damit in Jelineks Text, ebenso wie in Bachmanns *Der Fall Franza*, eine Frage von Genderidentität und der Bedeutungszuweisung von Geschlechtsmerkmalen.

²⁰⁴ Über dieses offen zur Schau getragene Spiel mit psychoanalytischen Thematiken wie der Frau als unergründliches Mangelwesen oder der Inszenierung Erikas als Ersatzglied der Familie urteilt Marlies Janz: „Die Pointe des erzählerischen Verfahrens [...] ist es geradezu, daß der Text gleichsam nichts mehr zu deuten übrig läßt [...]. Die Figuren sind das ganz nach außen gekehrte Innere, sind Personifikationen und Inkarnationen von Phantasien und Phantasmen“ (72). Für sie hat auch die Einweisung des Vaters in die Anstalt keinen Realbezug, sondern sie sieht darin die „psychoanalytische *Deutung* des Väterverlustes“ (72).

Aber es ist nicht nur ein allgemein „männlicher“ Blick, den Erika sich angeeignet hat. Sie sieht durch die Augen des Vaters, und dies wortwörtlich, wenn sie, mit dem Feldstecher des Vaters ausgestattet, auf den Praterauen kopulierenden Paaren nachspürt, um dann eines beim Sex beobachten zu können (143-151).²⁰⁵

Sexuelle oder emotionale Erfüllung bleibt Erika allerdings versagt, da sie ihren eigenen Körper dank der Erziehung der Mutter und den medialen Botschaften verachtet. Es ist, „als stecke [Erika] bis zum Hals in einem Sack“ (84), und ihre Geschlechtsorgane betrachtet sie mit regelrechtem Ekel – die Idee der weiblichen Sexualität ist mit Verleugnung und Minderwertigkeit belegt: „Erika hat ein Gefühl von massivem Holz dort, wo der Zimmermann bei der echten Frau das Loch gelassen hat. Es ist ein schwammiges, morsches, einsames Holz im Hochwald, und die Fäulnis schreitet voran“ (55). Ihr Geschlecht ist auch Quelle der Angst, nachempfunden dem Stereotyp der bedrohlichen, unberechenbaren weiblichen Sexualität (91). Darauf basierend wird nicht nur ein liebevolles Verhältnis zu sich selbst unmöglich. Erika empfindet auch dann nichts, wenn sie von einem Mann berührt wird.

Ungeachtet ihres Hochmuts wünscht sich Erika geliebt zu werden (85), und die Indoktrination durch die Mutter, Erikas innere Auflehnung dagegen und auch sexuelle Frustration führen zum wiederholten auto-erotischen, symbolisch besetzten Akt des Schneidens. Instrument ist „die väterliche Allzweck-Klinge, ihr kleiner Talisman“ (90),

²⁰⁵ Nur an dieser Stelle wird angedeutet, dass Erikas Körper mit Erregung reagiert, wobei dies allerdings losgelöst von ihrem gedanklichen Empfinden dargestellt wird: „Irgendwelche Organe in ihr arbeiten plötzlich, ohne daß sie es kontrollieren kann [...]. Ein starker Druck auf der Blase [...]. Die Zuschauerin muss ihre kauende Position ein wenig erleichtern, damit dieser juckende, ziehende Drang besänftigt wird. [...] Wer weiß, wie lang es sich zurückhalten läßt. (146) Die Beschreibung des Harndrangs, welchem Erika nachgeben kann, als das fremde Paar sich trennt, ist der sexuellen Erregung und dem Samenerguss eines Mannes nachempfunden. Eine ähnliche symbolische Aneignung „männlichen“ Sexualverhaltens finden wir in Charlotte Roches *Feuchtgebiete*, wo die junge Protagonistin mit Hilfe eines Duschkopfes Wasser in ihre Vagina füllt und das Auslaufen des Wassers als „Abspritzen“ bezeichnet.

welches den Selbstverletzungen auch einen Charakter von Inzest verleiht und gleichzeitig als Kontaktaufnahme mit dem verlorenen Vater verstanden werden kann. Im Vollzug des Schneidens übernimmt Erika aktive und passive Rolle zugleich. „Sie hat es in der Hand“ (90) ist eine bedeutungsschwangere Aussage, die in Variationen des Öfteren in *Die Klavierspielerin* vorkommt – in Bezug auf die Klinge, ihre generelle Handlungsmacht, Walter Klemmers Glied – und steht hier dem Geschnittenwerden gegenüber. Durch die Vermehrung von vaginaähnlichen Öffnungen am ganzen Körper brandmarkt Erika den eigenen ungeliebten Leib. Die Herabsetzung des weiblichen Geschlechts als Objekt patriarchaler und kapitalistischer Ausbeutung geht im Roman mit einer Gleichsetzung von Vagina, den Wunden sowie dem Geldschlitz, in welchen die Münzen während der Peepshow gesteckt werden, einher. Da Erika für beide Seiten, Frau und Mann, einsteht, findet sie auch im Akt der Selbstverletzung letztlich weder Erleichterung noch sexuelle Gratifikation.

„[Sie] wird zu garnichts“

Die Protagonistin aus *Die Klavierspielerin* wird, wie aus den vorherigen Analysen hervorgeht, zu einer Art Zwitterwesen – „a genderless oddity“ (Kosta 227) – mit einer anerzogenen starken Tendenz zu „männlichem“ Verhalten. Und obwohl sich Erika, unterstützt von der auf Männer ausgerichteten erotischen Kultur, einen „männlichen“ Blick aneignet, welcher ihr zeitweise Macht und Distanz vom eigenen Körper gewährt, scheinen sich Weiblichkeit und Männlichkeit, Selbstverachtung und Machtwille, in dieser Figur gegenseitig aufzuheben. Betritt Erika zum Beispiel die Peepshow, so „wird sie zu garnichts“ (55), findet weder zu einem Selbst, noch einer sie ausfüllenden Scheinexistenz. Ganz gleich, in welche Rolle sie schlüpft – Musikerin, VoyeurIn,

LiebespartnerIn – sie bleibt unfruchtbar in ihrem Sein und Schaffen: „Nichts ist zerrissen, nichts hat abgefärbt. [...] Nichts hat sie erreicht. Nichts, was vorher nicht da war, ist jetzt da, und nichts, was vorher nicht da war, ist inzwischen angekommen. (59)

Darauf getrimmt, ein gewinnerziehendes Leistungsobjekt zu sein, verkommt Erika jedoch früh zu einem zeit- und geschichtslosen Schatten, zu einem „Insekt in Bernstein“ (17), in welchem die Autorin die Konzepte von Mann und Frau, von Geist und Natur gegeneinander ausspielt. Die alte Frau Kohut, in ihrem Bestreben, ihre Tochter zu einer weltberühmten Pianistin zu machen und sie von jeglichem fremden, das heißt männlichen Einfluss fernzuhalten, hat in Erika nicht nur den Keim zur Ablehnung des eigenen Körpers gelegt, sondern ihr auch einen Hass gegen alles Natürliche mitgegeben.²⁰⁶ Stattdessen soll die Tochter, mit Hilfe der männlich geprägten Musiktradition, dem Ideal des vergeistigten Genies entsprechen: „Ihr Docht strahlt heller als tausend Sonnen auf diese ranzige Ratte, die sie ihr Geschlecht nennt“ (88). Da die Mutter jedoch Genie mit Ordnung, Kontrolle und (geistiger) Keuschheit gleichsetzt, bleibt Erika ein überdurchschnittlicher Erfolg verwehrt, meines Erachtens auch deshalb, da die Protagonistin nie den Wunsch zu Improvisation oder Komposition entwickelt und stattdessen den vorgegebenen Werken sowie den Regeln der Kunst folgt.

Dem Drang, über alles und jeden Kontrolle auszuüben steht der Wunsch, auf traditionelle Weise erobert zu werden, so wie Erika es aus dem Fernsehen kennt, aber auch das Verlangen nach Unterwerfung und Vernichtung gegenüber. Auf diese Weise vereinigt Erika weibliche und männliche Stereotype in sich und wird so zu einem Paradoxon, welches zwischen dem Willen zu Ordnung und Kontrolle und dem Willen

²⁰⁶ „Hier und dort wagen sich Frühlingsblumen hervor, sie werden von Mutter und Tochter abgepflückt und eingesackt. Recht geschieht ihnen. Vorwitz wird bestraft“ (36); „[das] Kreatürlich-Körperliche ist Erika ein Abscheu und eine ständige Behinderung auf ihrem gerade vorgezeichneten Weg“ (94).

zum Untergang hin- und herpendelt. Die Begegnung mit Walter Klemmer kann daher nur unglücklich ausgehen.

Die Unmöglichkeit einer Beziehung zu Klemmer

Dass eine Verbindung im traditionellen Sinne zwischen Erika und einem Mann im Allgemeinen, besonders aber mit Walter Klemmer niemals zustande kommen kann, veranschaulichen Jelineks Beschreibung des sechsundzwanzigjährigen (171) Musikschülers und Studenten. Im Gegensatz zu Erika ist Klemmer ganz Naturbursche, dessen starker Körper und blondes Haar sich problemlos ins Nazi-Ideal des gesunden Ariers einfügt.²⁰⁷ Klemmer wird außerdem als Eroberer und Frauenheld beschrieben, der an die Gültigkeit klischeehafter Gendernormen glaubt und sich selbst als Held versteht, wie er in Kunst und Literatur zuhauf dargestellt wird.

In Erika begegnet ihm jedoch ein Mischwesen, die, Tannhäuser und Verführerin zugleich, „ganz Herrin“ (55), unerschrocken „die Venusgrotte“ (ebd.) betritt und sich nicht wie Klemmers übliche „Errungenschaften“ umwerben lässt. Mehr noch, in dem Zusammentreffen von Erika und Walter wird deutlich, dass die Protagonistin aufgrund ihrer Abneigung vor Körperlichkeit ihre Vorstellung von Erotik und Liebe vorwiegend nur auf symbolischer Ebene bzw. in ihrer Fantasie ausleben kann.²⁰⁸ Nach der Enttäuschung, die sie in ihren ersten sexuellen Beziehungen gemacht hat, kann Erika in realen Zusammenkünften mit ihrem Schüler nur darin Bestätigung (nicht aber Lust)

²⁰⁷ In seiner Untersuchung zu Musikdiskursen in *Die Klavierspielerin* beurteilt Karl Solibakke die Rollenverteilung Erikas und Walters weitergehend: „Erika is a discursive figure for Austria and Austrian history [...]. Jelinek’s masterful blending of aesthetic and political discourse is exemplified in Walter’s sexual violence against Erika, which serves to symbolize Austrian victimization in the aftermath of World War II as well as the question of culpability for atrocities committed after 1938” (266).

²⁰⁸ Diese beinhaltet auf der einen Seite die Idee von Erotik bzw. Sexualität als Leistungsakt (*Klavierspielerin* 16-17), der Arbeit erfordert, und innerhalb dessen sich Erika in Bezug auf Klemmer als Bestimmerin sieht; auf der anderen Seite hegt sie romantische, dem Fernsehen entnommene Eroberungsträume.

finden, indem sie dominiert. Dadurch jedoch „beschädigt“ sie Klemmers Männlichkeit. Während ihrer ersten erotischen Begegnung küsst der Student Erika stürmisch und dringt mit den Fingern in sie ein, doch Erika verspürt keinerlei Erregung und sie verhält sich zunächst vollkommen unterwürfig (178-179).

Doch dann setzt sich der Wunsch durch, diese Situation zu beherrschen. Erika befiehlt dem Schüler, dass er sofort aufhören solle sie zu berühren, da sie ihn ansonsten verlassen werde (179). Und obgleich sie mechanisch sein Glied berührt, verwehrt sie Klemmer, zum Höhepunkt zu kommen und zerstört damit das tradierte Skript heterosexuellen Geschlechtsverkehrs, welcher auch heute noch überwiegend nach der männlichen Ejakulation für beendet, das heißt als vollzogen erklärt wird.²⁰⁹

Die Objektifizierung Walter Klemmers und die Verkehrung der Verhältnisse²¹⁰ verletzen sein Wertgefühl dermaßen, dass er bei der nächsten privaten Begegnung mit Erika in einer Abstellkammer der Musikschule unfähig ist, eine Erektion zu bekommen (246). Diese Form der „Kastration“ fordert seinen Ehrgeiz heraus, doch das Ringen um die Vormachtstellung zwischen Lehrerin und Schüler geht erneut zugunsten Erikas aus, als sie Walter einen Brief gibt, in dem sie ihm bis ins kleinste Detail sado-masochistische Fantasien auslegt. Die Beschreibung enthält Anweisungen, wie sie, Erika, zu fesseln und zu demütigen sei, verbal sowie durch körperliche Gewalt. Dieses Dokument ist die Vereinigung beider Extreme in Erika: zum einen der Drang sich zu unterwerfen, sich auszuliefern und auslöschen zu lassen – der einzige Gedanke, der sie wirklich erregt

²⁰⁹ „Many cultural markers of sex also reveal a bias towards men: the definition of sex (e.g., when it begins and ends, whether it ‘counts’) often revolves around male erections (or lack thereof), male ejaculation, and male orgasm. In essence, sexual intercourse in the most conventional sense typically ‘ends’ when men ejaculate, effectively rendering the sexual exchange as complete” (Fahs 153).

²¹⁰ Auf Grund Erikas „männlichem“ Dominanzverhalten könnte Erikas Annäherung als „kind of homosexual stimulation“ (Solibakke 260) verstanden werden.

(217) –, zum anderen das Bedürfnis, stets die Oberhand zu behalten. Walter Klemmer begreift beim Lesen des Briefes nämlich, dass seine Lehrerin ihm niemals vollkommen unterstellt sein wird: „Hat er recht verstanden, daß er dadurch, daß er ihr Herr wird, niemals Herr werden kann? Indem sie bestimmt, was er mit ihr tut, bleibt immer ein letzter Rest von ihr unergründlich“ (219). Auf diese Weise verschließt sich das „weibliche“ Wort einer Analyse durch den „männlichen“ Geist.

Dies ist allerdings nur ein kleiner Sieg für Erika. In ihrer Naivität hofft sie, dass Walter versteht, dass sie nicht wirklich geschlagen und misshandelt werden möchte. Der Brief ist ihre Art der Annäherung und Ausdruck des Wunsches nach geistigem Austausch und Vertrauen, ein Akt vollkommener Selbstentblößung. Die Liebe, die sich Erika als Belohnung erhofft, wird ihr nicht zuteil, denn Klemmer fühlt sich durch den Brief nur um so verletzt in seinem Stolz, und sein Ungestüm schlägt in Gewalt um: Während des letzten Treffens zwischen Erika und ihm – die Mutter sperrt er in ihrem Schlafzimmer ein – schlägt er zunächst auf Erika ein, bevor er sie vergewaltigt (277).

Der Frauenkörper als Ware, oder: Kapitalistischer Wahnsinn

„Ja, wir Frauen müssen alle durch die männliche Beurteilungsschleuse, und die da bestehen wollen, erreichen das nicht durch Leistungen irgendwelcher Art, sondern müssen sich auf den Markt der Körper werfen“ (Jelinek 2004). Dieses Zitat Elfriede Jelineks aus dem Jahre 2004 greift den Grundgedanken von *Die Klavierspielerin* auf und gibt zu verstehen, dass sich die Meinung der Schriftstellerin bezüglich dieses Themas seit Erscheinen des Romans nicht geändert hat. Frauen, so Jelinek, werden nach ihrem Äußeren, nicht nach ihren privaten Leistungen bewertet, ihr Körper ist ihr Kapital, welches von Männern allein verwaltet und bewertet wird. Im Roman kommt zusätzlich

die Abrichtung der Protagonistin durch die Mutter hinzu, welche Erika von Geburt an auf Leistung trimmt und ihr ein Individualismusideal anerzieht, das Erika zu einer asozialen Person werden lässt.

Doch ebenso wenig, wie die Mutter durch Erika voll auf ihre Kosten kommt – Erika ist keine weltberühmte Pianistin geworden, die Eigentumswohnung ist ein ungewisses Zukunftsprojekt –, wird Erika selber für ihre Anstrengungen belohnt. Da die junge Frau jedoch im Glauben an den kapitalistischen Grundgedanken „Leistung = Lohn“ groß geworden ist, ist zum einen die berufliche Sackgasse als Klavierlehrerin demütigend für sie. Zum anderen erhofft sie sich um so mehr Bestätigung und Aufwertung durch eine Beziehung mit ihrem Schüler Walter Klemmer, welche aber, wie bereits gezeigt, auf Grund Erikas „männlicher“ Züge nicht funktionieren kann. Nachdem sie ihr Leben lang durch die Mutter zum Leistungsobjekt degradiert und in frühen Beziehungen zu Männern in ähnlicher Weise benutzt und anschließend zurückgelassen wurde, übt Erika ihre Handlungsmacht auf visueller bzw. medialer Ebene aus, sei es im Erotikkino oder in der Peepshow, um so die aktive Rolle im kapitalistischen Akt von Leistung und Lohn zu spielen. Dass Frauen in der Gesellschaft diese Form „männlicher“ Dominanz nicht zugestanden wird, muss Erika in der Begegnung mit Walter am eigenen Leibe feststellen. Als der Schüler zum zweiten und letzten Mal in die Wohnung der Kohuts kommt und beginnt, Erika zu schlagen, versteht die junge Frau nicht, wie es dazu kommen konnte: „Erika [...] weiß nicht, wie es möglich ist, daß Liebe so schlecht gelohnt wird, nämlich *ihre* Liebe. Wir erwarten für unsere Leistungen immer Lohn“ (269). Walter jedoch „geht nicht ohne Lohn“ (279). Seinen Lohn hat er bei Erika eingetrieben.

In *Die Klavierspielerin* wird weiblicher Wahnsinn durch die Beziehung zwischen Mutter und Tochter ausgelöst, im Hintergrund wirken jedoch patriarchale und kapitalistische Mächte. Durch die Imitation einer traditionellen Rollenverteilung, vor allem durch die Anerziehung „männlicher“ Verhaltensweisen liegt die Protagonistin mit sich selbst im Widerstreit. Ihre „männliche“, auf Besitz ausgerichtete Seite und ihre „weibliche“ Seite, vertreten durch Körperlichkeit und dem Wunsch, Besitztum zu sein, können nicht miteinander versöhnt werden und resultieren in Erikas psychischer Zerrissenheit. Ebenso wie in Bachmanns *Der Fall Franza* gibt es in Jelineks Roman keine Aussicht darauf, dass jenes stereotype Geschlechterverhalten bzw. der „männliche“ Machtwille jemals durchbrochen werden kann.

Anders hingegen ist die Sachlage in den Romanen Charlotte Roches. Wie wir im folgenden Abschnitt sehen werden, übernimmt eine der Protagonistinnen in ähnlicher Weise wie Erika Kohut ein „männlich“ geprägtes Sexualverhalten, während die zweite Protagonistin in ihrer Rolle als sich selbst verleugnende Ehefrau und Mutter aufzugehen versucht und ihrem Mann zuliebe auch vor Bordellbesuchen nicht zurückscheut. Im Gegensatz zu Jelineks Text bemüht sich Roche, ihre Hauptfiguren als Beispiel einer selbstbewussten, sexuell befreiten Weiblichkeit zu präsentieren. Weiblicher Wahnsinn untergräbt dabei jedoch den Anspruch einer jüngeren Generation deutscher Feministinnen, Emanzipation durch eine ungezügelte Sexualität sowie individuelle Resignifizierungspraktiken zwecks der Erschaffung eines modernen, „besseren“ Feminismus zu erreichen.

Wahnsinn als interfamiliärer Teufelskreis: Charlotte Roche, *Feuchtgebiete* (2008) und *Schoßgebete* (2011)

Mit dem Namen Charlotte Roches assoziiert man in Deutschland Unverblümtheit in Sprache und Text und vor allem die neueste Generation feministischen Denkens und Handelns. Oft wird sie als Nachfolgerin der Aktivistin Alice Schwarzers gehandelt, deren Ansichten vor allem bei jüngeren FeministInnen als überholungsbedürftig oder gänzlich obsolet bewertet werden. Roche, gebürtige Britin und ehemalige Fernsehmoderatorin unter anderem bei dem Musiksender VIVA II sowie der ARD, versteht es, mit einer Kombination aus Schlagfertigkeit und Unschuldsmiene ihre Romane in Interviews und Fernsehtalkshows als Ausdruck einer zeitgemäßen emanzipierten Weiblichkeit zu vermarkten. Vor allem *Feuchtgebiete*, weit über die Grenzen Deutschlands hinaus als Skandalroman bekannt und ungemein erfolgreich, sorgte dank der expliziten Ausführungen der Protagonistin hinsichtlich ihrer sexuellen Vorlieben gleichermaßen für stürmischen Beifall und entrüstete Ablehnung.²¹¹ Roches zweiter Roman, *Schoßgebete*, in dem die LeserInnen einen intimen Einblick in das Leben einer Frau erhalten, welche verzweifelt versucht, Ehe, Mutterschaft und psychische Probleme zu meistern, wurde weniger als Skandal aufgefasst und dennoch überwiegend kritisiert, vor allem dafür, dass die Autorin ein tragisches Familienunglück in der Öffentlichkeit zum Thema machte (Pidd). Dennoch gab es auch vereinzelte Stimmen, die in dem zweiten Roman die Darstellung des Lebens einer jungen deutschen Frau sahen, wie es im 21. Jahrhundert „wirklich“ ist (Roche, *Kommt alle*; Heidbömer).

²¹¹ In Deutschland wurde *Feuchtgebiete* rund 1,5 Millionen mal verkauft und in mehrere Sprachen übersetzt. Auf Amazon war *Feuchtgebiete* der international meistverkaufte Titel des Jahres 2008. Eine detaillierte Studie der Rezeption des Romans in den deutschen Medien findet sich bei Senner. – Beide Bücher wurden verfilmt: *Feuchtgebiete* kam im Sommer 2013 in die Kinos, und *Schoßgebete* folgte im Herbst 2014.

Wie in *Die Klavierspielerin* steht weiblicher Wahnsinn sowohl in *Feuchtgebiete* als auch in *Schoßgebete* in engem Zusammenhang mit konfliktreichen Mutter-Tochter Beziehungen, und beide Protagonistinnen vertreten die (ironisch gebrochene) Ansicht, dass weiblicher Wahnsinn unweigerlich von einer Generation zur nächsten weitergegeben wird. Im Unterschied zu allen anderen hier untersuchten Texten ist weiblicher Wahnsinn in Roches Romanen nicht länger durch die Dynamik von Fremd- und Eigenwahrnehmung bestimmt – Wahnsinn ist stattdessen zur verinnerlichten Realität geworden und wird von den Protagonistinnen als selbst erzeugter Zustand verstanden. Es handelt sich hier um einen Generationskonflikt, der die Definition sowie das Ausleben der eigenen Idee von Frausein zum Inhalt hat. Neben den Aggressionen, die sich durch den Antrieb, Frausein bzw. Feminismus „besser“ auszuführen (oder darzustellen), ergeben, repräsentiert weiblicher Wahnsinn hier das Unvermögen, sich dem Bild einer erfolgreichen Frau des 21. Jahrhunderts anzupassen, die alles erreichen kann, wenn sie sich nur genug bemüht. Einem postfeministischen Verständnis nach ist die Gleichstellung zwischen den Geschlechtern innerhalb der deutschen Gesellschaft bereits erreicht.²¹² Komplexe sozialgesellschaftliche Strukturen, welche, aller positiven Veränderungen zum Trotz, Frauen immer noch benachteiligt, werden daraus folgend weitestgehend durch neoliberale Imperative wie Individualität und freien Handlungswillen überlagert. Dies hat zur Folge, dass weiblicher Wahnsinn, d.h. dessen Korrektur zur Aufgabe und Pflicht jeder einzelnen Frau wird.²¹³ Ebenso wie der weibliche Körper, so bedarf auch die weibliche Psyche einer ständigen Überwachung und Regulierung. Im Folgenden werde

²¹² Siehe S. 238-242 dieser Arbeit für eine genauere Betrachtung davon, wie sich postfeministische Ansichten auf das Verhalten von Frauen auswirkt. – Obwohl ein neoliberaler Feminismus (siehe unten) in der Definition nicht mit Postfeminismus gleichzusetzen ist, ist beiden Strömungen die Betonung des freien Entscheidungswillens sowie der Fokus auf die eigene Persönlichkeit bzw. den eigenen Körper gemein.

²¹³ Siehe Fußnote 3 dieser Arbeit für eine Definition von Neoliberalismus und neoliberalen Feminismus.

ich daher untersuchen, inwiefern sich diese gesellschaftlichen Ansprüche auf die Gestaltung von Körper, Sexualität und Mutterschaft in den Texten von Roche auswirken.

***Feuchtgebiete* (2008)**

Auf den ersten Blick präsentiert sich *Feuchtgebiete* als eine recht simple Geschichte. Die achtzehnjährige Helen Memel weist sich selber ins Krankenhaus ein, da eine Analfissur, verursacht durch unvorsichtiges Rasieren, ärztlicher Behandlung bedarf. Helen will den Aufenthalt auf der proktologischen Station dazu nutzen, um ihre geschiedenen Eltern wieder zusammenzubringen. Die eigentliche Handlung wird allerdings von Helens ausgesprochener Verachtung für Hygiene, ihrer Faszination für Körperflüssigkeiten sowie ihrer ungezügelter Sexualität bestimmt. Es sind eben diese Aspekte, auf die sich die Medienberichterstattung konzentrierte, und der Roman wurde entweder als verfehelter Versuch eines Tabubruchs bzw. als Trivialliteratur angesehen, oder als lang ersehnte Kritik von Schönheitsidealen eingestuft. Charlotte Roches Erstveröffentlichung zeichnet sich meines Erachtens jedoch dadurch aus, dass sie diese beiden Ansichten vereinigt. Obwohl der Text zum einen die radikalen Auswirkungen weiblicher Schönheitsstandards aufzeigt, thematisiert er gleichermaßen die Dominanz einer neu verpackten Weiblichkeit, die sich, trotz des Bewusstseins männlich orientierter Sozialstrukturen, auch solche Charakteristika zu eigen macht, welche in der Forschung als post-feministisch oder anti-feministisch eingestuft werden. Helen Memel erweist sich daher zu gleichen Teilen als Rebellin und Gefangene ihres Körpers und ihrer Emotionen, gezeichnet durch selbstzerstörerische Tendenzen, welche hauptsächlich der gestörten Mutter-Tochter Beziehung entstammen.

„Hygiene wird bei mir kleingeschrieben“

Innerhalb der letzten einhundert Jahre hat sich das Spektrum an gesellschaftlich akzeptierten Verhaltens- und Repräsentationsformen für Mädchen und Frauen unzweifelhaft zum Positiven verändert. Nichtsdestoweniger können wir weiterhin einen gewissen Doppelstandard ausmachen, der einen „wohlerzogenen“ Jungen von einem „braven“ Mädchen unterscheidet. „Mädchenhaft“, in seinem Extrem, steht für Pink, verlangt nach Nettsein und Höflichkeit, schliesst Raufereien und Rüpelhaftigkeiten aus. Damit in Zusammenhang steht die Botschaft, dass Mädchensein (und später Frausein) immer etwas Negatives anhaftet: Im alltäglichen deutschen Sprachgebrauch steht der Spruch "So sind Jungen eben" direkt neben einem abwertenden "Du benimmst dich wie ein Mädchen".²¹⁴ Der weibliche Körper im Fernsehen, auf Werbeplakaten oder in Frauenmagazinen ist vor allem durch Perfektion gekennzeichnet. Eine schlanke Linie, überbetonte Kurven, retuschierte Haut und Jugendlichkeit werden zumeist mit sexueller Verfügbarkeit kombiniert, wohingegen weibliche sexuelle Unabhängigkeit oder Dominanz in den Medien überwiegend mit dem althergebrachten Motiv der *femme fatale* in Verbindung gesetzt werden. Nicht nur überdauern auf diese Weise unrealistische Erwartungen und Selbstansprüche – wie soll eine Frau diese fiktive Perfektion erreichen, wenn selbst Fotos der dünnsten Models vor der Veröffentlichung noch digital bearbeitet werden? –, auch das zweiseidige Bild des problematischen Frauenkörpers, der ständig kontrolliert, optimiert und reingehalten werden muss, lebt in den Köpfen der Gesellschaft weiter.

²¹⁴ Ein Beispiel für den internationalen Charakter dieser Form stereotypen Denkens erbrachte die Haarpflegemarke Pantene im Sommer 2014 mit der Werbekampagne „Like a girl“.

Helen Memels Ansichten könnten nicht gegenläufiger sein. Helens Hobbys sind Sex – mit Frauen (auch Prostituierten), Männern und sich selbst –, Avocadobäume aufziehen und den großen Beweis zu erbringen, dass die Bakterien- und Virenphobie der modernen Gesellschaft samt ihrer Hygienenormen vollkommen übertrieben sind.²¹⁵

Mit kindlicher Neugier inszeniert die Protagonistin ihren Körper in seiner biologischen Permeabilität, und jede Körperöffnung wird mit besonderer Aufmerksamkeit bedacht. Die Operationswunde im Analbereich wird betastet, und der Pfleger muss mehrere Fotos davon machen (45). Auch untersucht Helen das entfernte Gewebe, um direkt im Anschluss, ohne sich vorher die Hände zu waschen, eine Pizza zu genießen. Besonders Helens Faszination für vaginalen Ausfluss wird an zahlreichen Stellen belegt. So überprüft die junge Frau vor jeder erotischen Begegnung Geruch und Geschmack des Ausflusses und benutzt diesen auch als Parfüm (19-20). Und da Helen während des Krankenhausaufhaltes ihre Periode hat, lässt sie sich dazu hinreißen, einen selbst gebastelten, blutgetränkten Tampon im Aufzug zurückzulassen (140).

Die Art und Weise, wie die Protagonistin ohne Scham von ihren Körperflüssigkeiten Gebrauch macht, verweist auf das Ausmaß an (ungeschriebenen) Gesetzen bezüglich der Reinhaltung und Kontrolle des Körpers, denen der moderne Mensch unterworfen ist: „[Social] taboos institute and maintain the boundaries of the body as such [...], the boundaries of the body become [...] the limits of the social per se” (Butler, *GT* 178). Infolge der Destabilisierung dieser Grenzen werden jene Hygienegesetze deutlich sichtbar, wodurch die Protagonistin die symbolische Struktur

²¹⁵ In vielen Interviews beklagt Charlotte Roche das mit Scham und Verklemmung belegte Verhältnis von Frauen ihren Körpern und ihrer Sexualität gegenüber. Aus diesem Grund wollte sie mit Helen Memel einen Freigeist erschaffen, „[a] real free spirit“ (Roche, *GRANTA*). Sie fügt hinzu: „I wanted to point out how a lot of the emancipatory principles from the ‘60s and ‘70s have not yet arrived properly.”

des kohärenten Subjekts bedroht und die Idee einer normalen Subjektbildung, sowie jene Grundfunktion gesellschaftlicher Strukturen in Frage stellt, die sich in Abgrenzung gegen das Anormale und Normverletzende definiert.

Doch wenn die Protagonistin verkündet „Hygiene wird bei mir kleingeschrieben“ (18), so formuliert die Autorin in erste Linie eine Anklage gegen Erziehungsstandards für Mädchen mit besonderem Augenmerk auf Körperpflege. Es sind die Regeln der Mutter, die Helen in ihrer Kindheit mit besonderer Hartnäckigkeit eintrainiert wurden, gegen die sie sich nun mit aller Kraft auflehnt. So beschwert sich die junge Frau darüber, dass ihr Bruder nie aufgefordert wurde, seinen Intimbereich sauber zu halten. Auch zum Zeitpunkt des Romangeschehens repräsentiert die Mutter ein Sprachrohr für all jene „weiblichen“ Reinheitsgebote, wie sie in den Medien und häuslichen Sitten wiederholt werden: „Es ist angeblich sehr schwierig, eine Muschi wirklich sauberzuhalten. [...] Eine andere Muschiregel meiner Mutter war, dass Muschis viel leichter krank werden als Penisse“ (18 + 20).²¹⁶

Um die Thesen der Mutter und der Allgemeinheit zu widerlegen, wischt Helen bei jedem Toilettengang ihre Schamlippen über die gesamte Brille, besonders gerne dann, wenn es sich um eine verschmutzte, öffentliche Toilette handelt. Das Ergebnis: kein einziger Pilz in vier Jahren. Weiterhin rebelliert die Protagonistin gegen das heilige

²¹⁶ Es ist nicht übertrieben zu sagen, dass Mädchen auch heutzutage zu besonderer Sorgfalt hinsichtlich der Körperpflege angehalten werden. Weibliche Fortpflanzungsorgane werden stets als kompliziert und empfindsam dargestellt, und noch heute legen deutsche Mütter ihren Töchtern den Rat ans Herz, sich bitte nicht auf kalte Oberflächen zu setzen, da andernfalls eine Blasenentzündung drohe. In selbem Maße stimmt der Diskurs weiblicher Pflegerituale in diese pseudo-medizinischen Aussagen bezüglich des Sonderstatus weiblicher Körper ein. Obgleich z.B. Körpergeruch bei Männern und Frauen unerwünscht ist und mit mangelnder Hygiene oder sogar ganzheitlichem sozialem Versagen in Verbindung gebracht wird, konzentriert sich der Markt immer noch wesentlich stärker auf Produkte für Frauen, die im Kampf gegen üble Gerüche helfen sollen. Natürliche Gerüche wurden im Zeitalter ansteigender Bevölkerungsraten zum Feind, wobei ein besonderes Augenmerk auf die Verhinderung „weiblicher“ Gerüche gelegt und dies selten hinterfragt wird.

Reinheitsgebot, in dem sie sich über Wochen nicht im Schritt wäscht, damit ein von ihr als verführerisch beschriebener Duft entsteht: „In Wirklichkeit werden wir doch alle von Muschi-, Schwanz- und Schweißgerüchen geil“ (18-19).

Mit ihrem extrovertierten Lebensstil kritisiert Helen die traditionsbehaftete Annahme, dass vor allem der weibliche Körper rein und makellos gehalten werden muss, damit die Illusion von biologischer Eindämmung und (Selbst-) Kontrolle aufrecht erhalten werden kann. Der verinnerlichte Abspaltungsprozess, d.h. die Aufteilung des Körpers in „Problemzonen“ sowie die Segmentierung von Körper und Ich begünstigt in Zusammenhang mit omnipräsenten Botschaften bezüglich Körperform, Gewicht oder Mode eine zunehmende Entfremdung vom eigenen Körper. Nicht nur das Äußere, auch das Innere wird zum Anderen. Und obwohl die weibliche Menstruation in den Industrienationen heutzutage nicht mehr als unrein und Grund für zeitweiligen gesellschaftlichen Ausschluss angesehen wird, kommt die erste Monatsblutung für viele Mädchen dennoch als Überraschung, wenn nicht gar als Schock: „[Female] seepage“ (Birke 46) ist nicht nur etwas, das bewältigt werden muss – oft genug wird das simple Thema der Periode öffentlich nicht angesprochen, nicht einmal zwischen Mutter und Tochter.

Wenig verwunderlich ist daher Helens Meinung über „die gepflegte Frau“ (105), die gewissenhaft dem Regelwerk der modernen Schönheit folgt. Sie verkörpert all das, was die Protagonistin aus *Feuchtgebiete* verachtet: „Jede kleinste Körperstelle wurde mit etwas bedacht. [...] Je mehr sie sich um all diese kleinen Stellen kümmern, desto unbeweglicher werden sie. [...] Solche Frauen traut sich doch keiner durchzuwuscheln

und zu ficken“ (106). Als gepflegte Frau gilt auch Helens Mutter, gegen deren Maximen die Protagonistin ankämpft, obwohl sie sich zugleich nach mütterlicher Zuneigung sehnt.

Das Trauma der Mutter-Tochter Beziehung und deren Auswirkungen

Sowohl *Feuchtgebiete* als auch *Schoßgebete* werden durch Mutter-Tochter Beziehungen angetrieben, innerhalb derer verschiedene Formen (selbst-) zerstörerischer Verhaltensweisen von einer Generation zur nächsten weitergegeben werden. Der Glaube an einen nie endenden Teufelskreis vererbter psychologischer Leiden tritt besonders in Roches Debutroman in den Vordergrund. Über die Frauen in ihrer Familie berichtet Helen: „Meine Urgroßmutter, meine Oma, Mama und ich. Alle Erstgeborene. Alle Mädchen. Alle nervenschwach, gestört und unglücklich“ (40).²¹⁷ Gewisse Kindheitsereignisse brachten die Protagonistin in ungewollten Kontakt mit den seelischen Problemen ihrer Mutter, welche sie dauerhaft traumatisierten. Vor allem das dunkle Familiengeheimnis, über das niemand zu sprechen bereit ist, lastet auf ihr. Als junges Mädchen verhinderte Helen den erweiterten Suizid ihrer Mutter, welche sich und ihren Sohn im Babyalter durch das Inhalieren von Herdgas umbringen wollte. Die Fragen, die sich Helen nie zu fragen getraut hat und daher nur für die LeserInnen formuliert, lauten: „[Warum] hast du versucht, dich und meinen Bruder umzubringen, Mama?“ (196). Und: „Warum wolltest du mich nicht mitnehmen?“ (64).²¹⁸ Der versuchte erweiterte Suizid ist

²¹⁷ Der Film verwendet eine wunderbar groteske „Turducken“-Metapher: Während die Mutter Hühnchen, Ente und Truthahn zubereitet, erklärt Helens Stimme aus dem Off den Kreislauf des familiären Wahnsinns. Die Verbindung zwischen diesem und dem Diskurs von Geburt/Mutterschaft aber auch genderspezifischen Normen (in diesem Fall weibliche Sexualität, die unverdorben bleiben soll) wird besonders deutlich illustriert, wenn Helens Vater den „Turducken“ während einer Dinnerparty aufschneidet und dabei erklärt, dass sich der Dammschnitt, der an seiner Frau während der Geburt Helens durchgeführt wurde, genauso angehört habe, und dass er sich bei dem Anblick zutiefst abgestoßen gefühlt hat.

²¹⁸ In diesem Zusammenhang bekommen Helens „männliche“ Verhaltensweisen eine zusätzliche Bedeutung: Wenn Jungen weniger lästig und mühselig und in den Augen der Mutter liebenswürdiger sind, wird die Aneignung „jungenhafter“ Charakteristika zweifelsohne erstrebenswert.

als ultimative mütterliche Ablehnung zu verstehen, und für die Protagonistin ist es unverständlich, warum sie nicht gut genug war, um Teil dieses schrecklichen Plans zu sein.

Darüber hinaus ruft die Mutter die Verachtung Helens für Hygiene und Körperpflege hervor, indem sie die Tochter kontinuierlich darauf aufmerksam macht, dass ihr „schmutziger“ Körper rein zu halten sei. Getrieben durch Eifersucht schneidet die Mutter außerdem die langen Wimpern ihrer jungen Tochter ab, während diese schläft (64). Die negative Besetzung von Helens Körper durch die Mutter ist in direkter Verbindung zu Helens oft liebloser Beziehung zu sich selbst zu sehen und steht in Kontrast zu den verspielten Körperexplorationen der Protagonistin. Jedes Mal wenn Helen sich die Beine rasiert, schneidet sie sich mehrfach (57-58) – Helen behauptet, dies geschehe auf Grund ihrer inneren Abneigung gegen das gesellschaftliche Rasiergebot; Helens Art der Selbstbefriedigung wird zumeist als eher unsanft und grob beschrieben (22, 56), und sie bringt ihr Leben in Gefahr, als sie gewaltsam ihre Analwunde öffnet, um länger im Krankenhaus bleiben zu können (169).

Die Angst davor, weibliches seelisches Leiden an die nächste Generation, vor allem an Töchter weiterzugeben, berührt Charlotte Roche ebenso wie Elfriede Jelinek, obgleich beide Autorinnen dies auf unterschiedliche Weise (literarisch) verarbeiten. So begründet Jelinek den Grund dafür, dass sie nie Kinder bekommen hat, damit, dass sie vermeiden wollte, „daß ein unschuldiges Wesen Ihre Neurosen ausbaden muß“ (Jelinek, Müller).²¹⁹ Während Roche selber eine Tochter hat, bewegt das alles durchdringende Thema weiblichen Wahnsinns die Protagonistin in *Feuchtgebiete* jedoch dazu, sich

²¹⁹ „Auf dieses Einzige, wodurch die Frauen den Männern überlegen sind, habe ich freiwillig verzichtet, obwohl ich mich nach einem geordneten, bürgerlichen Leben mit Familie sehne. Ich möchte sein wie die anderen, aber ich bin es nicht“ (Jelinek, Müller).

sterilisieren zu lassen, um dem Teufelskreis ein Ende zu setzen, und dass, obwohl sie sich eigentlich ein Baby wünschen würde, „seit ich denken kann“ (40).

Unfruchtbarkeit als Ausflucht aus dem Teufelskreis „weiblichen“ Wahnsinns

Von Helens drastischer Entscheidung, sich mit Erreichen der Volljährigkeit sterilisieren zu lassen, erfahren die LeserInnen, als die Protagonistin erklärt, dass Avocadobäume pflanzen eines ihrer liebsten Hobby ist. Die Avocadokerne behandelt sie so, als seien es ihre Kinder: „Näher komme ich an eine Geburt nicht ran. Ich habe mich Monate lang um diesen Kern gekümmert. Hatte ihn in mir und hab ihn wieder rausgepresst“ (40-41). Der bewusste Entschluss zur Unfruchtbarkeit kann als ultimativer Akt der symbolischen Zerstörung stereotyper Weiblichkeit, als Einspruch gegen die Überlagerung von „motherhood and feminity or motherhood and childbirth“ (Sawicki 197) sowie die Konstruktion des als natürlich gegebenen Biologischen betrachtet werden.²²⁰ In keiner Weise bewertet Helen ihr Frausein als beschädigt, und die groteske Nachahmung einer Geburt ihrer „Kernebabys“ (95) eröffnet einen Dialog über alternative Formen von Mutterschaft jenseits biologischer Reproduktion. Darüber hinaus erzeugt die Sterilisation eine Störung auf symbolischer Ebene, da das „nutzlos“ gewordene Menstruationsblut sozusagen falsche Signale sendet, indem es den Eingriff verschleiert. Für ihre Umwelt bleibt Helen weiterhin biologisch gesehen voll „funktionsfähig“ und damit potentielle Mutter.

Die Sterilisation stellt somit auch eine Trennung von der eigenen Mutter und deren Ausführung von Mutterschaft dar und vermittelt damit den Eindruck, ganz im

²²⁰ Damit gibt es zwar eine Parallele zwischen Jelineks und Roches Romanen bezüglich der Unfruchtbarkeit ihrer Hauptfiguren, die Motivation ist jedoch eine andere. Diesen zwei Fällen sowie der erzwungenen Abtreibung Franzas gemein ist jedoch, dass ein Zustand traditioneller Weiblichkeit in der Rolle der Mutter nicht erreicht werden soll.

Sinne der Theorie Chodorows, dass weiblicher Wahnsinn nur durch eine Abschaffung traditioneller (Freud'scher) Familienmodelle und den daraus folgenden psychischen Prozessen und geschlechtsspezifischen Normen unterbunden werden kann.

Trotz der kritischen Demontage traditioneller Weiblichkeit gestalten sich Körperpolitik und Sexualität der Protagonistin in *Feuchtgebiete* eher ambivalent.

Ambivalente Politiken von Körper und Sexualität

Mit Blick auf die humorvolle, oft übertrieben wirkende Art der Protagonistin, weibliche Schönheitsmaximen lächerlich zu machen, ist Charlotte Roches Debutroman durchaus dekonstruktives Potential zuzuschreiben. Helen lenkt den Blick der LeserInnen konsequent auf die in der Gesellschaft mannigfaltig gespiegelte Diktatur von Schönheitsnormen, welche den Zwang von Selbstbeobachtung und -optimierung am Leben erhält. Hierin resultiert auch eine Dekonstruktion von Reinheitsmythen, wie z.B. die künstliche Gewichtung weiblicher Jungfräulichkeit. Ferner initiiert *Feuchtgebiete* einen Dialog darüber, wie Frauen zu einem vertrauteren Verhältnis zu ihrem Körper gelangen können. Dies schließt auch die Begegnung mit den körpereigenen Flüssigkeiten und Gerüchen ein. Ebenso entblößt sie den Glauben daran, dass Sex und Liebe für Frauen untrennbar sei, als ein weiteres, genderspezifisches Skript.

Dennoch ist Helens Sexualleben auch eine ambivalente Natur zu eigen. Wohl entspricht es der Wahrheit, dass die junge Frau ihren körperlichen Genuss nicht von Anderen abhängig macht. Auf der anderen Seite erwecken manche ihrer sexuellen Praktiken Assoziationen an Porno-Performanzen: Sie berichtet vom vaginalen Einführen des Duschkopfes, der Simulation weiblicher Ejakulation, von ihr „Abspritzen“ (25) betitelt und wünscht sich, eine Pizza „belegt“ mit dem Samen fünf verschiedener Männer

verspeisen zu können (71). Obwohl Helen damit jene Sexualität genießt, die in der feministischen Forschung als *male gaze*-definiert und als sich selbst unterordnend interpretiert wird, zählt die Protagonistin ebenso ein machohaftes, „männliches“ Verhalten zu ihrem Repertoire. Stolz erzählt sie dem Pfleger Robin über ihre Taktik, Geschlechtsverkehr zu initiieren, indem sie ein Loch in ihre Unterhose schneidet (101). Über andere Frauen, zum Beispiel Krankenschwestern und Prostituierte, sagt Helen: „Kann die nicht auseinanderhalten. Alle unfickbar“ (207); „[ich] liebe ihren Arsch“ (117); „hatte mal ein schreckliches Erlebnis mit einer sehr weißen Nutte [...], war etwas zu pummelig [...]“ (124-125).

Diese Art des Verhaltens ist im Rahmen einer postfeministischen Ideologie zu verstehen. Unter Postfeminismus versteht man die Annahme, dass eine Gleichstellung der Geschlechter erreicht wurde und Feminismus daher entweder erneuert werden muss oder schlicht nicht mehr vonnöten sei. Dies hat zur Folge, dass zuvor als degradierend oder „unweiblich“ verstandene Verhaltensweisen nun in das allgemeingültige Repertoire junger Frauen aufgenommen werden. Dieses Verhalten – z.B. das Tragen knapp geschnittener Kleidung, die Teilnahme an „Wet T-Shirt“ Wettbewerben, „Kampfsaufen“, Frauen, die mit anderen Frauen intim werden, um Männer zu erregen – trifft auf Akzeptanz, weil bewusst gefällte Entscheidungen und Freiwilligkeit nun mit weiblicher Unabhängigkeit gleichgesetzt werden.²²¹ Susan Douglas bewertet dies in ihrer

²²¹ In ihrem Buch *Female Chauvinist Pigs: Women and the Rise of Raunch Culture* (2005) untersucht Ariel Levy Beispiele für solche zuvor als „unweiblich“ verstandenen Verhaltensweisen und definiert „female chauvinist pigs“ als „women who make sex objects of other women and of ourselves“ (Levy Loc71). Obgleich Levys Analysen oft etwas oberflächlich bleiben, versteht sie es dennoch, die Beziehung zwischen dem Marktwert jener ungezügelten, provozierenden Seite weiblicher Sexualität sowie der Aufrechterhaltung männlich orientierter Strukturen herzustellen: „Raunch culture isn’t about opening our minds to the possibilities and mysteries of sexuality. It’s about endlessly reiterating one particular – and particularly commercial – shorthand for sexiness“ (Levy Loc354). Hinsichtlich der speziellen Situation von

Studie *The Rise of Enlightened Sexism: How Pop Culture Took Us From Girl Power to Girls Gone Wild* (2010) folgendermaßen: „[Enlightened] sexism sells the line that it is precisely through women’s calculated deployment of their faces, bodies, attire, and sexuality that they gain and enjoy true power – power that is fun, that men will not resent, and indeed will embrace.“ (Douglas 9-10).

Die britische Forscherin Angela McRobbie verfolgt dieselbe kontroverse Entwicklung innerhalb des Diskurses über weibliche Sexualität. In *The Aftermath of Feminism: Gender, Culture and Social Change* (2009) spricht sie vom sogenannten „phallic girl“. Auf Grund der weit verbreiteten Annahme, dass die Ziele der verschiedenen feministischen Strömungen erreicht wurden, erfahren Frauen nun einen gewissen Handlungszwang – „urging to agency“ (McRobbie 83). Wenn unter neoliberalen Gesichtspunkten davon ausgegangen wird, dass Frauen alles erreichen können, was sie wollen, erhöht dies auch den Druck sich anzupassen, um erfolgreich zu sein, es „zu schaffen“.

[This] “pretence” of equality [...] permits spectacles of aggression and unfeminine behavior on the part of young women, seemingly without punishment. The phallic girl gives the impression of having won equality with men by becoming like her male counterparts. But in this adoption of the phallus, there is no critique of masculine hegemony. (83)

Doch obgleich Helen oft genug einen „männlichen“ Blick einnimmt, versteht sich Charlotte Roche und ihre Protagonistin allerdings als Feministinnen, wohingegen McRobbie, Douglas und Levy ihre Untersuchungen auf der Theorie aufbauen, dass Postfeminismus

Frauen und an sie gestellte performative Ansprüche fügt Levy hinzu: „Proving that you are hot, worthy of lust, and – necessarily – that you seek to provoke lust is still exclusively women’s work.“ (Levy Loc393).

durch solche Frauen weitergetragen wird, die sich gegen einen veraltet und langweilig erscheinenden Feminismus stellen. Roches Romane verdeutlichen somit, dass die Ideologien kontemporärer Feministinnen, geleitet durch den Wunsch nach einem neuen Feminismus und der Prämisse des freien Willens, am Ende mitunter die gleichen oder ähnliche Argumente vertreten wie SprecherInnen des „aufgeklärten Sexismus“.

An diesem Punkt wird die Kluft zwischen der aktuellen feministischen Sphäre und der zweiten Frauenbewegung sichtbar. Wo Jelinek in *Die Klavierspielerin* die frühe Pornographisierung unserer Gesellschaft beleuchtete und harsch kritisierte, sind pornographische Performanzen in Roches Romanen zum Ausdruck weiblicher Machtergreifung und Befreiung geworden. Somit repräsentiert *Feuchtgebiete* ein gutes Beispiel für den zweiseitigen Versuch, Feminismus und Weiblichkeit in Verbindung mit einer Betonung auf individuelle Selbstgestaltung und freier Sexualität „aufzufrischen“.²²²

Abschließend sei zu *Feuchtgebiete* gesagt, dass Charlotte Roche in ihrem Bestreben, einen Freigeist mit ihrer Protagonistin zu schaffen, eine junge Frau kreiert hat, die in einer anderen Form von zwangsgesteuerter Selbstbezogenheit gefangen ist, welche aber als begehrenswerter Zustand dargestellt wird. Durch ihren Drang unkonventionell, provokativ und sexuell befreit zu sein, zeigt sich Helen Memel letztlich als ebenso auf ihren Körper und seine Inszenierung fixiert wie jene stark geschminkten und „herausgeputzten“ Frauen, die sie verachtet, und wie ihre Mutter. Ihr scheinbar uneingeschränkter Lebensstil erweist sich bei näherem Hinsehen als bestimmt von einem Regelwerk, welches sich die Zerstörung der Idee vom lieben, braven Mädchen sowie den

²²² Elfriede Jelinek beteiligte sich auch an Alice Schwarzers PorNO Kampagne. In einem kurzen Kommentar in der Ausgabe 1/1988 sprach sich die Autorin entschieden für die Abschaffung von Pornographie aus.

Widerstand gegen das medial dominierende Bild der wohlgepflegten und –riechenden Frau zur Aufgabe macht. In Helens Fall ist dies gleichbedeutend mit einem Aufstand gegen die mütterliche Erziehung und deren Regeln.

Durch die Sterilisation und die symbolische Trennung von ihrer Mutter und der Familie am Ende des Romans – Helen inszeniert den erweiterten Selbstmordversuch, bevor sie das Krankenhaus zusammen mit dem Pfleger Robin verlässt – versucht die Protagonistin, sich vom Wahnsinn bzw. jenen in den Wahnsinn treibenden Strukturen und Normen zu befreien.²²³ Ob ihr der Start in ein neues Leben gelingt, bleibt allerdings ungewiss.

***Schoßgebete* (2011)**

In meinem Buch geht es um eine junge Frau, die ist dreiunddreißig Jahre alt, genau so wie ich, und die hat leider nicht mehr alle Tassen im Schrank. [...] Ihr großes Ziel ist, mit der Liebe ihres Lebens, also ihrem Ehemann, für immer zusammen zu bleiben. Aber weil die nicht mehr alle Tassen im Schrank hat, und weil es so anstrengend ist Mutter zu sein, Ehefrau zu sein, Hure zu sein, muss die in Therapie. (Piper Verlag)

Dieses Zitat stammt aus einem YouTube Video des Piper Verlages, in welchem Charlotte Roche im Sommer 2011 ihren zweiten Roman *Schoßgebete* ankündigt. Roches Beschreibung trifft den Kern des Buches sehr genau: Einer ähnlichen Erzählstruktur folgend wie *Feuchtgebiete*, lädt der Nachfolgeroman die LeserInnen ein, drei Tage im Leben Elizabeth Kiehls zu verbringen und ihre alltäglichen Aktivitäten zu verfolgen, wie

²²³ Helen benutzt Kleidungsstücke der Mutter und des Bruders sowie ihr eigenes Haar, um die Selbstmordszene in der Küche nachzustellen. Dazu zeichnet sie auch eine Ofentür an die Tapete (218-219).

z.B. sich um ihre Tochter kümmern, Sex mit ihrem Ehemann, Besuche bei ihrer Therapeutin oder die Mutter und Alice Schwarzer für all das, was in Elizabeths Leben schief läuft, zu beschuldigen. Rückblenden unterrichten vom Leben der Protagonistin als Kind geschiedener Eltern sowie von einem furchtbaren Unfall, in welchem alle drei ihrer Brüder ums Leben kamen. Es ist vor allem dieses traumatische Ereignis, das für Elizabeths Depressionen, ihren wiederkehrenden Todeswunsch und ihre Verlassensängste verantwortlich ist.²²⁴

Allerdings stehen diese psychologischen Nachwirkungen in ebenso enger Verbindung zu den überwältigenden Ansprüchen solcher „weiblicher“ Rollen, denen die Protagonistin bis zur Perfektion zu genügen versucht. Ihre Besessenheit von der Idee, die perfekte Mutter zu sein und ihre Ehe in ein Ewigkeitsprojekt zu verwandeln, zeichnet ein eher ernüchterndes Bild einer jungen deutschen Frau, die an den Aggressionen ihrer Mutter, dem Bestreben, es besser zu machen als diese, sowie einem Optimierungsanspruch an die eigene Psyche irre wird.

Es gibt etliche thematische Überlappungen zwischen beiden Romanen, obwohl der Blickwinkel auf Grund des Altersunterschiedes oft ein anderer ist. Darüber hinaus betreibt Elizabeth im Gegensatz zu Helen keine Anti-Hygiene-Kampagne. Dennoch spielt Hygiene eine entscheidende Rolle für Elizabeth, da sie darum bemüht ist, ihre Psyche zugunsten eines harmonischen Familienlebens zu reinigen. Auf dem Heimweg von einer Therapiestunde kommentiert sie: „Ich klopfe mir innerlich auf die Schulter, weil ich

²²⁴ Dieses Ereignis basiert auf wahren Begebenheiten. 2001 geriet das Auto von Charlotte Roches Mutter in einen Unfall, in welchem die Mutter schwer verletzt wurde und Roches Brüder starben. Ebenso wie im Roman war Roches Familie auf dem Weg zu ihrer Hochzeit gewesen, die in England stattfinden sollte. Da das Brautkleid nicht im Flugzeug transportiert werden konnte, hatte sich die Mutter bereit erklärt, es im Auto zu transportieren. Roches Stiefvater zeigte sich in der Öffentlichkeit äußerst empört über das mediale „Ausschlachten“ dieses privaten Ereignisses (Süddeutsche. „Attacke von Stief-Papa und Schwarzer.“ *Sueddeutsche.de*. Süddeutsche, 17. Aug. 2011. Web. 4 Nov. 2014.)

wieder mal was Gutes geleistet habe, für meine geistige Gesundheit, für die Hygiene in der Familie, die psychische Hygiene. Ehehygiene“ (*Schoßgebete* 185). Die Bedeutungsschwere des Wortes „Leistung“ bestimmt nicht nur diesen Satz, sondern erweist sich als die treibende Kraft des gesamten Romanes. Im selben Maße wie in *Die Klavierspielerin* steht Leistung, der Idee nach kapitalistische Notwendigkeit und Maxime der (geistigen) Selbstoptimierung von Frauen, in starkem Kontrast zur stereotypen Vorstellung von Familie und Ehe als Orte von Privatssphäre und Selbsterfüllung. Hygiene und Leistung gewährleisten gleichermaßen einen reibungslosen Ablauf kapitalistischer Systeme, und es entsteht der Eindruck, dass nur Weniges von dem, was Elizabeth tut, dem eigenen Vergnügen anstatt gesellschaftlicher Ratifizierung zugutekommt.

Auch in *Schoßgebete* bricht die Protagonistin mit gewissen sozialen Skripts. So erklärt Elizabeth, dass sich ihr Mann für sie rasiert, zumindest hin und wieder, und dass auch sie sich manchmal, aber eben nicht immer rasiert (240).²²⁵ Der einzige wirklich progressive Aspekt des Romanes ist allerdings nur das Infragestellen des Monogamieprimats, wobei die Methoden, mit denen dies geschieht, wiederum diskussionswürdig sind.

Seit einiger Zeit besuchen Elizabeth und ihr Ehemann Georg regelmäßig Bordelle. Es war Georgs Wunsch, eine andere Frau in das eheliche Sexleben einzubeziehen, und obwohl Elizabeths Körper gegen dieses „Hobby“ revoltiert – nur daran zu denken löst bei ihr Durchfall aus –, erfüllt sie Georg diesen Wunsch regelmäßig. Auch schickt sie ihren Mann alleine ins Bordell, um ihm zu zeigen, dass sie entspannt mit

²²⁵ Der Grund für ihre Entspantheit bezüglich der eigenen Körperrasur liegt allerdings darin begründet, dass ihr Ehemann sein Einverständnis gibt: „[Der] ist da nicht so streng wie früher, am Anfang unserer Liebe“ (239).

so einer Situation umgehen kann. Zugleich fantasiert sie selbst auch darüber, eine außereheliche Affäre zu beginnen (47, 85). Im Gegensatz zu ihrem Mann möchte sie aber nicht, dass dies mit einem Prostituierten geschieht, sondern am liebsten wäre ihr ein Mann aus dem gemeinsamen Freundeskreis (202). Am Ende des Romans scheint Georg sein Einverständnis zu geben (282).

In erster Linie wird Elizabeths Leben jedoch von Rollenerwartungen bestimmt, und es bleibt kein Raum für jegliche Form von Selbstdarstellung.²²⁶ Was darüber hinaus rasch deutlich wird ist, dass Elizabeths Prioritäten in ihrem starken Bedürfnis nach Anerkennung durch ihr Umfeld verwurzelt liegen.²²⁷ Und dies ist, wie bereits gesagt, nicht nur eine Auswirkung des tragischen Autounfalls.

Die bessere Feministin (?): Elizabeths Kampf gegen die eigene Erziehung

Jeden Tag aufs Neue versucht die Protagonistin, eine perfekte Mutter zu sein, und beschreibt stolz all die Dinge, die sie ihrer Tochter zu liebe tut. Nur gesundes, selbst gekochtes Essen kommt auf den Tisch, es gibt feste Verhaltensregeln, die das Teenagermädchen durch den Tag geleiten sollen, und Elizabeth gibt ihrer Tochter so oft es geht zu verstehen, dass sie ihren eigenen Weg gehen darf (28). All diese Dinge sollen der Tochter ein besseres Familienleben garantieren, als die Protagonistin es selbst in ihrer Kindheit erlebt hat. Nicht nur ließen ihre Eltern sich scheiden, ihre Mutter wechselte auch regelmäßig ihre Partner, was Elizabeth als sehr belastend empfand (31), und die grundsätzliche Beziehung zwischen Mutter und Tochter wurde und wird, so die

²²⁶ Die LeserInnen erfahren, dass Elizabeth Fotografin war, als sie Georg als Gallerist kennengelernt hat. Es wird nicht deutlich, ob dies ein Hobby oder ihr Beruf war. In jedem Fall bleibt dies der einzige Hinweis auf eine Aktivität, die nichts mit der Versorgung der Familie zu tun hat.

²²⁷ In beiden Romanen werden die Wörter „stolz“, „Stolz“ und die Phrase „stolz auf mich“ wiederholt verwendet.

Erzählerin, durch moralische Erpressung geprägt: „Entweder du bist so wie ich, oder ich liebe dich nicht“ (28).

Elizabeth ist sich bewusst darüber, wie sie ihre Rolle zur spielen hat, um als Frau wahrgenommen zu werden, die ihre mütterlichen Pflichten perfekt meistert (27).²²⁸ Und obwohl die tagtäglichen Ansprüche der mütterlichen und weiblichen Performanzen den psychischen Druck erhöhen – oft hat die Protagonistin das Gefühl, den Verstand zu verlieren oder stellt sich vor, ihre Familie zu verlassen – zwingt die Angst alleine zu sein die Protagonistin zum Weitermachen: „Ich denke immer darüber nach, wie ich [Georg] gefallen könnte. Ich will doch für immer mit ihm zusammenbleiben. Das heißt, es gibt eigentlich nie eine häusliche Entspannung“ (80).

Für ihren Mann will sie die „coolste“ Frau der Welt sein, was unter anderem dazu führt, dass sie versucht, sich sexuelle Hemmungslosigkeit anzutrainieren. Auch hier ist ihr Ziel, die eigene Erziehung zu überwinden, da ihre Mutter sie – eine weitere Parallele zu Jelineks *Die Klavierspielerin* – willentlich zu einem „asexuellen Wesen“ (8) erzog, indem sie die Tochter im Namen des Feminismus wiederholt vor der Verächtlichkeit der Männer warnte und die Meinung vertrat, dass Geschlechtsverkehr mit einem Mann nur dazu gut sei, um ein Kind zu zeugen. Mit Elizabeths Mutter kreierte Roche einen satirischen Seitenhieb auf die Ideologie des sex-negativen Feminismus der 1970er und 1980er Jahre. Zusammen mit Alice Schwarzer ist Elizabeths Mutter in den Gedanken der Tochter jedesmal beim ehelichen Geschlechtsverkehr dabei, welcher stets demselben Regelbuch zu folgen scheint, und erinnert ihre Tochter daran, dass es weder einen

²²⁸ In ihrem Artikel „Motherhood and Performance: (Re)Negotiations of Motherhood in Contemporary German Literature“ spricht Alexandra Merley Hill von *maternal drag* als „performance of maternal identity“ (77). Auf der Performanztheorie Butlers fußend definiert Hill Mutterschaft und Mütterlichkeit als sozial konstruierte Rollen, welche darüber bestimmen, was eine gute, was eine schlechte Mutter ausmacht. Diese Dynamik ist auch in Roches Romanen, vor allem in *Schoßgebete*, zu erkennen.

vaginalen Orgasmus gibt (17), noch dass analsex für eine Frau angenehm sein kann (267). Elizabeth beschuldigt ihre Mutter auch für ihre Abneigung gegen Masturbation, der sie nur im Beisein ihres Mannes nachgeht, um diesem einen Gefallen zu tun (15).²²⁹

Die Einstellung der Protagonistin, die sie recht undifferenziert nur mit der Erziehung durch eine „ultra-orthodoxe“ Feministin in Verbindung setzt, verweist auf die Konflikte und Anstrengungen, die viele Frauen bezüglich der Wahrnehmung ihrer Sexualität und ihre (negative) Beeinflussung durch Sozialnormen erfahren, nicht zuletzt auch durch zeitgenössische feministische Strömungen. In ihrer aufschlussreichen Studie *Performing Sex: The Making and Unmaking on Women's Erotic Lives* (2011) untersucht Breanna Fahs die Herausforderungen, mit denen sich US-amerikanische Frauen auf der Suche nach der Antwort, was sexueller Genuss für sie bedeutet, konfrontiert sehen – und dies in einer Zeit, in der Frauen aus den Industriestaaten vorgeblich sexuell befreiter als je zuvor sind.²³⁰ Mit Verweis auf vorangegangene Untersuchungen berichtet Fahs, dass „over half of women report having faked orgasm [...]; nearly half of all women report rape fantasies and many cite them as their favorite fantasies [...]; pharmaceutical companies aggressively campaign to create Viagra for women and drugs to induce women's desire“ (Fahs 2).

Für Elizabeth ist Sex mit ihrem Ehemann vorgeblich die einzige Möglichkeit, sich komplett zu entspannen und fallenzulassen. Doch wie bereits angeführt ist der ständige Konflikt zwischen ihrer schambeladenen Sexualität und dem Druck, nichts weniger als

²²⁹ In *Die Klavierspielerin* achtet die Mutter sehr genau darauf, dass die Hände ihrer Tochter des nachts nicht heimlich unter der Bettdecke verschwinden (56).

²³⁰ Meines Wissens nach existiert bisher leider keine vergleichbare Studie für Deutschland.

die beste und sexuell befriedigendste Frau zu sein, stets an ihrer Seite.²³¹ Letztlich kann sie daher mit ihrem Ehemann zu schlafen nur deshalb als befreiend empfinden, weil sie von vornherein genau weiß, was sie zu erwarten hat und welche Rollen sie und Georg einnehmen. Es ist diese Routine, die ihr Sicherheit gewährt. Trotzdem ist es für die Protagonistin mit enormem Stress verbunden, sexuell aktiv zu sein und sich selbst als eine begehrten- und bewundernswerte Frau darstellen zu wollen – bis hin zu dem Punkt, an dem sie sexuelle Unlust mit Frigidität gleichsetzt: „Ich würde das gerne bei mir abschaffen, diese Verklemmtheit, dass ich meine Geilheit nicht artikulieren kann. [...] Meine Geilheit existiert nur, wenn ich seine Geilheit spiegele“ (77-78).

Gewiss spielt in diese Sprachlosigkeit auch die Erziehung der Mutter hinsichtlich der Fremdheit gegenüber dem eigenen Körper hinein. Nichtsdestoweniger muss sich Elizabeth dazu zwingen Initmität zu initiieren (14), und gerne erfindet sie Ausreden, um dem aus dem Weg zu gehen (78). An dieser Stelle muss man sich daher fragen, wo genau sexuelle Befreiung und der Lernprozess hin zu einem vertrauten Umgang mit der eigenen Sexualität endet und psychologischer oder gesellschaftlicher Zwang beginnt.

Auch in die regelmäßigen Bordellbesuche willigt Elizabeth nicht freiwillig ein: „Aber ich komme damit besser von meiner Mutter weg, und ich komme meinem Mann viel näher“ (50). Diesen Unternehmungen zuzustimmen ist Elizabeths Art, ihrem Mann gegenüber Dankbarkeit zu zeigen, da sie weiß, was Georg mit ihr an seiner Seite durchmachen muss: „Ich wäre nicht gern mit mir zusammen oder womöglich noch mit mir verheiratet. Horror!“ (73). Georg ist der Versorger der Familie, und Elizabeth und ihre Tochter sind zu ihm und seinem Sohn aus erster Ehe gezogen – für sie noch ein

²³¹ Immer ist Elizabeth besorgt, dass die Nachbarn sie beim Sex hören können (12), und sie fühlt das Bedürfnis, sich unmittelbar nach dem ehelichen Geschlechtsverkehr zu waschen (21).

Grund mehr, ihre Ängste zu bekämpfen und ihren Mann ins Bordell zu begleiten. In einem Ton, der Anlass zu der Frage gibt, wieviel Ironie oder sogar Satire die Autorin für ihre Romane intendiert hat, erklärt Elizabeth: „Ich mache das alles für ihn, was ich kann, bis zur Selbstaufgabe. Für immer. Hoffentlich schaffe ich das. Das ist jedenfalls der Plan. Er soll aber nicht merken, dass es Selbstaufgabe ist, ist ja unsexy“ (72).

Sobald sie und ihr Mann sich einer Prostituierten nähern, genießt Elizabeth den Akt, und im Anschluss ist sie sehr stolz, es wieder „geschafft“ zu haben. Während des „Dreiers“ ist sie sich jedoch des performativen Gehalts ihrer sexuellen Begegnung mit einer Frau bewusst: „Ich schiele zu meinem Mann rüber, hey, für den machen wir das doch eigentlich, das ist uns beiden, glaub ich, hundertprozentig klar“ (249). Ebenso begreift sie den Einfluss pornographischer Inszenierungen und nennt ihre gleichgeschlechtlichen Erfahrungen „die ultimative Lesbenshow“ (248). Doch obschon es ihr sehr gefällt, mit einer Frau intim zu sein, positioniert sich Elizabeth ausdrücklich innerhalb eines heteronormativen Gefüges: „Was ich da leiste, als eine heterosexuelle Frau, also, da bin ich von mir selber beeindruckt“ (251). Breanna Fahs betitelt dieses Verhalten als „compulsory bisexuality“ (Fahs 71-115), und sie zieht die Möglichkeit in Erwägung, dass soziale Normen durch eine größere Akzeptanz weiblicher sexueller Ausdrucksformen erweitert werden können.

Unabhängig davon ist der Mann allerdings derjenige in diesem Szenario, der letztlich immer von forcierter bzw. inszenierter Bisexualität profitiert. Traditionelle Männlichkeit wird durch sexuelle Interaktionen zwischen zwei Frauen nicht bedroht – solange es sich nicht um „echte“ Lesben handelt. Und solange Frauen ihre sexuellen Begegnungen mit dem eigenen Geschlecht aus Angst davor, für lesbisch oder bisexuell

gehalten zu werden, unter der Idee heterosexueller Begierden subsumieren, bleibt die Hegemonie heteronormativer Skripts unangetastet. Dass Elizabeth sich selbst als Hure bezeichnet (71), ist hierbei nur ein weiteres Indiz für all jene Implikationen, die aus dem Bestreben entstehen, eine neue Weiblichkeit zu formulieren.

Besonders problematisch ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass Elizabeth sich auf ein Verhalten einlässt, um ihrem Mann zu gefallen und gegen die Maximen der Mutter zu handeln, anstatt primär eigenen Bedürfnissen zu folgen. Im Folgenden werde ich das zwiespältige Verhältnis zwischen Mutter und Tochter näher beleuchten, welches, ebenso wie in *Feuchtgebiete*, auf einem sich wiederholenden Kreislauf weiblichen Wahnsinns aufbaut.

„Schlechte Gene und schlechtes Vorbild“ – Weiblicher Wahnsinn und weibliche Schuld

In Elizabeths Familie mütterlicherseits heißen alle Frauen Elizabeth. Selbst ihre Tochter Liza ist Teil dieser Tradition. Jede von ihnen hat in ihrem Leben wenigstens einen Nervenzusammenbruch erlitten (234), und „Mutter ist immer Schuld. Ich werde später auch an allem schuld sein für mein Kind“ (39). Trotz Elizabeths Bemühungen muss sie gestehen, dass sie leider doch sehr wie ihre Mutter geworden ist: „Sie ist eine sehr unglückliche, aggressive Frau. Ich jetzt auch. Schlechte Gene und schlechtes Vorbild“ (81). Diesbezüglich sind die Rollen, die sie auszufüllen bemüht ist – Mutter, Ehefrau, Hure – ein Hauptgrund für ihre Unzufriedenheit und innere Zerrissenheit. Zugleich helfen sie ihr jedoch, ihre Depression zu überspielen. In jenen Momenten, in denen ihre Anwesenheit weder von ihrem Mann, noch ihrer Tochter oder der Therapeutin gebraucht wird, sieht sich Elizabeth mit ihrer Einsamkeit konfrontiert, da ihr gesamtes

Dasein durch die Bedürfnisse und die Bestätigung anderer definiert wird (87). Aber „Kochen hilft gegen Verrücktwerden“ (25).

Hierbei handelt es sich jedoch nicht nur um Auswirkungen eines traumatischen Ereignisses, nämlich des Autounfalls, und konfliktbeladenen Familienkonstellationen oder Ausdruck des schädigenden Potentials von Gendernormen. Roche beschreibt Wahnsinn als grundlegenden Charakterzug von Frauen, der mit der Pflicht verbunden ist, zu Normalität und Gesundheit zurückzufinden: „Es gibt Frauen, die suchen sich Männer aus, die ihnen helfen, sie stark machen und aufbauen. Das weißt du gar nicht, wie das ist. Das wirst du aber nur mit viel Arbeit an dir selbst rausfinden können. Du meinst, du bist nicht so verrückt wie ich, du musst nicht in Therapie. Frag mal alle um dich herum, wie sie unter dir leiden [...]“ (223).

Weiblicher Wahnsinn ist folglich das Resultat der Bestrebungen der Protagonistin, althergebrachte Ideen von Weiblichkeit mit den Ansprüchen einer neoliberalen Gesellschaft in Einklang zu bringen – während zugleich eine Trennung von der Muttergeneration angestrebt wird. Vor dem Hintergrund der Prämisse, dass durch harte Arbeit der eigene Erfolg sowie das eigene Glück gewährleistet werden kann, gerät ein Nichteintreffen jenes Erfolgs zum individuellen Versagen. Während Roche durchaus die Rolle erkennt, welche die Gesellschaft in der Gefährdung der Ideenwelt junger Frauen und Mädchen spielt, macht sie daher im selben Zug Frauen für ihren eigenen Reifeprozess sowie ihre „Verbesserung“ verantwortlich. Es ist die Schuld der Mutter, dass Elizabeth so wurde wie sie ist; es ist Elizabeths Schuld, dass sie nicht in der Lage ist, ihre „dreckige Psyche“ (55) trotz jahrelanger Therapie zu reinigen; es ist die Schuld ihrer

Freundinnen, wenn sie unglücklich bleiben, da sie sich keine therapeutische Hilfe suchen wollen.

Die Problematisierung von Weiblichkeit geht in Roches Romanen mit einer Aufrechterhaltung heterosexueller, männlicher Sexualität einher sowie dem Versuch, „den Mann“ rückblickend auf seine Verdammung durch den radikalen Feminismus zu rehabilitieren. Zwar kümmert sich Elizabeths Ehemann gemeinsam mit ihr um Haushalt und Kinder und verlässt seine Frau auch dann nicht, wenn sich ihre rasende Eifersucht in gewalttätigen Angriffen auf Georg entlädt.²³² Doch ungeachtet der Tatsache, dass Männer in Roches Romanen oft als gebende, sogar verführte Partner auftreten, besteht Maskulinität weiterhin als begünstigte, heterosexuelle Einheit. In verspielter Naivität wundert sich Elizabeth zum Beispiel darüber, warum Georg keinen anderen Mann berühren will, obwohl sie doch ihm zuliebe Sex mit anderen Frauen hat (202), und sie schlussfolgert: „Er muss nichts darstellen, was er nicht ist“ (218). Diese Begünstigung von heteronormer Maskulinität verstärkt die Anforderung an Frauen, beständig an sich, ihrem Aussehen, ihrem Erfolg zu arbeiten. Bei Roche sind es daher die Frauen – vor allem Feministinnen der vorherigen Generation –, die das eigentliche Problem darstellen: „Der Mann ist überhaupt nicht der Feind“ (51).

Schlussbetrachtung

Obwohl Elfriede Jelineks *Die Klavierspielerin* und Charlotte Roches Romane *Feuchtgebiete* und *Schoßgebete* zwei sehr unterschiedlichen Wirk- und Rezeptionskreisen entspringen, bringt die Untersuchung aller drei Texte mehrere Parallelen zutage. Ein großes gemeinsames Thema ist die Einbindung von Pornographie,

²³² Allerdings überredete Georg Elizabeth auch zu einer Abtreibung, als sie kurz nach Beginn ihrer Beziehung schwanger wurde, da er für ein gemeinsames Kind noch nicht bereit war (230-231).

wenn sich auch beide Autorinnen dem aus zwei ganz unterschiedlichen Richtungen nähern. Ganz eindeutig kritisiert Jelinek die voranschreitende Pornographisierung der Gesellschaft in den 1980er Jahren als Machtinstrument patriarchaler Strukturen, wohingegen pornographische Elemente bei Roche im Sinne einer neo-feministischen Befreiung zum Tragen kommen sollen. Damit zusammen hängt auch die aktive Annahme eines männlichen Blickes durch Erika Kohut und Helen Memel sowie eine indirekte Annahme durch Elizabeth Kiehl, die sich stets selbst durch die Augen ihres Ehemannes betrachtet, um sich als Ehefrau zu perfektionieren. Daraus folgend ist allen drei Romanen gemein, dass der Pornographie entlehnte sexuelle Performanzen oft nichts mit selbstbestimmter, erfüllender Sexualität zu tun haben – dies trifft vor allem auf *Die Klavierspielerin* und *Schoßgebete* zu –, sondern mit dem mechanischen Bedienen von Gendernormen, sowohl männlichen als auch weiblichen, in der Hoffnung, auf diese Art und Weise äußere Anerkennung und innere Befriedigung zu erfahren.

Hiermit verbunden ist die Aussage, dass es nicht nur unmöglich ist, das gesellschaftliche Ideal von „Weiblichkeit“ voll auszuleben, sondern dass es auch in hohem Maße mit Konflikten verbunden ist, welche verschiedenartige Formen problematischen Verhaltens, inklusive Gewalt gegen Familienmitglieder auslöst. Die psychologische Entwicklung der Protagonistinnen steht dabei in engster Verbindung zur Figur der Mutter, gegen deren Erziehungsmaßnahmen sich die jungen Frauen zwar auflehnen, die aber ihr Inneres bereits dermaßen geformt haben, dass sie schlussendlich nicht davor fliehen können, und dass ihr alltägliches Leben zum Kampf gegen den mütterlichen Einfluss wird.

Die Aussage, die hinter dieser Thematik versteckt liegt und am stärksten in Jelineks Roman hervortritt, ist die, dass es nicht wünschenswert ist, eine Frau zu sein. Weiblicher Wahnsinn als Ringen um eine wie auch immer definierte perfekte Ausübung von Frausein ist damit letztlich in den hier untersuchten Texten ein Symptom kapitalistischer (Jelinek) und neoliberaler (Roche) Gesellschaftsstrukturen, zu deren Erhaltung die Protagonistinnen, wie gesehen, ebenso beitragen, wie sie unter ihnen leiden. Angesichts der Tatsache, dass keine von ihnen glücklich wird – auch das Schicksal Helens ist ungewiss, trotz der Trennung von ihrer Mutter und ihrer Vergangenheit –, stellt sich die Frage, inwieweit Repräsentationen weiblichen Wahnsinns sich tatsächlich dazu eignen, mögliche gesellschaftliche Veränderungen zu initiieren. Deshalb widmet sich das letzte Kapitel der Frage nach der Subversivität weiblichen Wahnsinns.

5. Kapitel

„[And] I thought how unpleasant it is to be locked out; and I thought how it is worse perhaps to be locked in“²³³: Die Frage nach dem subversiven Potential weiblichen Wahnsinns

Von dem Moment an, in dem die verrückte Frau eine konstitutive Rolle für die Entwicklung feministischer Literaturkritik einnahm, wurde das Potential weiblichen Wahnsinns in der Literatur, vorherrschende Strukturen nicht nur darzulegen, sondern auch zu unterwandern, kritisch hinterfragt.²³⁴ Wenn Psychiatriepatientinnen für sich selber sprechen dürfen, so wie Phyllis Chesler dies in ihrer Studie *Women and Madness* (1972) ermöglicht hat, stellt dies die übliche Rollenverteilung bzw. Sprechpositionen innerhalb des Diskurses auf den Kopf. Das gilt ebenso für Beiträge aus der Erfahrungsliteratur, wie z.B. Maria Erlenbergers *Der Hunger nach Wahnsinn* (1977) oder Susanna Kaysens *Girl, Interrupted* (1994). Doch bedeutet das Sprechen jener, denen im Diskurs des weiblichen Wahnsinns sonst überwiegend die Rolle des Schweigens zugewiesen wird, dass ihnen aus feministischen Beweggründen – also aus dem Bedürfnis hinaus, den Opferstatus in eine Protesthaltung umzuwerten – absolute Autorität zugesprochen werden kann? Das heißt, sind nur sie in der Lage, die diskriminierenden Zustände sowie ihr „wahres“, durch hierarchische Strukturen unterdrücktes Selbst darzustellen? Und entwickelt allein die Darstellung weiblichen Wahnsinns in der Literatur bereits Kräfte, die einen Aufbruch tradierter Wissensnarrationen erwirken – oder handelt es sich letztlich, trotz des kritischen Potentials, um eine bloße Reproduktion solcher Strukturen, welche geschlechtsspezifische Dichotomien sowie stereotype

²³³ Woolf 24.

²³⁴ Vgl. den Abschnitt über Critical Madness Theorien in der Einleitung.

Frauenbilder bestätigen und verfestigen? Diesen Fragen versucht das letzte Kapitel dieser Arbeit näherzukommen.

Aus psychoanalytisch-feministischer Sicht manifestiert sich in der Idee einer weiblichen Ästhetik sowie im Diskurs des Wahnsinns das Eindringen des Unsagbaren, Ausgeschlossenen in das durch die väterliche Ordnung definierte Symbolische. Das, was Luce Irigaray und Hélène Cixous an die Seite bzw. über das männliche Symbolische zu platzieren gedachten, ist ein weibliches Imaginäres, das, zumindest in der Theorie, aus der präödpalen Sphäre schöpfen soll, also aus jener Entwicklungsphase, die durch eine enge Verbindung zwischen Mutter und Tochter gekennzeichnet ist und zeitlich vor dem Anpassen an heterosexuelle Normen, dem sogenannten Eintritt in das Symbolische, angesiedelt ist. Die argumentative Schwäche, die sich innerhalb des französischen feministischen Poststrukturalismus offenbart, ist das Verharren in biologisch determinierten Dichotomien, da weder Irigaray noch Cixous die Idee des Anderen, des Weiblichen, vollkommen vom weiblichen Körper zu trennen vermögen.²³⁵ Annette Schlichter weist in diesem Kontext darauf hin, dass die Kritik weiblicher Repräsentation durch ein patriarchalisches System immer nur aus diesem System heraus geschehen kann (Schlichter 166).

Wenn ich dieser Aussage auch zustimme, so bleibt doch die Tatsache, dass Weiblichkeit sowie die geschlechtliche Differenz zugunsten einer Kritik am Patriarchat nicht nur im Rahmen des französischen Feminismus, sondern in vielen Ausrichtungen des Feminismus aufgewertet und als neues Nonplusultra, als „unverfälschte“ Variante menschlichen Sprechens und Denkens präsentiert wird. Bereits 1987 wies Teresa de

²³⁵ Masanek 53, Lindhoff 126, Schlichter 165.

Lauretis in ihrer Essaysammlung *Technologies of Gender* auf die Einschränkung hin, die sich aus der Gleichsetzung von Gender und sexueller Differenz ergibt:

With its emphasis on the sexual, “sexual difference” is in the first and last instance a difference of women from men, female from male; and even the more abstract notion of “sexual differences” resulting not from biology or socialization but from signification and discursive effects [...], ends up being in the last instance a difference (of woman) from man—or better, the very instance of difference *in* man. To continue to pose the question of gender in either of these terms, once the critique of patriarchy has been fully outlined, keeps feminist thinking bound to the terms of Western patriarchy itself, contained within the frame of a conceptual opposition that is “always already” inscribed in what Frederic Jameson would call “the political unconscious”—be they biological, medical, legal, philosophical, or literary—and so will tend to reproduce itself, to retextualize itself [...], even in feminist rewritings of cultural narratives.

(de Lauretis 1-2)

Bereits in den späten 1980er Jahren wurde, wie de Lauretis Ausführungen zeigen, die Entwicklung innerhalb der Literatur- und Kulturwissenschaften von einem gynozentrisch geprägten Feminismus hin zu Gender Studies initiiert, welche vom historisch, kulturell und sozial bedingten Konstruktionscharakter jeglicher Kategorien – auch dem des biologischen Geschlechts (Butler, *GT* 8-10) – ausgehen. Ihrem Wesen nach beanspruchen Gender Studies keine ultimative Wahrheit für sich, d.h. kulturelle Produkte und Aussagen

werden in ihrer historisch bedingten epistemologischen Pluralität anerkannt.²³⁶ Die Postulierung eines absolut gesetzten Weiblichen, eines unfehlbaren Weiblichen, welches immer schon eine bessere Alternative zum traditionellen Männlichen bildet, als einzig positiver Ausweg aus heteronormativen Machtstrukturen ist daher nicht länger tragbar.

In diesem Zusammenhang verkompliziert sich allerdings auch die Frage nach einer potentiellen Subversivität weiblichen Wahnsinns. Es kann nicht davon ausgegangen werden, dass die Position der verrückten Frau automatisch gleichbedeutend mit progressivem literarischem Ausdruck ist. So erlaubt der ironische Schreibstil Charlotte Roches eine Auslegung des zweiten Romans *Schoßgebete* (2011) im Sinne Irigarays parodischer Methodologie mimetischer Hysterie, doch bleibt Elizabeth Kiehl dem Wirkkreis stereotypischer Frauenbilder verhaftet und der Roman zeigt keine Alternative für eine erfüllende Ich-Formation der Protagonistin auf.

Vor dem Hintergrund der Diskursanalyse erhalten Attribute wie „authentisch“ oder „subversiv“ erst recht einen relativen Charakter, wenn wir davon ausgehen, dass diese Form von Bedeutungszuschreibung zeit- und kontextspezifisch ist, d.h. von der individuellen Position der analysierenden Person abhängt.²³⁷ Die daraus resultierende Entgrenzung von Bedeutung und die Akzeptanz ihrer Pluralität entwertet nicht jene Bedeutung, die weiblicher Wahnsinn für die Ausformung feministischer Literaturkritik in den späten 1970er und 1980er Jahren hatte, doch müssen die Resultate dieser älteren Analysen auf ihre Relevanz im 21. Jahrhundert hin überprüft werden.

²³⁶ Wobei natürlich die Annahme, dass Begriffe wie „weiblich“ und „männlich“ auf sozialen Konstrukten basieren, auch als ideologischer Wahrheitsanspruch verstanden werden muss.

²³⁷ Folglich können auch meine kulturell und historisch determinierten Ausführungen nicht als neutral verstanden werden.

Diese Voraussetzung erlaubt zudem eine flexible Herangehensweise auch an solche Texte, die eine Berücksichtigung und auch Aneignung „männlich“ geprägter Diskurse unumgänglich machen – und dies ist beim Diskurs weiblichen Wahnsinns in nahezu jedem Fall gegeben. Wie die vorangegangenen Kapitel gezeigt haben, schrieben zum Beispiel Autorinnen wie Ingeborg Bachmann und Elfriede Jelinek aus der Position eines die Geschlechtsdifferenz betonenden Blickwinkels, und auch die Diskurse der Psychoanalyse oder der Hysterie sind (mit unterschiedlicher Wertung) in mehrere der in dieser Arbeit untersuchten Texte eingeflossen, so dass der Gebrauch Freudschen Vokabulars durchaus zu einem besseren Textverständnis führen kann. Die Pluralität eines dekonstruktiven bzw. poststrukturalistischen Analyseverfahrens ermöglicht es jedoch, für jeden Text individuell zu entscheiden, welche Positionen die unterschiedlichen Protagonistinnen in Bezug auf „ihren“ Wahnsinn einnehmen.

Der Diskurs weiblichen Wahnsinns legt, wie wir gesehen haben, Zeugnis der Hegemonie patriarchaler, „Frauen“ zum Nachteil reichender Machtstrukturen ab, beginnend mit der Pathologisierung des weiblichen Körpers, hin zur Ausführung medizinischer Diagnoseverfahren, der Aneignung ausgrenzender (rassistischer) Stereotypenkonzepte und der Verinnerlichung der Vorstellung einer natürlichen Verwandtschaft zwischen Weiblichkeit und Wahnsinn. In diesem Zusammenhang bemüht sich dieses Kapitel um eine Antwort auf die Frage, welcher Zustand für die Protagonistinnen der hier untersuchten Texte vorteilhafter bzw. produktiver ist: eingeschlossen oder ausgeschlossen zu sein und ob überhaupt eine Wahl besteht. Das Zitat, welches ich als Überschrift für dieses Kapitel gewählt habe, stammt aus Virginia Woolfs berühmtem Essay *A Room of One's Own* (1929), in welchem die britische

Schriftstellerin die Bedeutung eines eigenen Raumes (neben Zeit und Geld), wortwörtlich und im übertragenen, kulturellen Sinn, für die (schriftstellerische) Selbstverwirklichung einer Frau herausarbeitet. In diesem Zitat ist die Idee impliziert, dass Frauen keinen Anteil an „männlicher“ Kultur haben, dass viele Männer über Frauen geschrieben haben, Frauen aber auf der anderen Seite nicht zu Wort kommen (Woolf 26).²³⁸ Selbst der Zugang zu Wissen, so Woolf, wird ihnen verwehrt (7-8). Doch stellt sie sich die Frage, ob es letztlich nicht besser sei, aus der von Männern dominierten kulturellen Sphäre ausgeschlossen und unabhängig zu sein, anstatt „drinnen“ durch Normen und Vorurteile eingeschränkt zu werden. Die Metapher des „locked in/locked out“ nimmt eine weiterreichende Bedeutung im Kontext weiblichen Wahnsinns ein. Eingeschlossen zu sein erweckt zunächst die Assoziation zu Nervenheilanstalten bzw. psychiatrischen Kliniken. Eingeschlossen fühlen sich die Protagonistinnen in den hier untersuchten Texten aber auch durch Rollenerwartungen und Ansprüche, die an das kapitalistische (weibliche) Individuum gestellt werden. Zur selben Zeit werden die unterschiedlichen Frauen als von der kulturellen, produktiven Sphäre ausgeschlossen dargestellt, und die Diagnose einer Geisteskrankheit gefährdet ihren Status als vollwertiges, der Vernunft fähiges Mitglied der Gesellschaft. Für jeden Text werde ich daher kurz darlegen, welche Konstellation von „locked in/locked out“ vorliegt, welche Rolle Wahnsinn in der Ich-Formierung der Protagonistinnen spielt und welche Position diese diesbezüglich einnehmen.

Diese abschließende Untersuchung beginne ich mit Christa Wolfs *Kassandra* (1983). Anders als die anderen Texte erlebt Wolfs Protagonistin ein Leben „nach“ dem

²³⁸ Kritik muss an der Tatsache geübt werden, dass Virginia Woolf den Begriff „Frau“ nicht weiter differenziert und sich ausschließlich an weiße Frauen des Mittelstands richtet.

Wahnsinn, welchem sie sich in einem Moment größter seelischer Not bereitwillig überlässt, den sie aber ebenso später zurückweist. Es soll, im Vergleich mit den anderen Texten, der bereits genannten Problemstellung nachgegangen werden, ob weiblicher Wahnsinn immer schon durch seine literarische Abbildung eine Bekräftigung unterdrückender Machtgefälle bedeutet. Berücksichtigt werden soll dabei die bereits angesprochene Pluralität – im Gegensatz zu einer unhinterfragten Aufwertung der „weiblichen“ Sprechposition –, welche sich aus poststrukturalistischen bzw. dekonstruktiven Methodologien ergibt. Auf diese Weise werden Machtkonstellationen beurteilt und diskriminierende Strukturen, die sich gegen die Protagonistinnen richten, ebenso beachtet wie solche, die eine Autorisierung der weiblichen Stimme beeinträchtigen.

Ein „Nein“ dem Wahnsinn: Christa Wolf, *Kassandra* (1983)

Nie sei die Gefahr eines Atomkriegs in Europa so groß gewesen wie heute, erklärt das schwedische Institut für Friedensforschung in seinem Jahresbericht. 60 000 Atomsprengekörper seien auf der Welt gelagert. In den letzten Jahren, der Zeit der Entspannung, hätten die beiden Großmächte ihre Rüstungen ungeheuer aneinander hochgeschaukelt. (Wolf, *Voraussetzungen* 119)²³⁹

Im Jahr 1980 hielt Europa den Atem an und verfolgte angespannt jede neue Pressemitteilung. Ein neuer Weltkrieg, geführt mit Atomwaffen, schien in unheimliche Nähe gerückt zu sein. Dies war die Zeit, während der in Christa Wolf der Stoff zu einer

²³⁹ Im Folgenden zitiert als *VE*.

neuen Erzählung heranreifte.²⁴⁰ Die Geschichte der Troianerprinzessin und „Unheilsverkünderin“ Cassandra reflektiert jene Fragen, denen Wolf in der Krisenzeit des kalten Krieges nachging. War der Rüstungswahnsinn, der Wille zur Selbstvernichtung das notwendige Resultat des modernen Fortschrittsglaubens? Auch die zunehmende Enttäuschung, die Christa Wolf angesichts der Zustände in der DDR verspürte, floss in den Roman ein, in welchem die Protagonistin verzweifelt, schließlich ernüchtert feststellen muss, dass das troianische „wir“ nicht länger ihres ist.

Darüber hinaus verbinden sich mit diesen Themen solche, die in früheren Veröffentlichungen schon zum Vorschein kamen, und im nachfolgenden Werk stets eine bedeutende Rolle spielten. Den Versuch, das Wahndenken der sich aufrüstenden Industrienationen nachzuvollziehen, steht für Wolf in direktem Zusammenhang mit der Thematisierung „männlichen“, dem Rationalismus verschriebenen Denkens, welches auf Unterwerfung (von Frau und Natur) und Machtausübung ausgerichtet ist. Sich auf eine Reihe von zeitgenössischen Publikationen beziehend, die vorzeitliche Matriarchate zum Thema haben (Manola 294, 378-379), zeichnet die Schriftstellerin die letzte Phase des Überganges von Matriarchat zu Patriarchat innerhalb der Mauern Troias nach.²⁴¹ In der Erzählung wird dies dadurch sichtbar, dass das Wort von Priesterinnen weniger geachtet wird als das von Priestern und Sehern. Zunehmend schwindet der politische Einfluss Hekabes, Kassandras Mutter, bis zu dem Punkt, wo ihr selbst die Teilnahme an Ratssitzungen verwehrt wird. Kassandras Schwester Polyxena wird Achilles übergeben in der Hoffnung, dass er die Griechen zum Rückzug bewegen kann. In den der Erzählung

²⁴⁰ In *Voraussetzungen einer Erzählung*, der Veröffentlichung von Wolfs Frankfurter Poetik-Vorlesungen, berichtet die Schriftstellerin, wie ihr eher zufällig die Orestie in die Hände fällt, nachdem sie und ihr Mann ihren Flug nach Athen verpasst haben. Die Lektüre, zusammen mit der Griechenlandreise, war der Auslöser für die Behandlung des Cassandra-Mythos.

²⁴¹ VE 63, 78, 84, 173.

vorausgehenden Frankfurter Poetik-Vorlesungen aus dem Jahr 1982 formuliert Christa Wolf jene Fragen, die sie hinsichtlich der Entwicklung innerhalb Troias, aber auch innerhalb der gesamten westlichen Kultur beschäftigten:

War denn, fragen wir uns, mit der Erfindung der ersten Waffen – zur Jagd –, mit ihrer Anwendung gegen um Nahrung rivalisierende Gruppen, mit dem Übergang matriarchalisch strukturierter, wenig effektiver Gruppen zu patriarchalischen, ökonomisch effektiveren, der Grund für die weitere Entwicklung gelegt? [...] Liegt in der Jagd nach Produktion, immer mehr Produkten, die Wurzel der Destruktivität? (VE 147)

In ihrem Versuch, sich selbst in Relation zu diesen patriarchalen Strukturen zu setzen, gibt Wolf ihrer Protagonistin die Aufgabe, zu der die Schriftstellerin sich selbst immer wieder, bis zu ihrem Tod im Jahr 2011, anhalten wird: Cassandra durchschreitet einen Prozess der Selbsterkenntnis, der ihr das eigene Wollen und Handeln, vor allem die eigene Blindheit bezüglich der wahren Vorgänge in Troia schonungslos vor Augen führt. Zeitkritik, Patriarchatskritik und Selbstanalyse bilden die Hauptthemen der Erzählung, vereint in der Frage, die Wolf sich schon in *Kindheitsmuster* (1976) stellt: Wie sind wir so geworden, wie wir geworden sind?

Christa Wolf gilt als eine der bedeutendsten Schriftstellerinnen Deutschlands. Vor allem galt und gilt sie noch als „führende“ literarische Stimme der DDR. Ähnlich wie Cassandra Troia niemals den Rücken zukehrte, blieb Wolf bis zum Ende in der DDR. Dass sie niemals ausdrücklich dem Sozialismus entsagte, bis zum Schluss Kritik am kapitalistischen System übte, nahmen ihr viele übel. Anfang der 1990er Jahre rückte sie

daher auch in das Zentrum des deutschen Literaturstreites.²⁴² Auf die Veröffentlichung der Erzählung „Was bleibt“, ein kritischer Bericht einer Ostberliner Schriftstellerin, die von der Stasi überwacht wird, reagierten deutsche Literaturkritiker und Intellektuelle – überwiegend Männer –, die in der Protagonistin das Ebenbild der Schriftstellerin erkennen wollten, mit herber Kritik: Wieso sollte Wolf, die sich nie offen gegen die DDR gestellt hat und bis zum Ende Mitglied der SED war, von der Stasi überwacht worden sein? Und was wollte Wolf mit solch einer Erzählung bewirken, die im Jahr 1990 keinerlei politischen Sprengstoff mehr bot? Letztlich mündete der Streit in eine generelle Debatte um Aufgabe und Stellenwert der deutschen Nachkriegsliteratur.

Christa Wolf blieb allerdings Teil der Diskussion, vor allem als sie 1993 ihre Stasi-Akte veröffentlichte, die bekannt gab, dass die Schriftstellerin für einige Jahre als inoffizielle Mitarbeiterin geführt worden war. Die als Hexenjagd empfundenen öffentlichen Gespräche um ihre Person hatten Wolf bereits im Jahr davor veranlasst, ein Stipendium des Getty Centers in Los Angeles anzunehmen, um so etwas Distanz zu gewinnen. Erst in ihrem letzten Roman, *Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud* (2010), fand Wolf die Kraft, über die Jahre des Literaturstreits sowie ihre Position innerhalb der DDR zu schreiben. Die Tatsache, dass sie als „IM“ in den Stasi-Akten auftaucht, sich aber nicht daran erinnern konnte, hatte Christa Wolf in eine tiefe Krise gestürzt, auf die sie mit Depressionen und psychosomatischen Krankheiten sowie Schlafmangel reagierte, wie in *Stadt der Engel* nachzulesen ist. Leicht gemacht hat es sich Christa Wolf mit der Aufarbeitung ihrer Vergangenheit nicht. Cassandra, so Wolf, schuldete sich selbst „Selbsterkenntnis, Distanz, Nüchternheit“ (VE 19) und ein Einsehen

²⁴² Für detailliertere Beschreibungen des Streits, siehe z.B. Magenau (398-414); Wittek; Anz, *Literaturstreit*.

der eigenen Schuld an den Zuständen. Nichts weniger verlangte Wolf von sich selbst. Bis zum Ende wurde ihre Position als zwiespältig angesehen. Dennoch misst man dem Werk Christa Wolfs eine besondere Bedeutung bei, war sie doch eine Schriftstellerin, deren Texte die historische und auch soziale Entwicklung Deutschlands seit dem Ausgang des zweiten Weltkrieges nachzeichnen.

In ihrer Erzählung *Kassandra* lässt Wolf die gleichnamige Protagonistin anachronistisch, in der Technik des Bewusstseinsstroms, von ihrer graduellen Entwicklung zu einer Person, die das zerstörerische Lügen- und Blendwerk innerhalb des königlichen Palastes durchschaut, berichten. Parallel dazu gestaltet sich der graduelle Untergang ihrer Heimat Troias. Ihre Hauptfigur beschreibt Wolf folgendermaßen:

Kassandra, älteste und geliebteste Tochter des Königs Priamos von Troia, eine lebhaft, sozial und politisch interessierte Person, will nicht, wie ihre Mutter Hekabe, wie ihre Schwestern, das Haus hüten, heiraten. Sie will etwas lernen. Für eine Frau von Stand ist Priesterin, Seherin der einzige mögliche Beruf. [...] Dieser Beruf, ein Privileg, wird ihr zugeschoben: Sie soll ihn nach dem Herkommen ausfüllen. Genau dies muß sie verweigern – zuerst, weil sie auf ihre Art den Ihren, mit denen sie innig verquickt und verbunden ist, am besten zu dienen meint; später, weil sie begreift, daß „die Ihren“ nicht die Ihren sind. (VE 131-132)

Durch ihre Eigenwilligkeit und ihren Wissensdrang, später durch den offenen Bruch mit dem Palast, wird Kassandra zunächst zum kindlichen Störenfried, der sich nicht der vorgegebenen Rolle – Priesterin als Sprachrohr königlicher, nicht göttlicher Fügung – beugen will, dann zur Verräterin, die das politische Schauspiel Troias im Kampf gegen

die Griechen gefährdet. Nicht für ihre Unheilsverkündigungen, die sie unvorbereitet überkommen, sondern für ihr Eintreten gegen den Krieg, der um eine strategisch wichtige Seepassage, nicht um die schöne Helena geführt wird, erklärt man sie für wahnsinnig. Zuletzt lässt ihr eigener Vater sie wegsperren, damit sie den Plan, Achilles aus dem Hinterhalt heraus zu töten – ein verzweifelter Versuch der Trojaner, sich einen entscheidenden Vorteil zu erwirken –, nicht durchkreuzt.²⁴³ Cassandra steht jedoch nicht alleine da. Je mehr sie sich von ihrer Familie und der Politik des Palastes löst, desto näher fühlt sie sich verschiedenen Minderheiten verbunden, welche außerhalb der Stadt wohnen, oder solche, welche sich nie durch die politischen Ränkespiele haben beeinflussen lassen.

Dadurch begibt sie sich bewußt ins Abseits, entledigt sich aller Privilegien, setzt sich Verdächtigungen, Verhöhnungen, Verfolgungen aus: der Preis für ihre Unabhängigkeit. Kein Selbstmitleid; sie lebt ihr Leben, auch im Krieg. Versucht den Spruch aufzuheben, der über sie verhängt ist: daß sie zum Objekt gemacht werden soll. (VE 132)

Dass Cassandra auch bei Wolf das gleiche Schicksal wie Troia erleidet, verkündet der erste Abschnitt der Erzählung: „Mit der Erzählung geh ich in den Tod“ (7). Eine Alternative zu ihrem Tod sah die Autorin also nicht, jedoch arbeitete Wolf die mythischen Überlieferungen Kassandras im Sinne einer Thomas Mann'schen „Psychologisierung des Mythos“ (VE 142) um. Dies, so Wolf, bedeute eine „Rückführung aus dem Mythos in die (gedachten) sozialen und historischen

²⁴³ In Wolfs Cassandra-Version kommt Helena niemals in Troia an und existiert nur als Geistername, der die Soldaten zum Kampf antreiben soll. – „Priamos der König hatte drei Mittel gegen eine Tochter, die ihm nicht gehorchte: Er konnte sie für wahnsinnig erklären. Er konnte sie einsperren. Er konnte sie zu einer ungewollten Heirat zwingen“ (*Kassandra* 104).

Koordinaten“ (VE 152). Auf diese Weise nahm sie zurück, was sie als beschönigend und unwahr empfand und führte Cassandra so aus der Blindheit heraus zum (säkularen) Sehen und Erkennen, auf dass ihr Wunsch erfüllt werde: „Mit meiner Stimme sprechen: Das Äußerste“ (*Kassandra* 8).

Der Entmythologisierungsprozess zerstört und degradiert das Bild des Helden: Hektor, ebenso Spielball wie Cassandra es lange Zeit war, wird in die Rolle des Kämpfers gedrängt, die seinem sanften Charakter vollkommen zuwider läuft; Achill – „das Vieh“ –, sonst als strahlende Figur dargestellt, schlachtet nicht nur Hektor, sondern auch einen weiteren Bruder Kassandras ab, schändet den Leichnam Penthesileas; Paris‘ Raub der Helena schlägt fehl, wird aber für einige Zeit als wirksame Öffentlichkeitskampagne eingesetzt, um in den troianischen Soldaten die Kampfeslust wachzuhalten. Und Kassandras „Verkündigungen“ haben nichts mit göttlicher Eingabe zu tun, sondern werden als stressbedingte, psychosomatische Anfälle beschrieben. Erst als Cassandra auf ihre Position als Priesterin verzichtet, beginnt sie zu „sehen“ und ihre Umwelt zu erkennen.

Anders als in den meisten anderen in dieser Arbeit untersuchten Texte ist die Protagonistin in einen wesentlich komplexeren Kontext eingebaut. Kassandras Geschichte ist nicht auf ihren Körper, ihre Sexualität, ihre Familie oder den Aufenthalt in einer Anstalt beschränkt. Auch setzt sich die junge Frau mit unterschiedlichen Menschen und deren Ansichten auseinander, behauptet oder erweitert ihr „Seh-Raster“ (VE 10) an ihnen. Aus diesem Grund gestalten sich auch die Formen des Wahnsinns als vielschichtiger und weniger auf „das Weibliche“ fokussiert als zum Beispiel in Bachmanns *Franza* und Roches Romanen. Wie oben erwähnt säkularisiert Wolf auch

Kassandras Visionen. Anders als in der Antike üblich ist das SeherInnentum kein Geschenk der Götter oder göttliche Strafe, auch wenn es dem Volk so erscheinen mag.²⁴⁴ Voraussagungen der Priesterinnen, ebenso wie die Rituale der Auguren, die aus den Innereien von Tieren oder dem Flug der Vögel weissagten, stehen in Wolfs Erzählung im Dienst des königlichen Palastes, ein Mittel politischer Machtausübung, um das Volk lenken zu können.²⁴⁵

Die Anfälle – Wolf wählt hier bewusst nicht den Ausdruck „Wahnsinn“ – Kassandras haben hingegen nur insofern etwas mit ihrer Tätigkeit als Priesterin zu tun, als dass sie nach und nach ihre vom Palast intendierte Rolle als konformes Sprachrohr durchschaut. Die daraus folgende Verzweiflung erhöht den psychischen Druck, welcher letztlich zu ihren Episoden führt. Diese wiederum orientieren sich zum einen sehr nahe am klinischen Bild der Epilepsie: Cassandra verliert die Kontrolle über ihren Körper, ihre Glieder zucken oder verkrampfen, es kommt zu vermehrter Speichelbildung. Dadurch gibt Wolf Kassandras Anfällen, die zunächst an Beschreibungen antiker Visionen erinnern, welche Seherinnen oder Orakel überkommen (Koskinas 69-70, Manola 330), einen klinischeren bzw. rationaleren Charakter. Sie sind Ausdruck der Überforderung der Königstochter, die auf der einen Seite von ihrer Familie geliebt werden will, auf der anderen Seite die Lügen und Kriegstreiberei, an deren Spitze Priamos als marionettenhafte Figur steht, nicht dauerhaft ignorieren kann. Die scheinbar heile Welt ihrer Kindheit zerbricht vor ihren Augen, und die unerträgliche innere Spannung entlädt sich in einer fremden Stimme, die aus Cassandra spricht und Troias drohenden Untergang beklagt. Dies geschieht, als zum Beispiel das zweite Schiff zurückkehrt oder

²⁴⁴ Vgl. Brückner 28-31, Porter 16-37; Koskinas 61-62.

²⁴⁵ Die Realisation, dass die Orakelsprüche des Palastes Teil der politischen Ökonomie sind, nimmt Cassandra den Wunsch, ebenso wie ihr Zwillingsbruder ein Mann und Augur sein zu können (41, 117).

als Paris verkündet, er wolle die Schwester seines Vaters zurückerobern, oder notfalls auch eine andere, jüngere, denn längst hatte er das Bild Helenas vor Augen.²⁴⁶ Die Stimme als Ausdruck für Kassandras innere Spaltung ist ihr unheimlich, doch muss sie ihr nachgeben, „damit sie mich nicht zerrisse“ (53). Über die Anfälle sagt Cassandra: „Für das, was aus mir sprach, haben wir keinen Namen. Ich war sein Mund, nicht freiwillig. Es mußte mich erst niederzwingen, eh ich verlauten ließ, was es mir eingab“ (139). Diese Konstellation der Überwältigung des Ichs durch die im Unbewussten schlummernden verdrängten Informationen ruft natürlich Assoziationen zu Freuds Theorien wach, welchem letztlich, ebenso wie Wolf, an einer Aufdeckung der Wahrheit gelegen war – auch wenn diese Wahrheit durch psychoanalytische Begrifflichkeiten bestimmt wird.²⁴⁷ Angesichts Wolfs Interesse für Selbsterkenntnis und für jene Aspekte, die sich in den tiefen Schichten der Erinnerung verstecken, ist eine Annäherung an die Psychoanalyse in ihrem früheren Werk verständlich, auch wenn erst ihr letzter Roman, *Stadt der Engel*, den Geist Freuds „beschwört“.²⁴⁸

Auch weisen Kassandras Anfälle eine gewisse Nähe zu hysterischen Symptomen auf, allerdings doch nicht so sehr im (stereotypischen) Sinne Freuds, welcher das

²⁴⁶ Als sie noch ein Kind war, begann Kassandras geliebter Bruder Aisakos Selbstmord. Da an der Stelle, wo er sich ins Meer stürzte, ein Tauchvogel aus dem Wasser aufstieg, wurde durch den Orakeldeuter Kalchas (und vermutlich nach Absprache mit dem König, um den Selbstmord zu verheimlichen), die Nachricht verbreitet, dass in diesem Vogel „die verwandelte Gestalt des Aisakos“ (58) weiterleben würde, so dass diese Vogelart von dem Tag an unter Schutz gestellt wurde. Cassandra lehnt sich unbewusst gegen diese erste Lügengeschichte auf und erleidet ihren allerersten Anfall.

²⁴⁷ Die Nähe zum psychoanalytischen Gedankengut wird in der Wolf-Forschung anscheinend vorausgesetzt, ohne dass bisher, so weit für mich ersichtlich, eine Untersuchung der Bedeutung von Freuds Werk für Wolf durchgeführt wurde. Dies wäre, in Zusammenhang mit Wolfs Interesse für psychosomatische Medizin, ein interessanter Ausgangspunkt für ein neues Forschungsunternehmen, doch kann der Fragestellung an dieser Stelle nicht weiter nachgegangen werden; vgl. die Verwendung psychoanalytisch konnotierte Begriffe wie „Triebe“, „Es“, „Ich“ z.B. Koskinas 61; Berger 229.

²⁴⁸ Eine weitere Parallele zur Psychoanalyse finden wir in der Thematisierung von Träumen, sowohl Kassandras eigener Träume, als auch derjenigen von Palastbewohnern, die Cassandra im privaten Gespräch deuten soll. Anders als die öffentlich-politischen Verlautbarungen und Weissagungen stellen Träume in der Erzählung unverfälschte metaphorische Ausdrücke der (über-) individuellen, seelischen Zustände da.

hysterische Aufbegehren von Frauen als Ausdruck eines verdrängten Traumas definierte und zumeist sexuelle Thematiken als Wurzel jener Traumata zu sehen glaubte. In ihrer an der Psychoanalyse Carl Gustav Jungs ausgerichteten Studie *The Cassandra Complex* (1988) beschreibt Laurie Schapira ein allgemeiner gefasstes Verständnis von Hysterie: „Hysterical symptoms express unconsciously not only what has been personally repressed but also what has been collectively unacknowledged” (52). Weiterführend vergleicht Schapira die Cassandra-Figur – auch Wolfs Erzählung ist Teil der Untersuchung – mit der sogenannten medialen Frau, die dem Essay „Strukturformen der weiblichen Psyche“ (1951) der schweizer Jungianerin Antonia Anna „Toni“ Wolff entnommen ist. Wolff, eine enge Vertraute und Gehilfin Jungs, glaubte die weibliche Psyche in vier Grundformen einteilen zu können, nämlich in Mutter, Hetäre, Amazone und mediale Frau. Jede Frau vereinigt laut Wolff alle vier Formen in sich, wobei jedoch eine davon überwiegt (Wolff 14). Cassandra, als Vertreterin des Mediums, der Seherin, des Orakels oder der Mystikerin (Wolff 12), spiegelt sich folgend in Wolffs vierter Kategorie wider:

The medial woman is immersed in the psychic atmosphere of her environment and the spirit of her period, but above all in the collective unconscious. The unconscious, once it is constellated and can become conscious, exerts an effect. The medial woman is overcome by this effect, she is absorbed and moulded by it and sometimes she represents it herself. She must for instance express or act what „is in the air“, what the environment cannot or will not admit, but what is nevertheless part of it.

(11)

Die Jung'sche Betonung einer Verbindung zwischen auf persönlicher und überpersönlicher Ebene verdrängten Informationen mit einer physischen Auswirkung, einer Eruption des Unbewussten, entspricht dem Sachverhalt in Christa Wolfs Erzählung, zumal Kassandras Anfälle in keiner direkten Verbindung zu ihrer Sexualität stehen und damit zumindest das „klassische“ Freud'sche Verständnis von Hysterie abgelehnt wird.²⁴⁹ Und letztendlich löst sich die Schriftstellerin von einer geschlechtsspezifischen Beschreibung von Kassandras Wahnsinn. Der Auslöser der Anfälle und der Episode kompletten geistigen Verfalls liegt in dem inneren Konflikt und der seelischen Uneinigkeit der Protagonistin. Diese Uneinigkeit beruht darauf, dass Cassandra aus Liebe zu ihrer Familie und ihrer Heimatstadt ihre eigene Rolle sowie die manipulativen Kräfte in ihrer Umgebung nicht wahrhaben will. Zugleich ist es aber auch jene auf Sieg, Gewinn und Schein ausgerichtete Umwelt, die nicht nur Cassandra, sondern nahezu alle Menschen in ihrem Wirkungskreis zu einer inneren Spaltung und Selbstverleugnung zwingt:

Sind vernunftbegabte Wesen denkbar, die nicht die Spaltung des heutigen Menschen in Leib/Seele/Geist kennen, sie gar nicht verstehen? Cassandra erfährt, wie diese Operation lebendigen Leibs an ihr vorgenommen wird. Das heißt, es gibt reale Kräfte in ihrer Umgebung, die, je nach Bedarf, partielle Selbstverleugnung von ihr verlangen. Sie erlernt Abtötungstechniken. (VE 121)

²⁴⁹ Wolf beschreibt eine Verbindung zwischen Kassandras Blindheit bzw. ihre angestrebte Selbsterkennung und dem Weg hin zu einem intimeren, sinnlicheren Verhältnis zu ihrem Körper, das sie während des Aufenthaltes im Kreise der Ida-Berg Gemeinschaft erlernt. Vgl. hiermit auch Manolas Untersuchung (310, 324-325), die Kassandras Sexualität als problematisch charakterisiert, sie allerdings nicht mit den Anfällen in Verbindung bringt.

Auf Grund dieser künstlichen inneren Spaltung von Körper und Intuition auf der einen, Logos auf der anderen Seite, und auf Grund von Kassandras Blindheit, welche sie erst Stück für Stück überwinden muss, reagiert ihr Körper mit jenen krankheitsähnlichen Symptomen, den Anfällen und den Ermattungszuständen im Anschluss daran.

Psychosomatische Krankheiten spielen im Werk Christa Wolfs wiederholt eine wichtige Rolle (Koskinas 56).²⁵⁰ So kann das Leukämieleiden in *Nachdenken über Christa T.* (1968) als Ausdruck einer zeitbedingten Krankheit verstanden werden, und in *Stadt der Engel* schildert Wolf ihre eigenen Leiden – Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit, Depressionen –, die ihr im Rahmen des deutsch-deutschen Literaturstreites und der Veröffentlichung ihrer Stasi-Akte widerfahren. Dies sind die „listigen Bündnisse zwischen unseren unterdrückten Äußerungen und den Krankheiten“ (*Kassandra* 52). In einem Gespräch über ihren Roman *Kindheitsmuster* (1976) fasst Wolf ihr Konzept von der Verbundenheit zwischen Geist und Körper folgendermaßen zusammen: „Wenn ich schreibe, nehme ich zum Beispiel Krankheiten nicht als Zufälle, sondern als Ausdruck einer inneren Verfassung einer Person“ (Wolf, *Eine Diskussion über Kindheitsmuster* 300).

Kassandras Episode geistiger Regression bzw. Persönlichkeitsauflösung folgt einem Anfall, der durch Paris kaum verhohlenen Plan, Helena zu entführen, ausgelöst wird. Wo sie zuvor lediglich über kurze Zeit entkräftet im Bett bleiben musste, verliert Kassandra nun jeglichen seelischen Halt. Zu groß ist der innere Widerspruch zwischen

²⁵⁰ 1984, also nach der Veröffentlichung *Kassandras*, hielt Wolf die Festrede „Krankheit und Liebesentzug: Fragen an die psychosomatische Medizin“, in der sie sich für eine ganzheitliche medizinisch-geistige Behandlung von Frauen ausspricht, die aber eben nicht in stereotype Deutungsmuster verfällt. So kritisiert die Schriftstellerin z.B. nicht nur die Bezeichnung „hysterisch“, die als alltägliches, umgangssprachliches *label* gegen Frauen eingesetzt wird, sondern auch, dass beim Heranziehen eines Lexikons zur Klärung des Wortes „Psyche“ nur von der weiblichen die Rede ist: „Die Psyche des Mannes scheint nicht vorzukommen, oder nur in einer Abart des männlichen Menschen“ (Wolf, *Dimension* 728).

dem Wunsch, Familie und Stadt zu gefallen und Erkenntnis über die sie umgebenden Zustände zu gewinnen. Sie verwaorlost, tobt, frisst wie ein Tier: „Wahn-Sinn als Ende der Verstellungsqual. O, ich genoß ihn fürchterlich, umgab mich mit ihm wie mit einem schweren Tuch, ich ließ mich Schicht für Schicht von ihm durchdringen. [...] Ich war auf mich zurückgefallen. Doch es gab mich nicht“ (80). Nur diese Episode nennt Cassandra „Wahnsinn“, und in der dritten Poetik-Vorlesung beschreibt Wolf ihre Pläne für Kassandras geistige Zerrüttung wie folgt: „Ihr ‚Wahnsinn‘ könnte wirklicher Wahnsinn sein, eine Regression in undifferenzierte Stadien ihrer Person (auch der Menschheitsgeschichte)“ (VE 162). „Wirklicher Wahnsinn“ hat für die Schriftstellerin, anders als Kassandras Anfälle, weniger mit einem medizinisch fassbaren Geisteszustand und mehr mit der Idee atavistischer Raserei, die an Darstellungen rasender Verrückter in der bildenden Kunst erinnert.²⁵¹

Interessanterweise behält Cassandra hier die Kontrolle über sich und ihre Gedanken oder zumindest stellt sie es im Nachhinein so dar: „Nur der Wahnsinn schützte mich vor dem unerträglichen Schmerz [...]. So hielt ich am Wahnsinn fest, er an mir“ (81). Wo sie ihre Anfälle nur äußerlich beschreiben kann – das Zucken der Beine, den Schaum vor dem Mund –, weiß sie sehr detailliert und in Metaphern über den Zeitraum zu berichten, während welchem sie selbst angeblich nicht existiert: „Ich ließ mich tiefer sinken, versuchsweise, in winzigen Schüben. [...] Man zahlt für die Fahrt in die Unterwelt, die von Gestalten bewohnt ist, denen zu begegnen keiner gewärtig ist“ (81); „O ich war verbohrt“ (81); „[nicht] ohne Bedauern ließ ich den Wahnsinn los“ (83). Kassandras Wahnsinn ist daher auch nur äußerlich mit jenem Verlust über die Steuerung

²⁵¹ Siehe z.B. „Attaque démoniaque“ von Paul Richter, „Die wahnsinnige Kate“ von J.H. Füssli oder „Nebukadnezar“ von William Blake.

der eigenen Affekte zu vergleichen, wie er in verschiedenartiger Ausprägung die antiken Epen oder auch das Alte Testament bevölkert: Nebukadnezar wird für seinen Hochmut von Gott mit Wahnsinn bestraft und lebt über Jahre hinweg wie ein Tier im Wald; dem Wahnsinn verfallen tötet Herkules seine Kinder, Medea die ihren, Ajax schlachtet die Schafherde des Odysseus ab und stürzt sich ins eigene Schwert (Porter 16).

Stattdessen repräsentiert Wahnsinn eine temporäre Zuflucht für Cassandra, innerhalb derer sie es sich erlauben kann, ihr äußeres Ich, d.h. Verhaltensnormen und Affektkontrolle abzustreifen, um sich so für eine Weile ihrem Schmerz und ihrer Wut hingeben zu können, ohne durch den Zwang zur Selbstzensur zerstört zu werden. Durch Arisbe, der Mutter des Aisakos, Kassandras Halbbruder, wird Cassandra zur Raison gebracht. Im Gegensatz zu den besorgten Familienmitgliedern sieht Arisbe im Toben der Königstochter das Verhalten einer verwöhnten jungen Frau, die sich diesen Rückzug leisten kann: „Schluß mit dem Selbstmitleid“ (82). Mit klaren Worten, gegen die Cassandra sich zunächst auflehnt, holt die ältere Frau die Protagonistin zurück und appelliert an sie, sich ihrer eigenen Rolle und Wirkung bewusst zu werden: „So strafst du diese nicht. [...] Öffne dein inneres Auge. Schau dich an. [...] Wieso hast du sie stark werden lassen“ (82-83). Ein erneuter „Rückfall in die Kreatur“ (32) scheint Cassandra auf dem Weg zu ihrer Hinrichtung durch Klytemnestra, des Agamemnons Frau, verlockend, doch verwehrt sie sich ihm, um sehend, erkennend in den Tod zu gehen: „Ich will Zeugin bleiben, auch wenn es keinen einzigen Menschen mehr geben wird, der mir mein Zeugnis abverlangt“ (32).

Dass Christa Wolf Kassandras Anfälle und ihren Wahnsinn nicht geschlechtsspezifisch gestaltet hat, liegt daran, dass sie sich selber nicht als Vertreterin

weiblichen Schreibens im Sinne einer feministischen Literaturkritik sah. Obwohl Wolf ausdrücklich Kritik an patriarchalen Machtverhältnissen, an der Situation von Frauen, am Leistungsethos des Kapitalismus übt, bedeutet dies für sie nicht, den Werten eines der Vernunft verpflichteten Rationalismus abzuschwören:

[Vor] allem empfinde ich einen wahren Horror vor jener Rationalismuskritik, die selbst in hemmungslosem Irrationalismus endet. Daß Frauen zu der Kultur, in der wir leben, über die Jahrtausende hin offiziell und direkt so gut wie nichts betragen durften, ist nicht nur eine entsetzliche, beschämende und skandalöse Tatsache für Frauen [...]. Jedoch bringt es der Fähigkeit zur Reife nicht näher, wenn an die Stelle des Männlichkeitswahns der Weiblichkeitswahn gesetzt wird und wenn die Errungenschaften vernünftigen Denkens, nur weil Männer sie hervorgebracht haben, von Frauen zugunsten einer Idealisierung vorrationaler Menschheitsetappen über Bord geworfen werden. (VE 158)

Damit erteilt Wolf all jenen Theorien eine Absage, die Weiblichkeit, gebunden an den weiblichen Körper, vor allem an weibliche Geschlechtsorgane, eine ursprüngliche, heiligende Funktion zuweisen. Mit Penthesilea, die die Gewalt der Männer durch mehr Gewalt bekämpfen will, kreiert die Schriftstellerin ein Beispiel dafür, dass Frauen ebenso fehlgehen können (und auch Cassandra ist, z.B. in ihrem Hochmut, nicht perfekt).²⁵²

Auch wenn die Ida-Berg Gemeinschaft, ein Refugium Außenstehender, in der Cassandra schließlich ein offeneres Verhältnis zu sich selbst, ihrem Körper und ihren Mitmenschen

²⁵² Anstatt der durch den Feminismus idealisierten Figur der Frau oder den Stereotypen männlicher Schriftsteller wünscht sich Wolf, dass Frauen in ihrem Facettenreichtum, ihren individuellen Stärken und Schwächen in der Literatur dargestellt werden: „Frauen als Handelnde, Gewalttätige, Erkennende? Sie fallen durch den Raster der Literatur. Dies heißt ‚Realismus‘. Die ganze bisherige Existenz der Frau war unrealistisch“ (VE 157).

entwickelt, hauptsächlich aus Frauen besteht, sollte sie dennoch „kein heimliches Verlangen nach Rückkehr ins Paradies“ (Wolf, *Ansprachen* 10) bedeuten.

Grundsätzlich kann Wolf nicht von sich behaupten, in ihren Texten eine perfekte Alternative zu dem von ihr kritisierten patriarchalen Denken und Handeln gefunden zu haben. So zweifelt sie sogar an der Durchführbarkeit, „das hierarchisch-männliche Realitätsprinzip außer Kraft zu setzen – oder ist es eine zwar notwendige, aber wirklichkeitsfremde Bemühung?“ (VE 154). Zumindest stellt die Gruppe im Ida-Berg, zu denen Aineas und sein Vater Anchises, zeitweilig auch verletzte und traumatisierte Soldaten gehören – also solche Männer, die nicht dem Prinzip des maskulinen Eroberungs- und Zerstörungswillens unterworfen sind oder von ihm beschädigt wurden – einen Entwurf alternativen Miteinanders dar, der großen Wert auf gegenseitige Rücksichtnahme, aber auch auf den Austausch von Wissen legt.²⁵³

In diesem Sinne setzt Wolf die Gemeinschaft und Selbsterkenntnis als Gegenpole zum Wahnsinn und der Auflösung des Ichs. Hierin liegt ein wesentlicher Unterschied zu den anderen in dieser Arbeit untersuchten Texten: Nur in direktem Austausch mit anderen Frauen und Männern gelingt es ihr, einen Prozess der Selbstwerdung zu initiieren (auch wenn dieser Prozess vor dem Tode Kassandras nicht abgeschlossen ist).²⁵⁴ Diese Form der Polyvokalität (Sandrock 73-92), d.h. die Kontrastierung von Kassandras Blickwinkel mit den Meinungen anderer, enthebt die Sichtweise der Protagonistin eines Hoheitsanspruches und verweist gleichzeitig auf die Vielschichtigkeit und die Fehlbarkeit dieser Figur. Ein weiteres Resultat des direkten Dialogs zwischen

²⁵³ Cassandra entschließt sich, Aineas nicht ins Exil zu folgen, weil sie zum einen nicht miterleben möchte, wie er zum Helden wird, zum anderen, da sie nicht die Rolle einer Frau an der Seite eines Helden einnehmen will.

²⁵⁴ Nur May Ayim bezieht Gleichgesinnte und Freunde wohlwollend in ihre Gedichte mit ein.

Kassandra und ihren Mitmenschen ist auch eine gewisse Annäherung zwischen der Königstochter und ihrer Mutter Hekabe. So beginnt Kassandra die Unnahbarkeit ihrer Mutter besser zu verstehen, als sie vom Schicksal ihres Bruders Paris erfährt, dessen Ermordung Priamos anordnete, da ein Traum Hekabes den Untergang Troias durch den neugeborenen Sohn verkündete. Als Kassandra bei der Rückkehr des zweiten Schiffes weint, da es nicht gelungen war, die Schwester des Königs zurückzuerobern, verweist die Mutter ihr die Tränen: „Ich lehnte mich gegen die Regeln der Mutter auf. Rückblickend seh ich: Sie hat mich ernst genommen“ (51).²⁵⁵ Dies macht Kassandra zum einzigen in diese Arbeit einbezogenen Text, der, wenn auch keine herzliche, so doch eine sich weiterentwickelnde Mutter-Tochter Beziehung darstellt, an deren Ende gegenseitiges Verständnis steht.

Obwohl Wahnsinn der Protagonistin eine zeitweilige Rückzugsmöglichkeit bietet, stellt er in Wolfs Erzählung keinen Zustand dar, aus welchem die Protagonistin ihre eigene Stimme schöpft. Und sowohl die Episode des Wahnsinns als auch Kassandras Anfälle sind kein „Markenzeichen“ für Weiblichkeit, sondern Zwischenstationen im schmerzvollen Prozess der Selbstwerdung: Wahnsinn bietet eine Atempause, aber keine Antwort. In diesem Zusammenhang muss auch die Frage, ob für Kassandra ein Eingeschlossen- oder Ausgeschlossen sein vorteilhafter ist, mit einem „weder noch“ beantwortet werden. Nur außerhalb der führenden Schicht, d.h. außerhalb des Palastes, kann sie zu sich selbst finden, doch auch das alternative Leben im Ida-Berg ist nur von kurzer Dauer. Und obgleich Wolf ihre Protagonistin gegen einen „männlich“ geprägten Machtwillen protestieren lässt, bietet die Schriftstellerin keinen „weiblichen“

²⁵⁵ Später bietet Hekabe ihrer am Königshof in Ungnade gefallenen Tochter an, in ihren Gemächern zu schlafen.

Irrationalismus als ultimative Gegenlösung an. Die von Wolf angestrebte Wahl liegt in der Mitte, nämlich in der Theorie des Dritten, das nicht in Dichotomien wurzelt, sondern diese vereint. Es ist „das lächelnde Lebendige, das imstande ist, sich immer wieder aus sich selbst hervorzubringen, das Ungetrennte, Geist im Leben, Leben im Geist“ (*Kassandra* 139).

Von Gott verschmäht: Christine Lavants *Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus* (1946/2011)

Im Gegensatz zu Christa Wolfs *Kassandra* ist der Blickwinkel der Protagonistin in den *Aufzeichnungen* wesentlich stärker auf das Individuum eingestellt in ihrem Bestreben, im Dialog mit sich und Gott eine Antwort für ihr Leiden und ihre gesellschaftliche (und geschlechtliche) Benachteiligung zu erhalten.

Angesichts der Darstellungen persönlicher körperlicher und geistiger Qualen sowie des anhaltenden, einseitigen Streitgesprächs mit Gott, die uns in Christine Lavants Gedichten, aber auch in den *Aufzeichnungen* begegnen, lässt sich die durch die Schriftstellerin dargestellte Erde als wahres Jammertal bezeichnen. In der Anstalt begegnet die namenlose Protagonistin Leiden, die sich ihrer Vorstellungskraft entziehen – „Es wachsen hier Berge der Qual“ (*Aufzeichnungen* 12) –, und immer wieder wird der Alltag der Patientinnen und des Personals mit religiös konnotierten Gleichnissen und Metaphern charakterisiert. Wie bereits im zweiten Kapitel erwähnt, vergleicht die Protagonistin die Ärzte mit Priestern und die Krankenschwestern mit Nonnen, „[denn] das, was hier an Leid vorkommt, geht so weit über alles Menschliche hinaus, daß ihm auch unmöglich vom bloß Menschlichen her begegnet werden kann“ (19). Doch obwohl die Patientinnen bei jeder Visite die Ärzte wie „Heilande“ (55) erwarten, wird keiner der

Frauen das erhoffte Seelenheil zuteil. Nur von der Protagonistin erfahren wir, dass sie die Anstalt verlässt; ob sie inneren Frieden gefunden hat, ist hinsichtlich der sehr sachlichen Abschlusssätze nicht zu sagen.²⁵⁶

Zu erkennen ist jedoch eine Überlagerung des Anstaltslebens mit der verzweifelten Existenz von Gläubigen, die auf Erlösung durch die göttliche Macht hoffen. In diesem Zusammenhang schwankt die Protagonistin zwischen Bescheidenheit – „Mir wächst leider nichts am Leib als Armut“ (35) –, damit verbundenen Überlegungen über die Erreichbarkeit göttlicher Gnade – „Ungewiß ist auch die Turmspitze dieser Engel, das Ungeheure, das wir Gott zu nennen versuchen, und es ist sinnlos, ihn an einem Anfang anzurufen, so, als wollte man ein Gebirge von oben her betreten“ (42) – und Momenten, in denen sie den Himmel oder Gott anklagt: „[ich] müßte eigentlich die Mauern hier Stein für Stein abbrechen, um jeden einzelnen gegen den Himmel zu werfen, damit dieser sich darauf besänne, daß er auch gegen sein Unten noch eine Verpflichtung hat“ (29); „[angeblich] soll Gott uns lieben ... Aber er spielt eben auch nur, nein, nicht einmal das, er arrangiert bloß“ (74).

Die irdische Entsprechung der Gottessuche gestaltet sich in der Kontaktaufnahme mit dem von der Protagonistin verehrten Arzt, der sie einige Zeit vor dem Kuraufenthalt in der Klinik behandelt hat und in den sie verliebt zu sein glaubt. Wie wir im zweiten Kapitel gesehen haben, steht diese einseitige Liebesgeschichte insofern in einem inkohärenten Verhältnis zum Rest des Geschehens, da sie im Vergleich zum Leiden der anderen Patientinnen eher banal erscheint.²⁵⁷ Zumindest erhält der Höhepunkt der

²⁵⁶ Siehe S. 116 dieser Arbeit.

²⁵⁷ Dafür, dass sie ihre Umwelt manipuliert, um den Angebeteten zu sehen, fühlt sich die Protagonistin schuldig, doch sie besteht weiterhin auf der Wichtigkeit ihres Unternehmens: „Und an mir ist ja nichts mehr zu verderben, seit ich entschlossen bin, dieses Mittel an meiner bisher so hohen Liebe anzuwenden.“

Erzählung, das erneute Aufeinandertreffen zwischen Protagonistin und Arzt, eine ironische Wendung, da der Arzt auf Grund einer Erkältung einen Mundschutz anlegt, bevor er die junge Frau auf die Stirn küsst. Damit zerstört er das idealisierte Bild, das die Protagonistin von ihrer ersten Begegnung behalten hat, obgleich diese keinerlei romantische Untertöne enthielt: „O, er legte mir seine großen, lieben Hände auf die Schultern, und ich war so klein vor ihm wie ein Kind“ (58). Unübersehbar ist die Nähe zwischen dem Arzt und der väterlichen Gestalt Gottes, der alle Menschen – seine „Kinder“ – gleichsam liebt bzw. lieben soll. Von beiden erhofft die Protagonistin sich Liebe und Aufmerksamkeit, doch beiden scheint sie gleichgültig zu sein.

Wahnsinn spielt in diesem Kontext eine zweifache Rolle. Wir wissen, dass die Protagonistin eigenständig eine Aufnahme in der Anstalt erwirkt, um dem Arzt näher zu sein, obwohl sie zunächst Angst hat, selbst für verrückt gehalten zu werden. Angesichts ihrer trostlosen Lage bezüglich der einseitigen Verbindung zu ihrem heimlichen Geliebten erachtet sie zeitweilig Wahnsinn als Möglichkeit, Gott oder zumindest einer inneren Vergeistigung näher zu kommen, wobei nicht zu übersehender Sarkasmus in ihren Worten mitschwingt:

Uns hier unschädlich zu halten, ist wohl das einzige, was man von Menschen verlangen kann, alles andere muß vom Höheren her geleistet werden. Es ist wohl auch kein bloßer Zufall, daß die meisten hier Stimmen hören, manche sehen auch noch etwas dabei, und vielleicht sind diese wirklich begnadet. Ich wollte, ich könnte hören und sehen, aber soweit hat

Ich bestehe seither aus lauter Schande, aber ich komme nimmer davon ab. [...] Nein, was damals [P.V. beim ersten privaten Treffen in der Arztpraxis] nicht verhindert worden ist, darf nun nimmer aufgehalten werden, so zumindest verstehe ich den Auftrag dieser so abgründigen und hoffnungslosen Liebe“ (61).

mich die Gnade noch nicht. Werde ich höhnisch auch diesem gegenüber?

(67)

Hinter diesem Hohn steht aber auch der Wunsch nach Zugehörigkeit. Da sie weder durch den geliebten Arzt, noch durch Gott aufgenommen wird, wünscht sie sich wiederholt, eine Familie im Kreise der Mitpatientinnen zu finden: „Es ist gut, verrückt zu sein unter Verrückten, und es wäre eine Sünde, ein geistiger Hochmut, so zu tun, als wäre ich es nicht. Warum soll ich nicht auch einmal irgendwo richtig und ganz daheim sein?“ (21). Letztlich identifiziert die Protagonistin Wahnsinn aber als Endstation jener, deren Seele im Kampf um Erlösung durch Liebe verzehrt wurde. Sie wünscht sich, zu ihnen zu gehören, um nicht länger den Schmerz der Zurückweisung bzw. des Schweigens fühlen zu müssen. Selbst Gottes Liebe betrachtet sie, nachdem das Wiedersehen mit dem Arzt in einer Enttäuschung endet, als Blendwerk:

Wir lieben nicht, wir tanzen wie Nachtfalter um das künstliche Licht. [...]

Hier sind davon Tote. Hier bin auch ich und will hier bleiben für immer.

[...] Es wird meine Aufgabe sein, blaue Anstaltsstrümpfe zu stopfen und

dabei Stimmen zu hören [...]. Noch bin ich taub, aber man kann sein

Gehör sicher dazu abrichten, wenn man einige Mühe darauf verwendet

[...], die man bisher dazu verbraucht hat, sich eine Liebe einzureden. Gott

hat sicher nichts dagegen, einen Spieler zu verlieren, wo ihm noch genug

Rasende zur Verfügung stehen, die es besser und echter können. (74)

Der Suche nach (göttlicher) Liebe zu entsagen gelingt der Protagonistin allerdings nicht.

Unmittelbar nach dem oben angeführten Zitat beteuert sie erneut ihre Liebe für „ihn“ (74

+ 75). Nach der Entlassung wird die Protagonistin aus Lavants Erzählung nicht länger in

den Anstaltsmauern eingeschlossen sein, doch ausgeschlossen bleibt sie aus einem von ihr erträumten Leben, in welchem sie dem Schreiben und Dichten nachgehen und durch (göttliche) Liebe Anerkennung finden könnte.

Neben christlichen Anklängen ist der Einfluss östlicher Religionen auf Christine Lavant, vor allem des Buddhismus, als „Gegenmittel gegen den besungenen Herrgott“ (Steinsiek/Schneider 98) in ihrer Erzählung unverkennbar. Der Schwager der Protagonistin ist ein Verehrer Buddhas, und, angeregt von den esoterischen Büchern, die er ihr mitbringt, erwägt sie die Existenz einer „Gruppenseele“ (38), die sich Menschen mit Tieren, Pflanzen und auch Steinen teilen. Hier wiederum, in Kombination mit der pessimistischen Weltsicht der Protagonistin, lässt sich eine gewisse Nähe zu den Theorien Arthur Schopenhauers (1788-1860) erkennen. Im folgenden Abschnitt werde ich mich näher mit diesen befassen, da sie eine noch bedeutendere Rolle für Maria Erlenbergers Roman *Der Hunger nach Wahnsinn* spielen, welchem ich mich im Anschluss noch einmal zuwenden werde.

Bereits als junger Mann veröffentlichte Schopenhauer jene Abhandlung, welche ihn (posthum) berühmt machte und den wesentlichen Kern seines Werkes darstellt: *Die Welt als Wille und Vorstellung* (1819). In späteren Jahren veröffentlichte Schopenhauer einen zweiten Band, der eine Ergänzung (teils auch Korrektur) zum ersten bildet. Sich an Kant orientierend unterscheidet Schopenhauer zwischen den Dingen, wie sie sich uns mit Hilfe unserer Sinne darstellen, und dem sogenannten „Ding an sich“, der „wahren“ Natur aller Dinge, die uns auf Grund unserer Gebundenheit an unseren Körper, aber auch an Raum und Zeit, immer entgleiten (Safranski 171-172). Dementsprechend beginnt Schopenhauer das erste Buch des ersten Bandes mit dem Satz: „Die Welt ist meine

Vorstellung“ (WV I 31). Alles, was wir wahrnehmen, sehen wir nur als durch unsere Sinne gefilterte Realität, basierend auf dem Drang unseres Intellekts – für Schopenhauer sind Intellekt und Gehirn ein und dasselbe –, logische Beziehungen zwischen den Dingen in der Welt herzustellen. Hinter der empirisch erfassbaren Welt wirkt jedoch eine andere Kraft, ein Streben, ein alles vorantreibender Trieb. Dieser Kraft gab Schopenhauer den Namen „Wille“ und erklärte, dass die ganze Welt und alles in ihr, inklusive unserer Körper, Ausdruck des Willens – des kantischen Ding an sich – seien.²⁵⁸ Wille verfolge nur ein Ziel, nämlich die Erhaltung des Lebens, weswegen Schopenhauer wiederholt vom „Willen zum Leben“ spricht.²⁵⁹

Das Wissen, dass die gesamte Welt Produkt des Allwillens ist, führt nach Schopenhauer zu einem Bewusstsein der Einheit allen Seins, und hier zeigt sich der Einfluss indischer Religion bzw. Religion auf Schopenhauers Theorien – und hierin liegt die Nähe zu Lavants Verständnis von Gott, Menschsein und Leiden. Aus den Upanishaden, heiligen Texten des Hinduismus und Teil der Veden, wählt Schopenhauer einen Satz als Quintessenz dieses Allseins: „Tat tvam asi“ – „Das bist du“. Es folgt Das heißt, dass Schopenhauer trotz seiner vom Pessimismus durchtränkten Sicht auf unsere Welt – die schlechteste aller Welten – die Hoffnung auf Erlösung durch den Eingang der Seele bzw. des Geistes in einen dem Nirwana ähnlichen Zustand einräumt (Janaway 14-15). Da jedes Wesen auf der Erde nach Schopenhauer der gleichen schöpferischen Quelle entspringt, mag die Welt zwar grausam sein, ist aber dennoch auch gerecht (*Die Welt als Wille und Vorstellung Bd.1*, 66), denn die Teilhabe an einer metaphysischen, singulären

²⁵⁸ Für Schopenhauer war Wille gleichbedeutend mit dem „Ding an sich“, während sich Kant hingegen nicht weiter um eine genauere Bestimmung dieser transzendentalen Seite allen Seins bemüht (Safranski 171-172, 313-314).

²⁵⁹ Diesen Willen zum Leben sah Schopenhauer vor allem im Geschlechtstrieb verdeutlicht. An diesen Gedanken knüpfte Freud Jahrzehnte später in der Konstruktion seiner Lehren an.

Einheit macht aus einem menschlichen Vergehen immer zugleich eine an sich selbst begangene Strafe.²⁶⁰

In diesem Sinne kann auch diese Aussage der Protagonistin Lavants verstanden werden, hinsichtlich der Akzeptanz negativer Ereignisse: „Buddha mag zwar hart und durchsichtig wie der edelste Stein sein, aber an irgendeiner Stelle wird auch an ihm noch so etwas wie Gnade oder Vergebung herrschen. Wenn alles Ursache und Wirkung ist, dann liegt darin allein wenn auch nicht Vergebung, so doch Berechtigung“ (45). Das Wissen um Berechtigung schützt Lavants Protagonistin aber letztlich nicht vor ihren inneren Qualen und es konnte auch die Schriftstellerin nicht zu einem „frommen“ (Steinsiek/Schneider 83) Schluss der Erzählung bewegen, wie es sich ihr Verleger gerne gewünscht hätte. Für die Schriftstellerin ebenso wie die Protagonistin ist der Wahnsinn, der sich aus verschmähter Liebe, gesellschaftliche Hierarchien sowie dem Glauben an die eigene Unzulänglichkeit bzw. an die Ungehörigkeit des eigenen künstlerischen Schaffens ergibt, ein unausweichliches Schicksal, welches innerhalb literarischer Grenzen keine Gestaltung alternativer Lebensmodelle erlaubt.

Wille und Wahnsinn: Maria Erlenbergers *Der Hunger nach Wahnsinn* (1977)

Weiblicher Wahnsinn in Erlenbergers Roman ist, ähnlich wie in Wolfs *Kassandra*, vielschichtig und beschreibt aus Sicht der Protagonistin ein sich Auflehnen gegen eine Gesellschaft, deren Fokus auf Leistung und Konsum sinnentleerte, in sich zerrissene Individuen bzw. „Dividuen“ produziert. Obwohl die Menschen der westlichen Welt in Nahrung und Gütern schwimmen, ist ihr Leben durch Bedeutungsleere gekennzeichnet. Doch nur diejenigen, die vor aller Augen daran zerbrechen, werden als

²⁶⁰ Im Folgenden zitiert als WV I.

krank eingestuft. In der mechanischen Ausführung von Rollen – Mann, Frau, Arzt, PatientInnen – offenbart sich in Erlenbergers Roman die Relativität geistiger Zustände. Wahnsinn ist für die Außenwelt das, was sichtbar aus dem Rahmen fällt. Selbst das Fachpersonal der Klinik ist, ungeachtet der Diagnose „Schizophrenie“, bemüht, eine Trennlinie zwischen sich und der für geisteskrank erklärten Protagonistin zu ziehen.²⁶¹ Doch auch die Protagonistin selbst spricht von „Irren“ und „Verrückten“ und empfindet Abscheu für etliche der MitpatientInnen, während sie zugleich die Belastung der Krankenschwestern nachvollziehen kann. Doch weder zu den „Gleichgesinnten“, noch den die Verfügungsgewalt ausübenden Angestellten der Klinik entwickelt sie eine besondere Solidarität, da sie sich in ihrer Isolation und in dem Gedankenspiel, dass sich in ihren Notizbüchern entspannt, wohlfühlt.

Ebenso wie in *Kassandra* wird in *Der Hunger nach Wahnsinn* zwischen Geisteskrankheit und Wahnsinn unterschieden, doch fällt die Definition und Bewertung beider Kategorien weitgehend unterschiedlich aus. Die behandelnden Ärzte vermerken in der Patientenakte der Protagonistin unter anderem folgende Merkmale unter ihrer Diagnose „Schizophrenie“: „Intellektuell durchschnittlich begabt. Verbaler IQ 104. Gestörte Konzentration, gestörte Realitätsanpassung. Zerfahrener Gedankenduktus, herabgesetzte Tenazität der Aufmerksamkeit“ (236).

Wie wir im zweiten Kapitel gesehen haben, stellt die Erzählerin die Behauptung in den Raum, dass Schizophrenie bzw. Geisteskrankheiten im Allgemeinen kein

²⁶¹ Nur in Roches Romanen findet eine Fremdzuschreibung des Wahnsinns, die sich gegen die Protagonistinnen richten würde, nicht statt. Elizabeth bezeichnet sich selbst als verrückt und sieht darüber hinaus die Therapiebedürftigkeit aller Leute, die eine Ehe eingehen, vor allem von Frauen, welche Kinder haben. – Auch in May Ayims Gedichten wird Wahnsinn nicht als metaphorische Abwehrhaltung der Umwelt thematisiert, doch berichtet sie, wie im zweiten Kapitel beschrieben, von den psychischen Auswirkungen, die Rassismus und Fremdenhass auf Afro-Deutsche haben.

biologisches Phänomen, sondern das Resultat von Anpassungsnormen sind, d.h. Resultat des unausgesprochenen Gesetzes, innerhalb der Gesellschaft die verschiedensten Rollen und Aufgaben erfüllen zu müssen um höchstmögliche Effizienz, Produktion und Güteranhäufung zu gewährleisten. Verwandt mit dem Unvermögen, die eigenen Sinne beisammenzuhalten (232) und vernünftig sein zu wollen (217, 227), ist ein Gefühl der inneren Leere und Sinnlosigkeit im alltäglichen Leben.

Dem gegenüber entwickelt die Protagonistin die Vision der Einheitlichkeit eines entgrenzten Daseins: „[Jetzt] bin ich zugleich – bin eins – bin ich – bin überall [...]. Ich bin jeder“ (216, 231). Hinter dieser esoterischen Formulierung einer höheren Einheit oder Erleuchtung steckt allerdings mehr, als eine Lamentation des Todes des modernen Subjektes, welches durch die Erfordernisse wissenschaftlichen und industriellen Fortschritts seiner gedachten Einheitlichkeit beraubt wurde.²⁶² Zum Ende des Romans hin wird schließlich ersichtlich, dass die Protagonistin eine Adaption der Philosophie Arthur Schopenhauers durchführt, was dem inhaltlichen Geschehen einen Hoffnungsschimmer, zugleich aber einen unausweichlich pessimistischen Charakter verleiht.

So ist Schopenhauers Idee des Willens zum Leben deutlich in folgendem Zitat aus *Der Hunger nach Wahnsinn* zu erkennen:

Geist ist das Resultat der körperlichen Hirnfunktion. Zu bewegen und bewegt zu werden, das ist Instinkt des Lebens. In ihm herrscht Willensfreiheit. Instinkt ist eine Abspaltung vom Wahnsinn. In ihm gibt es den Gedanken an die Unfreiheit nicht. Kein Gedanke formt

²⁶² Siehe S. 89 dieser Arbeit.

sich – einen Gedanken forme ich. Der Wille ist es – ich habe ihn.

Der Wille ist das erste Motiv. (218)²⁶³

Und auch das Verständnis der Allseele lässt sich in Erlenbergers Roman wiederfinden. Entsprechend formuliert die Protagonistin: „Ich bin jeder. Wir sind ineinanderfließende Bewegung, und jeder trägt jeden in sich. Jeder zu jedem, jeder dasselbe“ (231). Die Kontemplation dieser versteckten Wahrheiten führten, so Schopenhauer, zu einem Zustand zeitloser Seeligkeit, kurz, Willenlosigkeit, „and what came to play a central role here was the notion of losing the sense of oneself as a separate individual“ (Janaway 15). Die Symptome der als schizophren deklarierten Protagonistin werden somit zu Momenten des Aufflackerns eines höheren Bewusstseins.

Dass die Befreiung des Menschen aus dem Zustand der Subjektivität, aus der Gebundenheit an Zeit und Raum, also die Bestimmung durch den Willen, sein/ihr höchstes Streben sein sollte, verdeutlicht Schopenhauers grundsätzliche Weltansicht – und hier begegnen wir dem bereits erwähnten Pessimismus. Nach Schopenhauer leben wir in der schlechtesten aller Welten, und unser Leben ist im Wesentlichen durch Leiden und (innere) Kämpfe bestimmt. Begehren, das sich aus einem Mangel an etwas ergibt, wird nur für einen Moment durch eine Befriedigung der Bedürfnisse aufgehoben. Das Leben sei im Grunde sinnlos und bloß eine Abfolge von Spannung und Entspannung, die jedoch kein Endziel verfolgt. Eine teilweise Entsagung der Sinnlosigkeit menschlicher Existenz kann durch Mitleid und Nächstenliebe, ebenso in der ästhetischen Anschauung von Kunst und Natur erreicht werden.²⁶⁴

²⁶³ Motive bezeichnen in Schopenhauers System „inputs of information to the brain of an organism which cause it to act“ (Young 63).

²⁶⁴ Erlenbergers Protagonistin isoliert sich zwar nicht vollständig und unterhält sich auch regelmäßig mit anderen Patientinnen, nimmt aber keinen emotionalen Anteil an ihren Geschichten.

Doch nur die absolute Verneinung des Willens erlaubt uns, dem Leiden zu entgehen und somit der Erlösung des Subjekts so nahe wie möglich zu kommen. Die Verneinung des Willens ist allerdings nicht mit Selbstmord gleichzusetzen; dieser, so Schopenhauer, sei letztlich nur eine Bejahung des Willens, „[denn] die Verneinung hat ihr Wesen nicht darin, daß man die Leiden, sondern daß man die Genüsse des Lebens verabscheuet“ (WV I, 541). Askese sei daher der optimale Weg zur Erlösung – und somit befand sich die Protagonistin aus *Der Hunger nach Wahnsinn* mit ihrem Hungerunternehmen auf dem aus Schopenhauers Sicht „richtigen“ Weg: „Grenzenlos ist der Mensch, wenn er sich nicht beweisen will“ (218 *Hunger*). Aus rationaler, „vernünftiger“ Sicht ist es natürlich fraglich, ob extremes Fasten tatsächlich dem alltäglichen Leben vorzuziehen ist, und der Abbruch des Hungerunternehmens sowie die Entlassung sind als „schwächliche“ Bejahung des Willens, aus nicht-philosophischer Sicht aber als positiver Lebenswille zu verstehen. Um beantworten zu können für was also der Wahnsinn im Titel *Der Hunger nach Wahnsinn* steht, muss berücksichtigt werden, dass Erlenberger diesen Begriff anders als Schopenhauer selber verwendet, aber dass beide jedoch in einer Hinsicht zumindest zu dem selben Ergebnis gelangen.

Im dritten Buch des ersten Bandes von *Die Welt als Wille und Vorstellung* setzt der Philosoph Wahnsinn mit einer Beeinträchtigung des Gedächtnisses gleich. Wahnsinnigen fehle der lückenlose Zugang zu ihrer Vergangenheit (bzw. zu dem, was die Lebensgeschichte eines Menschen ausmacht), weswegen sie ihre eigene Identität oder die Identität anderer sowie Sachzusammenhänge durcheinanderwerfen können (WV I, 275). Erlenbergers Protagonistin hingegen beschreibt Wahnsinn als jenem zeitlosen Bewusstseinszustand verwandt, den man erreicht, sobald man sich vom Willen befreit:

„das Meer aller Motive ist der Wahnsinn – die grenzenlose Einheit von allen Gedankenbildern und Formen“ (218); „[im] tiefen Gedankenmeer des Ursprungs sind keine Fragen. [...] Im tiefen Wahnsinnssee herrscht Entgültigkeit“ (217). Als dritte, unterste Schicht des Bewusstseins nennt die Protagonistin das „Alldenken. Wird gewöhnlich als reiner Wahnsinn oder Erleuchtung verstanden“ (235). Der Hunger nach Wahnsinn ist daher zum einen das Verlangen der absoluten Selbstentäußerung, nach Willensverneinung, welche durch die psychiatrische Wissenschaft jedoch als Krankheit definiert wird. Wahnsinn als „reine“ Geisteskrankheit kann auf einer Ebene unterhalb der Erleuchtung auch die Möglichkeit bedeuten, den Leid bringenden Anforderungen des Alltags zu entkommen. Hunger ist letztlich jedoch Ausdruck des Willens, des Willens zur Lebenserhaltung, der die Menschen immer weiter vorantreibt, unermüdlich: „Keine Zeit, keine Zeit, ich habe keine Zeit, ich muß laufen, der Hunger hetzt mich, ich muß Geld verdienen, auf daß ich ihn stillen kann. [...] Der Hunger – er frißt soviel er frißt die Zeit und ich werde alt und es wird zu spät sein. Zu spät zum Leben?“ (216). Bezeichnet Wahnsinn in diesem Kontext den alltäglichen Wahnsinn des leidvollen menschlichen Lebens im Angesicht seiner Sinnlosigkeit?

Wie wir sehen können, entzieht sich der Titel von Erlenbergers Roman einer eindeutigen Zuschreibung, doch endet er meines Erachtens nach auf einer ungewissen und eher pessimistischen Note. Die Protagonistin verlässt am Ende die psychiatrische Klinik mit dem Wissen, dass niemand sich wirklich je ändert, und dass sie damit dieselben Verhältnisse vorfinden wird, sobald sie wieder zu Hause ist.²⁶⁵ Ob das Wissen

²⁶⁵ Auch Schopenhauer glaubte an den unveränderlichen Charakterkern einer Person (Young 66-67). – Für die Protagonistin unterstreicht diese Realisation vor allem, wie im zweiten Kapitel besprochen, das relative Verhältnis zwischen Wahnsinn und Gesundheit, und dass sie selber nach der Entlassung derselbe Mensch sein wird, unabhängig von der Behandlung der Ärzte.

um die Einheit allen Seins jenseits der empirischen Wahrnehmungskraft ihr durch den Alltag helfen oder zu einer erneuten Phase der Willens- bzw. Selbstverweigerung wird, ist nicht gewiss – dem Wohl ihrer Familie würde philosophisch-esoterische Kontemplation zumindest entgegenstehen. Schopenhauer war im Übrigen der Ansicht, dass nur die wenigsten Menschen einen Zustand schmerzfreier Willenlosigkeit erreichen können. Folgerichtig überwog seine Abneigung gegenüber dem banalen Dasein in einer Welt, die mit Rücksichtslosigkeit und Seelenqualen angefüllt ist. So oder so lässt Erlenbergers Roman die LeserInnen mit recht wenig Hoffnung zurück angesichts des negativen, unentrinnbaren Weltbildes, und der Aufenthalt in der Klinik gewinnt, trotz der negativen Aspekte, Züge einer erholsamen Pause vom deprimierenden Alltag.²⁶⁶

Der Wahnsinn der weißen Monster: Mariella Mehrs *Steinzeit* (1981)

Ebenso wie in *Der Hunger nach Wahnsinn* und *Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus*, d.h. jenen Texten, in denen sich die Handlung vor dem Hintergrund des Anstaltsalltags abspielt – oder, wie in *Der Fall Franza*, in Relation zur Autorität psychiatrischer Diagnosen –, begegnet den LeserInnen Wahnsinn in Mehrs Debutroman *Steinzeit* als Kontrastierung von Fremd- und Eigenwahrnehmung. Den abwertenden Diagnosen der Ärzte sowie ihren grausamen Behandlungsmethoden, welche durch Silvanas Pflegeeltern und das Erziehungspersonal in den Heimen für notwendig gehalten wird, steht die tiefe Verunsicherung und Traumatisierung der Protagonistin gegenüber.

²⁶⁶ Schopenhauers Philosophie sowie die Parallelen zwischen dieser und Erlenbergers Roman (und auch Abweichungen davon) sind wesentlich komplexer und umfangreicher, als dass ich sie auf wenigen Seiten darstellen könnte. Daher möchte ich eine eingehendere Betrachtung von Schopenhauers Einfluss auf Maria Erlenbergers Schreiben zum Thema eines zukünftigen Forschungsprojekts machen.

Das Verhalten der monströs erscheinenden Ärzte kann sie sich nur durch Wahnsinn erklären: „*sie müssen ver-rückt sein*“ (95).

Wie wir im zweiten und dritten Kapitel gesehen haben, basieren die Einschätzungen der Ärzte – Silvana sei verwahrlost, schwer erziehbar, minderbemittelt – auf rassistischen sowie eugenischen Ideologien, welche sich mit misogynen Ressentiments verbinden. Tatsächlich wird die Spirale von Wahnsinn und Gewalt in Silvanas Familie erst durch das Eingreifen der Behörden und der Ärzte induziert, indem Mütter und Töchter gewaltsam getrennt und anschließend in Heime bzw. Kliniken mit dem Ziel der Umerziehung gebracht werden.

Silvanas psychische Schädigung äußert sich auf inhaltlicher Ebene in ihrer Unfähigkeit, sich selbst als wertvolle Person bzw. als Persönlichkeit überhaupt wahrzunehmen, da der wiederholte Missbrauch, die menschenverachtenden Diagnosen sowie die Infantizidversuche der Mutter Silvana in Opposition zu ihrem weiblichen Körper gebracht haben und sie nach und nach das Postulat der eigenen Nichtigkeit verinnerlicht hat; sie ist folglich nicht in der Lage, Beziehungen aufrechtzuerhalten, leidet unter Drogen- und Alkoholmissbrauch. Auf textueller Ebene wird die Zerstückelung der Identität der Protagonistin durch das überwiegende Erzählen in der dritten Person und die Aufteilung in szenenhafte, anachronistisch angeordnete Erinnerungen und Reflexionen, die während der psychotherapeutischen Sitzungen an die Oberfläche kommen, dargestellt.

Anders als z.B. die Protagonistinnen Erlenbergers oder Bachmanns formt Silvana Freundschaften in den Heimen und Anstalten. Auch außerhalb der Mauern dieser sucht sie losen Anschluss an andere Randfiguren der Gesellschaft: „noch heute fühlt sich

silvana wohler in einer dirnengasse unter dirnen, zuhältern und alten säufern als in jeder ausgeflippten künstlerbeiz. [...] nur, silvana gehört weder dort noch da hin. man hat aus mir einen heimatlosen zwitter gemacht“ (71). Die komplette Isolation, der ständige Ausschluss, ebenso wie der Wahnsinn, wurde Silvana aufgezwungen, ohne, dass es je für sie eine andere Option gegeben hätte: „ihr habt mich bestraft, noch ehe ich zu leben begann. ihr habt mich während jahren langsam verkrüppelt. ich war ein liebes, sanftes kind. doch ihr habt mir keine chance gegeben, ihr habt mir keine wahl gelassen“ (84).

Seelentod durch das Patriarchat: Ingeborg Bachmanns *Der Fall Franza* (1966/1978)

In Bachmanns Romanfragment erweist sich Wahnsinn als Resultat des Machtverhältnisses zwischen weißer Männlichkeit auf der einen sowie Frauen und Minoritäten auf der anderen Seite. Auf Grund der problematischen Parallele, die zwischen Franzas Schicksal und den der Juden und anderen Minderheiten gezogen wird, erhält die Kritik der Unausweichlichkeit von Franzas Wahnsinn einen ambivalenten Charakter und steht in einem Spannungsverhältnis zu Texten wie *Steinzeit*.

Franzas Wahnsinn, d.h. die Vernichtung ihrer Persönlichkeit, nimmt dabei ihren Ausgang in der Beziehung zu ihrem Ehemann, dem Psychiater Leopold Jordan. Er analysiert nicht nur jede Tat und jedes Gespräch seiner Frau, sondern sorgt auch dafür, dass Franza seine Aufzeichnungen findet. Durch diesen kalkulierten Psychoterror sowie die Bevormundung durch Jordan gleitet die Protagonistin in einen zunehmend labileren Zustand, welcher Tablettensucht und sich steigernde psychosomatische bzw. „hysterische“ Symptome – Schwäche, Atemnot, Sehstörungen – umfasst. Franzas Bruder Martin würde seiner Schwester gerne helfen, doch da er ihre Lage nicht begreift, schlägt

er zunächst konventionelle psychiatrische Hilfe vor, später dann einen Drogenrausch; außerdem glaubt er, ähnlich wie z.B. in *Der Hunger nach Wahnsinn* oder *Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus*, einen Zugang zu Franzas Heilung durch ihre Sexualität finden zu können und erwägt, mit seiner Schwester Geschlechtsverkehr zu haben.²⁶⁷

Die Formel für die Machtverhältnisse, denen Franza auch auf ihrer Reise in den nahen Osten begegnet und an denen sie letztlich zerbricht, ist der Kommentar eines arabischen Mannes angesichts eines Landsmannes, der eine gefesselte Frau an den Haaren hält, worüber Franza zutiefst schockiert ist: „Nicht er ist verrückt. Sie ist wahnsinnig!“ (127). Obgleich Franza wiederholt Zeugin solcher verachtenden Gesten ihr und anderen Frauen gegenüber wird, muss sie entsetzt feststellen, dass der Wahn des weißen Mannes als Norm behandelt wird oder, bezüglich der Verbrechen der NS-Zeit, zumindest immer und immer wieder weitreichende Handlungsmacht erhält.

Dem Zerstörungs- und Eroberungswillen der weißen Männer fallen bzw. fielen aber nicht nur Frauen oder Juden zum Opfer, sondern auch die Völker ehemaliger europäischer Kolonien. Bachmann verortet diesbezüglich den Kern des Problems, sowie auch den eigentlichen Handlungsort des Romans, in der „Psyche der Weißen“ (61).²⁶⁸ Auf diesem „Schlachtfeld“ der weißen Seelen stehen sich männlicher Wahn und weiblicher Wahnsinn gegenüber: der erste verkörpert als rationeller Entscheidungswille, ungeachtet der Verbrechen und Grausamkeiten, die er verursacht; der zweite definiert als

²⁶⁷ Der Gerichtspsychiater und auch der Primarius in Lavants Erzählung glauben, dass die Probleme der Protagonistin durch eine Beziehung zu einem Mann gelöst werden können, während der Arzt in Erlenbergers Roman eine Störung des Sexuallebens der Protagonistin als mögliche Ursache für ihre Störung in Erwägung zieht.

²⁶⁸ Wie bereits im dritten Kapitel erwähnt, ist Bachmanns Blickwinkel dem Frantz Fanons verwandt, in dessen Aussage der Wahn der Weißen nicht im Charakter anderer Rassen angelegt ist, sich aber wie ein Virus unter anderen Völkern verbreitet: „Und auferstehen in einem braunen oder schwarzen Gehirn, es werden noch immer die Weißen sein“ (107). Die Misshandlung der gefesselten Frau in Kairo ist somit auch Symptom des um sich greifenden weißen Wahns.

unausweichliches Resultat männlicher Herrsch- und Zerstörungswut. In der Beschreibung der seelischen Befindlichkeit der Weißen enthalten ist letztlich auch eine Kritik an dem durch Männer initiierten psychiatrischen und psychoanalytischen Bestreben der Seelenerforschung, welche sich für Franza als Seelenmord herausstellt. Die Mutter ist abwesend, die Vaterfigur – der Vater in ihrer Erinnerung und Jordan, die in Franzas Wüstenvision zu einer Gestalt verschmelzen, schließlich zur Gottesillusion werden (113) – übermächtig, bedrohlich, und mit der Macht ausgestattet, Franza seelisch von sich abhängig zu machen.

Obwohl Franzas Zerstörung durch Jordan erst im Erwachsenenalter begann, scheint ihr Leben davor, auch das angefangene Medizinstudium keinerlei Spuren hinterlassen zu haben. Als Martin sie in dem alten Familienhaus in Galicien findet, helfen ihr Erinnerung aus ihrer Kindheit und frühen Jugendzeit, bei Bewusstsein zu bleiben. So lange sie von ihrer Vergangenheit berichtet, wird sie nicht von „hysterischen“ Konvulsionen heimgesucht.²⁶⁹ Ihre Handschrift ist die eines Kindes, „die hatte offenbar keine Entwicklung mehr durchgemacht, die war noch fünfzehnjährig, als hätte das Kriegsende die Schrift abgeschlossen“ (21). Am Ende des Krieges erhielt die Protagonistin ihre ersten Küsse, und zu diesem Zeitpunkt hatte sie bereits die Vorstellung, dass die Übernahme bzw. Überwältigung durch männliche Macht etwas Normales, sogar Wünschenswertes sei.²⁷⁰ Damit hat Franza ihren Werdegang zur Frau begonnen, ganz im Sinne Simone de Beauvoirs, die 1949 in ihrer einflussreichen Studie

²⁶⁹ Nicht nur kann Martin das Leiden seiner Schwester kaum nachvollziehen, er reagiert auch mit Frustration auf Franzas Festhalten an ihrer Vergangenheit, weil er auf Grund seines Alters kein Teil davon bzw. sich nicht erinnern kann (42). Obwohl Martin der einzige Mann im Romanfragment ist, der versucht, Franza zu helfen und bis zu ihrem Tod bei ihr bleibt, fühlt auch er sich durch das „Andere“ in ihr, das, was er nicht nachvollziehen und analysieren kann und zu dem er keinen Zugang hat, zurückgestoßen. Daher stimme ich Sara Lennox zu, wenn sie Martin als Teil jenes Systems identifiziert, das Franza zerstört (Lennox 168).

²⁷⁰ Siehe Fußnote 171 dieser Arbeit.

Le Deuxième Sexe den viel zitierten Satz „On ne naît pas femme, on le devient“. Sara Lennox sagt über Franzas weiteren Erziehungsprozess:

To be able to enjoy the privileges available to the wife of her husband, to become “Frau Jordan, who was used to being admitted” (*Franza* 126), Franza has been obliged to become feminine, following an almost classically Freudian model: “She was twenty-three, about to give up her studies, allegedly having fainted [*ohnmächtig geworden*] in a hall of anatomy, or in an equally romantic tale she fell into the Fossil’s [*Jordan’s*] arms” (*Franza* 9). Anatomy teaches her her powerlessness (Ohnmacht): she cannot become the doctor but marry someone who is—Leopold Jordan. (Lennox 163-164)

Als Frau entwickelt Franza keine eigene Schrift, keine eigene Geschichte. Stattdessen übernimmt sie Jordans Denken, während sie ihm bei seinen Studien hilft. Mit ihrer zunehmenden Labilität, den Klinikaufenthalten und den „hysterischen“ Symptomen, erhält Franzas Geschichte den Charakter einer Vorwegnahme von Irigarays Theorie der hysterischen Mimesis, welche die bewusste, ironische Wiederholung männlicher Repräsentationen von Weiblichkeit als subversive Technik definiert. So wie sich Irigaray in *Speculum* (1974) mehrere Jahre nach dem Verfassen des Bachmannschen Romanfragments mit den Texten Freuds und Platos auseinandersetzt und die Nicht-Existenz der Frau als kulturelle Leerstelle aufdeckt, so zeichnet Franza die ausgekratzten Spuren der ägyptischen Königin Hatschepsut in ihrem Tempel nach (104).

Anders als in Freuds Theorien dargestellt, basiert Franzas psychische Störung nicht ausschließlich auf sexuellen Traumata.²⁷¹ Diese sind nur ein Teil der Vernichtungsstrategien der weißen männlichen Psyche, die in Bachmanns Text als Ausgangspunkt für die Diskriminierung von Frauen und Minderheiten dargestellt wird. Jordans Analyse vertieft Franzas Seelenstörung, und obgleich Martin seiner Schwester beistehen möchte, können die Gespräche mit ihm den Untergang Franzas nicht verhindern. Dass ein Ausweg aus der Krise der Weiblichkeit nicht vorgesehen ist, macht die Autorin in der Vorrede deutlich, in der sie von Franzas Sterben spricht (9). Laut Freud sollten Neurosen verursachende psychische Störungen behoben werden können, indem die verdrängte Erinnerung nicht nur bewusst gemacht, sondern die unerwünschten Gefühle erneut durchlebt werden. Für Franza endet die Wiederholung – die Vergewaltigung an den Stufen zur Pyramide – jedoch in ihrem Tod. Das düstere Bild, das Bachmann in ihrem Roman über die Existenz weißer Frauen zeichnet, wird noch durch die komplette Isolation der Protagonistin von anderen Frauen und jeglicher Form von Gemeinschaft (oder Freundschaft) verstärkt. Weiblicher Wahnsinn, sowohl als Fremdzuschreibung durch Männer, als auch als real empfundenes Leiden, ist in Franzas Welt eine Realität, die weder umgangen noch geheilt werden kann.

Verrückte Sprache: May Ayims Essays und Gedichte (1990er)

Weiblicher Wahnsinn drückt sich in May Ayims Gedichten nicht durch pejorative Zuschreibungen durch die Umwelt aus, wie dies in allen anderen Texten geschieht, die ich im Rahmen dieser Arbeit untersuche. Das lyrische Ich berichtet nicht davon, dass jemand sie für wahnsinnig oder krank hält. Weiblicher Wahnsinn im Sinne einer

²⁷¹ Siehe S. 46 dieser Arbeit.

geistigen Zerrüttung und leisen Verzweiflung deutet sich nur vereinzelt, dazu umso eindrücklicher in einigen Gedichten an, in denen z.B. die Lebensmüdigkeit Ayims zum Vorschein kommt.

Das Gefühl innerer Zerrissenheit und ihren Ursprung beschreibt die Aktivistin in ihren Essays. Der psychische Druck, dem Migranten und nicht-weiße Deutsche auf Grund von Vorurteilen und Rassismus ausgesetzt sind, hinterlässt tiefe Spuren. Obwohl sie Deutsche war, musste Ayim sich seit ihrer Kindheit mit dem Bild auseinandersetzen, das andere, auch ihre Pflegeeltern, von ihr hatten: zwar deutsch, aber doch nicht wirklich, gezwungen, ihre Andersartigkeit, so gut es ging, durch Fleiß und gutes Benehmen auszugleichen.

In ihrem Bestreben, ihren MitbürgerInnen deren eigene Ignoranz sowie die Verhaftung in weißen Privilegien vor Augen zu halten, trat Ayim in ihren Gedichten auch mit der deutschen Sprache in einen Widerstreit. Wenn wir Sprache als Werkzeug der Identitätsbildung begreifen, so wird leicht verständlich, dass es Afro-Deutschen nicht ohne Weiteres gelingen kann, ihr Selbst in der deutschen Sprache auszudrücken. Redewendungen wie „schwarz sehen“ und „schwarzer Peter“ erinnern an eine koloniale Vergangenheit, auf die zurückzugreifen zum einen schmerzhaft ist, zum anderen erschwert wird, da die Rolle Deutschlands im Zeitalter des europäischen Kolonialismus des späten 19. und frühen 20. Jahrhundert immer noch weitestgehend verdrängt wird; der oder die „Durchschnittsdeutsche“ ist sich zumeist nicht einmal dieser Vergangenheit bewusst.

May Ayims Herkunft als Tochter einer Deutschen und eines Ghanaers war weder unmittelbar von der Kolonialgeschichte betroffen noch war sie ein „Rheinlandbastard“.²⁷² Dennoch erkannte sie die Notwendigkeit, die Geschichte schwarzer Deutscher aufzuarbeiten und öffentlich zu machen, um auf diese Weise auch dem eigenen Leben einen Rahmen zu geben. Die Abwesenheit einer deutschen Geschichte, welche auch Personen wie Ayim einschloss, stellte ein wesentliches Hindernis in der Formierung eines Selbstverständnisses dar: „[At] the outset of their political work Black Germans were not able to draw on a communal structure or a collective memory“ (Lauré al-Samarai 176). In seinem Essay „Cultural Identity and Diaspora“ weist Stuart Hall darauf hin, dass aber gerade dieses Geschichts- und Traditionsbewusstsein einen Teil unseres Identitätsverständnisses ausmacht: „[Our] cultural identities reflect the common historical experiences and shared cultural codes which provide us, as ‘one people’, with stable, unchanging and continuous frames of reference and meaning, beneath the shifting divisions and vicissitudes of our actual history“ (Hall 223). Da die Geschichte von Schwarzen jedoch durch einen „weißen“ Blickwinkel entstellt wurde, bedarf es einer Aneignung und Umschreibung dieser.²⁷³ In diesem Zusammenhang verweist Hall auf die Bedeutung von Identität als Produktion, d.h. als ein nie endender Prozess, der sich durch zeitlich begrenzte Positionalität der eigenen Person in Relation zur Gegenwart und Vergangenheit auszeichnet (Hall 225).

Dass die Eigenheiten der deutschen Sprache, d.h. die bereits erwähnte Naturalisierung von Idiomen, die die Farbe Schwarz als etwas Negatives darstellen, solch

²⁷² Als „Rheinlandbastarde“ bezeichnete man Kinder, die einer Verbindung zwischen deutschen Frauen und afrikanischen Soldaten, die als Teil der französischen Truppen während des Ersten Weltkrieges das Rheinland besetzten. Im Jahr 1937 ordnete die NSDAP eine Zwangssterilisierung dieser Deutsch-Afrikaner an (Lauré al-Samarai 163-183).

²⁷³ Hall richtet sich spezifisch an Schwarze aus dem karibischen Raum.

eine Produktion von Identität erschweren, zeigt sich z.B. in Ayims Gedicht „Der Käfig hat eine Tür“:

es fehlt mir das wort
für das was ich sagen will
die intuition
für das was ich empfinden möchte
die empfindung
für das was ich spüren müßte [...]

das augenscheinliche fällt nicht auf
fällt ab
zerfällt in einzelheiten
halbwahrheiten
feilscht in feigheiten
fehlt

vielleicht werde ich verrückt
irgendwann
oder bin es schon

verloren
fahnde ich
vor buch-staben

nach anhalts-punkten

die staben sind stäbe

die punkte sind anfänge

an jeder ungereimtheit zerplatzt

eine einbildung

der käfig hat eine tür

es ist mir inzwischen lieber

ich bin ausgegrenzt

es ist mir lieber

ich bin

nicht eingeschlossen (*Blues* 51-52)

Das lyrische Ich zeichnet sich durch zwei Aspekte aus. Zum einen übernimmt es eine investigative Rolle, um einen Regelverstoß bzw. eine Straftat aufzudecken – womöglich das „Verbrechen“ der deutschen Sprache (d.h. der Deutschen) an den Schwarzen, die in kulturellen Zeugnissen der Nachkriegs- und auch der DDR-Zeit als absonderlich, gefährlich oder schlichtweg anders dargestellt werden. Doch kommt die Fahnderin in ihrer Sprachverwirrung nicht weit, da ihr die passenden Umschreibungen nicht einfallen wollen und sich die Wörter vor ihr verschließen. Damit wird das lyrische Ich zugleich zu einer in den Käfig der Sprache eingeschlossenen Person, oder zumindest war sie das in der Vergangenheit.

Mit „inzwischen“ gibt sie zu verstehen, dass sie früher eine Integration in die Sprache angestrebt hat und damit zugleich bereit war, sich durch die Sprache oder auf Schwarze bezogenen Diskurse einschließen zu lassen. Ist es jedoch möglich, sich außerhalb der eigenen Muttersprache aufzuhalten? Foucault und Butler zufolge können ausgegrenzte Personengruppen wie zum Beispiel Schwule und Lesben nur von einer Position innerhalb des sie diskriminierenden Diskurses heraus einen Widerstand oder eine Umwertung bestimmter Begriffe und Zusammenhänge erwirken. „Injurious speech“, so Butler, kann auf Grund der Performativität von Sprache, das heißt der Trennung zwischen Sprachakt und Bedeutungszuweisung, in Selbstermächtigung bzw. *agency* umschlagen, indem die verletzenden Worte in einen neuen, einen Gegendiskurs eingeführt werden (*Excitable Speech* 87): „Insurrectionary speech becomes the necessary response to injurious language, a risk taken in response to being put at risk, a repetition in language that forces change“ (163). Inwieweit die Gedichte einer einzigen Schriftstellerin tatsächlich eine Veränderung im Bewusstsein eines breiteren Teils der deutschen Bevölkerung herbeiführen konnten, kann an dieser Stelle nicht beantwortet werden, doch lässt sich mit Sicherheit sagen, dass sich der zweiseitige Charakter der deutschen Sprache für Ayim nicht auflösen lies.

Dass auch das lyrische Ich in Ayims Gedicht die Spannung zwischen Wunsch (die Entfaltung einer Identität außerhalb des „offiziellen“ Diskurses über schwarze Deutsche) und Wirklichkeit (die Unmöglichkeit einer Identitätsformierung außerhalb gegebener diskursiver Rahmen) spürt und daran leidet, zeigt sich in der Zeile „vielleicht werde ich verrückt“. Diese ist grammatisch zweideutig, da „werde“ hier Passiv oder Futur anzeigen kann. Im Futur drückt die Zeile die Ungewissheit über den eigenen Geisteszustand aus –

„irgendwann / oder bin es schon“. Im Passiv würde die Zeile bedeuten, dass das lyrische Ich durch die Sprache bzw. den Sprachgebrauch der Umwelt verrückt, also in eine Außenseiterposition gebracht oder schlicht durch die Ablehnung der eigenen Person verrückt gemacht wird. Obwohl das lyrische Ich diese Form der Ausschließung bevorzugt, bleibt in der Schweben, ob dies die bessere Wahl ist und ob das Ich überhaupt in der Lage ist, den Käfig der Sprache zu verlassen. May Ayims Schicksal ist ein Beispiel dafür, dass die Distanz zur Muttersprache bzw. die Feindseligkeit, die der Afro-Deutschen aus der eigenen Muttersprache entgegenschlägt, zu folgenreichen Störungen in der Identitätskonstruktion führen kann.

Innere Zerrissenheit: Elfriede Jelineks *Die Klavierspielerin* (1983)

Weiblicher Wahnsinn wird in Jelineks Roman nicht als solcher explizit identifiziert, und nur in Zusammenhang mit dem in eine Anstalt abgeschobenen Vater fällt die Bezeichnung „irre“. An welcher Art von geistiger Störung er leidet, erfahren wir nicht. Die Mutter-Tochter Beziehung auf der anderen Seite, jene Komponente des Romans, welche sich durch ein psychisch schädigendes Abhängigkeitsverhältnis auszeichnet, existiert in Abgrenzung zum Schicksal des Vaters in der gesellschaftlichen Sphäre (scheinbarer) Gesundheit und Normalität. Auf diese Weise erhält der Wahnsinn des Alltags im Hause Kohut, der sich in einem nie endenden Kreislauf entfaltet, eine umso größere Wirkung. Der Roman verkörpert die Studie einer dysfunktionalen Mutter-Tochter Beziehung, welche ihren Ausgang im Männerhass sowie in der Kontrollsucht der Mutter hat. Erika ist ein Erziehungsexperiment, dessen Resultat ein ewiger Widerstreit zwischen Erikas „weiblicher“ und „männlicher“ Seite ist, welcher sie für jegliche Produktion sowie ein Leben außerhalb der Isolation unfähig macht: „Erika ist ein Insekt

in Bernstein, zeitlos, alterslos. Erika hat keine Geschichte und macht keine Geschichte. [...] Eingebacken ist Erika in die Backform der Unendlichkeit“ (17-18). Diese Daseinsform bietet ihr Schutz, schürt zugleich aber auch die Angst vor all jenen unsicheren Dingen, die sich ihrer Kontrolle entziehen: „Erika hat Furcht davor, daß alles so bleibt, wie es ist, und sie hat Furcht, daß sich einmal etwas verändern könnte“ (193).²⁷⁴ Auch dies ist ein Grund für die Unmöglichkeit einer Beziehung zu einem Mann, da Erika Angst vor der tatsächlichen Umsetzung einer solchen hat und es ihr daher mehr Vergnügen bereitet, sich eine Beziehung zwischen ihr und Walter Klemmer in Gedanken auszumalen.²⁷⁵ In diesen Sachverhalt spielen ebenso Erikas sado-masochistische Tendenzen hinein. Zum einen bezieht sie eine gewisse Befriedigung aus einem ständigen Aufschub ihrer Beziehung zu Klemmer, zum anderen verweigert sie dem Studenten aber auch sexuelle Erfüllung, was schlussendlich in dessen gewaltvollem Ausbruch endet.²⁷⁶

In noch extremerer Weise als wir dies in den Romanen Charlotte Roches gesehen haben, repräsentiert Jelineks Protagonistin das Produkt mütterlicher Erziehung bzw. Kontrolle sowie gesellschaftlicher „Spielregeln“, die die Verhältnisse zwischen Mann und Frau regeln sollen. Wo Roches Hauptfiguren aber bemüht sind, sich als Kontrastbild zu ihren Müttern zu gestalten, bildet Erika das Abbild (einen Abgott) der Mutter. Von ihr hat die Tochter die Verachtung für das eigene Geschlecht, Männer, Sexualität im Allgemeinen sowie den Impetus der Machtausübung übernommen. Die durch Gewalt und das Pendeln zwischen Flucht und extremer Nähe geprägte Mutter-Tochter Beziehung

²⁷⁴ Unmittelbar nach diesem Zitat erleidet Erika eine Panikattacke inklusive Atemnot.

²⁷⁵ So reagiert Erika abweisend, als Walter vorschlägt, das Wochenende gemeinsam zu verbringen und erfindet Ausreden, „weshalb es gerade dieses Mal und wahrscheinlich das nächste und übernächste nicht geht“ (194).

²⁷⁶ Kosta weist darauf hin, dass MasochistInnen Genuss aus der Aufschiebung ihrer Wünsche beziehen (228-229). Auch dieses Verhalten hat Erika von der Mutter übernommen: „Die Mutter will alles später“ (8).

gerät zu einer pervertierten und ironisierten Nachbildung der durch Freud formulierten präödipalen Phase, welche künstlich bis in das Erwachsenenalter der Tochter hinein aufrechterhalten wurde. Nur Erikas noch nicht abgestorbenes sexuelles Verlangen und vor allem die Annäherung eines Mannes gefährdet diesen Zustand: „Der Haussegen neigt sich schräg, weil dieser Klemmer sich nicht wegräumt. Er wird doch nicht in ihre Behausung eindringen wollen? Erika will in ihre Mutter am liebsten wieder hineinkriechen, sanft im warmen Leibwasser schaukeln. Außen so warm und feucht wie leibinnerlich“ (78).

Der Widerstreit zwischen mütterlichem Schutz und mütterlicher Manipulation, also zwischen dem Wunsch nach Selbstaufgabe und jenem nach Selbst- und Fremdkontrolle spiegelt sich in Erikas Verhältnis zu sich selbst wieder. Da sie den „weiblichen“ und den „männlichen“ Teil ihrer Person nicht miteinander in Einklang bringen kann – auch, weil ihre Umwelt weibliche Dominanz nicht anerkennt – bleibt Erika zwischen Voyeurismus und Dominanz auf der einen und Selbsthass sowie Selbstverletzung auf der anderen Seite gefangen. Mehr noch als Elizabeth Kiehl aus Schoßgebete entpuppt sich Erika daher als Nicht-Person, als eine durch Fremdeinflüsse gelenkte Automate. In diesem Sinne haben wir es in Jelineks Roman auch nicht mit Einzelschicksalen zu tun, sondern mit einer Versuchsanordnung vor dem Hintergrund patriarchaler Gesellschaftsordnungen:

Jelinek neither represents individual psychologies, nor produces a first-person confessional narrative. Rather, she banters with continuously shifting viewpoints and creates puppet-like figures which perform the conditions set by Anglo-European culture. [...] With scathing wit, Jelinek

moves her figures through the scripts prepared by patriarchy to induce some of the monstrous personality structures they evoke. She depicts mother and daughter as caricatures who perform the inhibiting social structures that significantly enforce their exclusive bond. (Kosta 229-230)

Trotz der Monstrosität der Mutter ist auch sie Opfer jener gesellschaftlicher Strukturen, die sie selbst zu einer männerverachtenden Frau gemacht haben. In gewisser Weise ist ihre Obsession, Erika zu etwas „Großem“ zu machen, ein Versuch, die eigenen Tochter vor einer Gesellschaft zu schützen, die Frauen als Menschen zweiter Klasse behandeln. Doch in der Welt der Kohuts ist „Liebe“ nur eine euphemistische Umschreibung für Kontrolle und das Erbringen von Leistung, weswegen weder zwischen Mutter und Tochter, noch zwischen Frau und Mann aufrechte Gefühle, geschweige denn eine fördernde Gemeinschaft entstehen können.

Die Auswirkungen der Geschlechterverhältnisse sowie die Strukturen der modernen Kernfamilie erhalten in den Extremen, die sie in *Die Klavierspielerin* annehmen, keine Allgemeingültigkeit, und der Roman stellt nicht die These auf, dass alle Familien zwangsläufig auf diese Art und Weise mit psychologischen Konflikten belastet sind. Weiblicher Wahnsinn in Form der extremen Persönlichkeiten der Kohuts ist jedoch Produkt eines unumstößlichen Geschlechterkampfes, der sich in zwischenmenschlichen Beziehungen gemäß des Primats kapitalistischer Kontroll- und Leistungsverhältnisse niederschlägt. Ebenso wie es für Erika keinen Ausweg aus ihrem persönlichen Teufelskreis gibt, haben Frauen in der Gesellschaft, wie Jelinek sie darstellt, keine reale Chance auf Gleichberechtigung und individuelle Entfaltung.

Teufelskreise des Wahnsinns: Charlotte Roche, *Feuchtgebiete* (2008) und *Schoßgebete* (2011)

In den Romanen Charlotte Roches wird Wahnsinn, wie in *Die Klavierspielerin*, durch den Teufelskreis eines problematischen Mutter-Tochter Verhältnisses bestimmt, zeichnet sich dem Charakter nach jedoch als eine verinnerlichte, selbst diagnostizierte Realität. Vor allem in *Schoßgebete* wird die weibliche Psyche, basierend auf neoliberalen Maximen, zum ökonomischen Optimierungsprojekt.

Helen Memel rebelliert gegen das Sauberkeitsregime ihrer Mutter, drückt durch diese Rebellion aber auch den Wunsch nach Aufmerksamkeit und Anerkennung aus. Der von Helen verhinderte erweiterte Suizid der Mutter ist tief in ihrer Psyche verankert, ebenso wie sich der Fokus der Mutter auf körperliche Aspekte in Helens Obsession mit diversen Körperrausscheidungen und Anti-Hygienemaßnahmen niederschlägt. Elizabeth Kiehl setzt sich hingegen zum Ziel, die perfekte Mutter und Ehefrau zu sein, um sich so von dem schlechten Vorbild der Mutter, welche regelmäßig ihre Partner wechselte und ihre Kinder vernachlässigte, abzusetzen. Um den Unfalltod ihrer Brüder zu verarbeiten, ihre Ehe zu retten und ihre Aggressionen unter Kontrolle zu bekommen, nimmt Elizabeth seit vielen Jahren die Hilfe einer Therapeutin in Anspruch.

Betrachtet man Inhalt und Wortwahl beider Romane und bezieht auch gewisse Aussagen der Autorin mit ein, ergibt sich grundlegende Ambivalenz. In *Feuchtgebiete* und *Schoßgebete* behandelt die Autorin den Einfluss geschlechtsspezifischer Rollenerwartungen, welche an Frauen gestellt werden und sich in der Wechselwirkung von Gesellschaft, Wissenschaft und Medien spiegeln und potenzieren. Auch der Druck einer auf Leistung ausgerichteten Gesellschaft wird, vor allem mit Blick auf Elizabeth,

deutlich sichtbar. Die daraus resultierenden Verhaltensweisen, welche der Auslöser für Stress oder ernsthafte psychische Krankheiten sind, werden in Roches Romanen von der Mutter an die Tochter weitergegeben. Hinzu kommt, dass Frauen damit alleine umgehen und eine Lösung finden müssen, gemäß des kapitalistischen Ethos der Selbstoptimierung. Ungeachtet dieser Kritik scheint die Autorin selbst aber an eine „natürliche“ Affinität zwischen Weiblichkeit und Wahnsinn zu glauben, wenn sie mit Freud und gegen Alice Schwarzer argumentiert: „Frauen sind aber total masochistisch“ (Roche, *Uslar* 2008). In ihren Texten bestätigt sie scheinbar Theorien genetisch bedingten weiblichen Wahnsinns, welche typisch für frühere neurowissenschaftliche Konzepte wie zum Beispiele jene Jean-Martin Charcots, aber auch für eugenische Thesen waren.²⁷⁷

Dieser innere Widerspruch kann auf der einen Seite als emblematisch für die Darstellung weiblichen Wahnsinns gelten, welcher der Natur nach Kritik, zugleich aber immer auch eine potentielle Bestätigung und Verfestigung frauenfeindliche Bildsprache darstellt. In Bezug auf Roches Romane ist dieser Widerspruch jedoch auch die Quelle des stark ironischen Charakters der Texte, welcher die Frage aufwirft, inwiefern wir dazu angehalten sind, die polarisierenden Taten und Aussagen der Protagonistinnen unbesehen zu glauben oder diese als parodische Verdrehung zu verstehen. Eine Betrachtung des Wahnsinns in *Feuchtgebiete* und *Schoßgebete* unter Anlehnung an Luce Irigarays Theorie der hysterischen Mimesis, welche subversives Potential in der bewussten Wiederholung logozentrischen Denkens sowie in der Umstürzung der bekannten Syntax, der vertrauten Sinnzusammenhänge verortet, soll im Folgenden die Chancen, aber auch die Nachteile einer Behandlung weiblichen Wahnsinns verdeutlichen, die sich, anders als

²⁷⁷ Es ist stark zu bezweifeln, dass Roche diese Parallele vor Augen hatte, doch die Betonung der psychischen Hygiene in *Schoßgebete* suggeriert unwillkürlich diese thematische Assoziation.

in Christa Wolfs *Kassandra*, den stereotypen, der Geschichte der Hysterie und Psychoanalyse verwandten Formen jenes Wahnsinns bedient.²⁷⁸

Da Helen nicht in der Lage ist, den in Schweigen begründeten Konflikt der Mutter – die „Abweisung“ durch den erweiterten Selbstmord, die Eifersucht auf den Körper der Tochter – offen anzusprechen, wandelt sie ihren Körper in ein Projekt um, das gleichermaßen Protest und Liebesgesuch ist. Die Beschäftigung mit diversen Körperflüssigkeiten bringt ans Licht, was dank sozialer Tabus und dem Gesetz der Mutter unsichtbar bleiben soll, sowohl zum Schutz der körperlichen Hygiene, als auch der äußerlichen Integrität der Mutter-Tochter Beziehung. Das Unerhörte, Ekelhafte wird zum Ersatz für das, was Helen nicht an- und aussprechen kann.

In diese als Rebellion inszenierte Suche nach mütterlicher Aufmerksamkeit fallen auch Helens Avocado-„Babys“. Ihre „Geburt“ kann nicht nur als alternative Mutterschaft, sondern auch als wiederholtes Geschenk bzw. eine Rückgabe an die Mutter gelesen werden, welche ihrer Tochter im Kindesalter Avocadokerne zum Spielen gab. Auf diese Weise bricht der Text mit der Annahme der oedipalen Theorie, dass eine Tochter sich ein Kind des Vaters wünscht. Der Wunsch nach Verbundenheit mit der Mutter wird jedoch nicht erfüllt, und letztlich wendet sich Helen von ihrer Mutter bzw. ihrer Familie ab.

Helens Sterilisation greift das Thema der Lokalisierung weiblichen Wahnsinns in den Geschlechtsorganen auf, auch wenn der Uterus der Protagonistin unangetastet bleibt. Nur auf Grund des Eingriffs kann sich Helen sicher sein, dass der Teufelskreis des Wahnsinns auf der Seite der Frauen ihrer Familie nicht fortgeführt wird. Leider bietet der Roman keine weiterführende Erkundung, welche anderen Formen von Mutterschaft der Protagonistin zur Verfügung stehen könnten. Daher symbolisiert die Sterilisation vor

²⁷⁸ Siehe S. 42-46.

allein das Ende der symbolischen und biologischen Reproduktion im traditionellen Sinne. Eine weitere Mutter-Tochter Beziehung unter Freud'schen bzw. logozentrischen Vorzeichen, welche durch den Text als unausweichlich gestört charakterisiert wird, kann nicht erfolgen.

Während wir in *Feuchtgebiete* einer Wiederholung stereotyper Bilder weiblichen Wahnsinns, aber auch deren Verrückung bzw. Resignifikation sehen, erscheint Elizabeth Kiehl in *Schoßgebete* durch und durch als Parodie der guten Hausfrau – oder als Schwester all jener Protagonistinnen in Texten der vorangegangenen Jahrhunderte. Diese bemühen sich darum, die Rolle der Mutter und Hausfrau zu jedermans Zufriedenheit auszufüllen und gleichzeitig einen Schein der Zufriedenheit zu bewahren, damit niemand Traurigkeit und Frustration hinter dem nach außen getragenen Lächeln sieht.

In ähnlicher Weise wie Agathe Heidling, die Hauptfigur in Gabriele Reuters *Aus guter Familie*, wird Elizabeth durch eine Überidentifizierung mit „weiblichen“ Gendernormen definiert. So vollständig verschreibt sie sich dem Wohl der Familie, dass man sie kaum als Person im eigentlichen Sinne bezeichnen kann. Alles, was sie ausmacht, existiert in Relation zur häuslichen Sphäre, und abgesehen von Verpflichtungen bezüglich des Schullebens ihrer Tochter sowie den Therapiesitzungen, sucht Elizabeth keine Kontakte im öffentlichen Raum. Situieret zwischen dem Trauma des Autounfalls und dem (stillen) Kampf gegen die Mutter entwickelt sie sich zu einer Nicht-Person – immer wieder imaginiert sie ihren eigenen Tod – sowie zu einem Konglomerat von Stereotypen, welches mehrere traditionelle Frauenbilder in sich vereint: sorgende Mutter, ergebene Ehefrau, böse Stiefmutter, Furie, Verrückte.

Zugleich verstärkt sich der parodistische Effekt dadurch, dass das Prinzip der Psychoanalyse als Redekur und Methode literarischer Kritik ad absurdum geführt wird. Jegliche Gedankenstränge und Ängste sowie auch die privaten Gespräche mit der Therapeutin und deren Diagnosen, z.B. Elizabeths Vaterkomplex, sind den LeserInnen frei zugänglich und nehmen psychoanalytisch ausgerichteten Interpretationen einen wesentlichen Teil vorweg. In dem Versuch sich selbst zu überreden, nicht zur nächsten Therapiesitzung zu gehen, fragt sich die Protagonistin:

Was soll das überhaupt sein, eine [Psychoanalyse]? Ich mache das zwar, habe aber keine Ahnung, was das soll. Krieg ich dann irgendwann ein Zeugnis ausgestellt? [...] Das wäre gut, dann könnte ich das als Bedienungsanleitung meinem Mann und, wenn sie alt genug ist, auch meiner Tochter zum Lesen geben. Das würde unser aller Leben einfacher machen. (36)

Schoßgebete wird zu einer Parodie der Weiblichkeit im Sinne Irigarays hysterischer Mimesis. Der Text erschließt sich als eine mit Extremen spielende Porträtierung des Konzeptes „Frau“ und seiner Auswirkungen im 21. Jahrhundert, welche unter Beweis zu stellen versucht, wie sehr phallozentrische Symbolik sowie psychologische Konsequenzen (weißer) Weiblichkeit das Handeln von Frauen immer noch bestimmt. Wenn auch Roches zweiter Roman keinen Raum für Umdeutungen bietet wie *Feuchtgebiete* dies zum Beispiel in Form der Sterilisation tut, so kann *Schoßgebete* zumindest als kritische Bestandsaufnahme eines Frauenlebens gesehen werden, welche zur Debatte stellt, inwieweit sich geschlechtsspezifische, hierarchische Denk- und Verhaltensraster, trotz aller Emanzipationsbestrebungen, erhalten haben.

Was allerdings bleibt, ist die nahezu vollkommene Isolation der Protagonistinnen Charlotte Roches, vor allem die Isolation von Frauen untereinander. Zwar hat Helen eine enge Freundin und verlässt am Ende des Romans das Krankenhaus zusammen mit dem Pfleger Robin; ein offener Dialog hinsichtlich Helens Ängste und Wünsche findet allerdings nicht statt. Noch extremer gestaltet sich die Situation für Elizabeth, die sich von ihrer besten Freundin, ähnlich wie von ihren Eltern, trennen will, da diese Elizabeth mit ihren Problemen zu sehr belastet.²⁷⁹ Eine Annäherung zwischen Tochter und Mutter oder der Versuch gegenseitigen Verständnisses findet in keinem der Romane statt. Und obwohl Helen ansatzweise dem Kreislauf des Wahnsinns in ihrer Familie ein Ende setzt, weist sie innerhalb der Grenzen des Romans keinen Charakterzug auf, der nicht wieder auf die ein oder andere Weise auf das Verhältnis zur Mutter rekurriert. Hierin liegt meines Erachtens das begrenzte Kritikpotential weiblichen Wahnsinns, der auf traditionellen, „patriarchalischen“ Frauenbildern aufbaut und Weiblichkeit abwertet. Mütter und Töchter bleiben einander fremd, und ihr Verhältnis ist durch Spannungen oder sogar Abneigung geprägt.

Auch Theorien wie der Irigarays, welche das Konzept von Weiblichkeit nicht vollkommen aus den Koordinaten eines als „weiblich“ konstruierten Körpers herauslösen und damit eine Korrektur logozentrischer Verhältnisse durch positiv besetzte (biologisch) weibliche Eigenschaften und Aspekte anstreben, können auf einen Zustand der Gemeinschaft zwischen Frauen nur tentativ im spekulativen Konjunktiv verweisen. Stattdessen mündet die Kritik Irigarays an den Theorien Freuds, Platos oder Descartes in

²⁷⁹ Die Arbeit an der eigenen Psyche gerät für Elizabeth zu einem regelrechten Wettbewerb, und sie beschuldigt ihre Mutter als auch ihre (ehemals) beste Freundin, dass diese nicht wirklich bereit sind, ihre Probleme zu behandeln, weil sie sich nicht mit Kritik an der eigenen Person auseinandersetzen wollen (85).

einem methodologischen Gegenpol, welcher starke Züge eines essentialistischen Feminismus trägt.

Für Christa Wolfs *Kassandra* gab es letztlich zwar keine lebbare Alternative, doch erhielt sie zumindest die Chance, im Dialog mit Frauen und Männern den Weg der Selbstwerdung ein gutes Stück weiter zu gehen. Für Elizabeth Kiehl gibt es keinen Ausweg aus dem Wahnsinn und Helen Memel ist nur in der Theorie die Möglichkeit einer Entwicklung jenseits des Teufelskreises weiblichen Wahnsinns gegeben, welcher im Rahmen des Romans allerdings nicht umgesetzt wird.²⁸⁰

Schlussbetrachtung

Was diese abschließende Untersuchung gezeigt hat ist, dass Darstellungen weiblichen Wahnsinns in den Texten deutschsprachiger Autorinnen des 20. und 21. Jahrhundert auf der einen Seite viele gemeinsame Komponenten aufweisen, dass auf der anderen Seite der Umgang der Protagonistinnen mit diesem Diskurs teils recht unterschiedlich ausfällt und daher eine verallgemeinernde Aussage unmöglich ist. Nicht alle Texte bzw. alle Protagonistinnen vertreten die Annahme, dass Verrücktheit und damit die Rollenverteilung zwischen PatientIn und Arzt/Ärztin willkürlich bzw. relativ ist. Nicht alle Protagonistinnen sehen die Ursache ihres Wahnsinns in den psychischen Auswirkungen des Weiblichkeitsideals begründet – und nicht in jedem Text wird die Idee einer natürlichen Nähe zwischen Frauen und Wahnsinn durch die Umwelt propagiert. Nicht alle Protagonistinnen betonen, wie wichtig der Prozess des Schreibens oder eine

²⁸⁰ Die augenscheinliche Alternativlosigkeit zum weiblichen Wahnsinn in Roches Texten könnte dahingehend verstanden werden, dass es in der (deutschen) Gesellschaft derzeit keine wirkliche Alternative zur neoliberalen, auf Individualität und Optimierung zugeschnittenen Lebensweise gibt.

aktive Teilhabe an einer durch Männer geprägten Kultur für ihre Selbstfindung ist. Auf diese Weise könnten wir noch weitere Unterschiede herausarbeiten.

Kassandra verweigert sich dem Wahnsinn, um dem Wahnsinn ihrer Umwelt und ihren eigenen Fehlern mit kühlen Gedanken begegnen zu können; in *Der Hunger nach Wahnsinn* zeigt die Hauptfigur die Parallelen zwischen modernen psychiatrischen Diagnosen und dem philosophischen System eines der einflussreichsten Denker Deutschlands auf; Helen Memel zerstört die Freud'sche Reproduktion von Mutterschaft sowie den hysterischen Kreislauf durch Sterilisation; Silvana trotz dem Vernichtungswillen der Eugeniker, will Leben erfahren und berichtet von ihren Qualen.

Oft genug produzieren die hier untersuchten Texte Momente, die mit stereotypischen Darstellungen verrückter Frauen und auch der Erwartungshaltung der LeserInnen brechen. Angesichts der Tatsache, dass die meisten Protagonistinnen aber in relativer (emotionaler) Isolation leben – vor allem zwischen Frauen werden nur selten enge Verbindungen dargestellt – und keine von ihnen, mit der Ausnahme von Cassandra, länger anhaltende Zufriedenheit erfährt, bleibt weiblichem Wahnsinn die in der Einleitung bereits erwähnte Spannung zueigen, die eine rein positive oder rein negative Bewertung nicht möglich macht.

Was bedeutet dies für die Frage nach Subversivität? Die politische Behandlung weiblichen Wahnsinns in der Zeit Hedwig Dohms und Gabriele Reuters bedeutete für die Schriftstellerinnen, ein gewisses Risiko einzugehen, den eigenen Ruf zu riskieren. Angesichts der fast naiv anmutenden Verwendung stereotyper Bilder weiblichen Wahnsinns in Roches *Schoßgebete* wird jedoch die Gefahr deutlich, dass eine reine

Reiteration von ehemals Aufsehen erregenden literarischen Motiven ihren Aussagegehalt mitunter einbüßen:

Just as metaphors lose their metaphoricity as they congeal through time into concepts, so subversive performances always run the risk of becoming deadening clichés through their repetition and, most importantly, through their repetition within commodity culture where „subversion“ carries market value. The effort to name the criterion for subversiveness will always fail, and ought to. (Butler *GT* XXII-XXIII)

Angesichts der Langlebigkeit der verrückten Frau in der Literatur, d.h. ihrer Verwendung in unterschiedlichen historischen und kulturellen Kontexten, welche sich teils stark von einander unterscheiden, ist die Frage nach einem grundsätzlichen subversivem Potential jeglicher Darstellung weiblichen Wahnsinns daher meiner Ansicht nach problematisch und letztlich für keinen der hier analysierten Texte mit letzter Entgültigkeit zu beantworten – auch auf Grund der mehrfach erwähnten, nicht zu lösenden Spannung zwischen kritischer Aneignung und affirmativer Wiederholung von Darstellungen weiblichen Wahnsinns.

Schaut man sich den zweiten Roman Charlotte Roches an, erkennt man zumindest die Gefahr, dass die verrückte Frau auch in Texten von Frauen tatsächlich zu einem effekthaften Cliché verkommt, welches kaum seinen Wirkkreis über den privaten Raum hinaus zu erweitern vermag. Mit Blick auf die Texte Dohms und Erlenbergers wird außerdem deutlich, dass Wahnsinn zwar eine Auszeit oder Schonzeit bedeuten kann, die den Protagonistinnen die Chance gewährt, sich ganz in Ruhe ihren künstlerischen,

sozialkritischen oder philosophischen Gedanken hinzugeben; in der Realität des Alltags haben diese Aktivitäten jedoch keinen Raum.²⁸¹

Luce Irigaray verweist in diesem Zusammenhang selbst auf die Tatsache, dass hysterische Mimesis nur ein erster Schritt auf dem Weg zu einem Subjektbewusstsein von Frauen jenseits phallozentrischer Machtstrukturen sein kann:

Anders ausgedrückt: In der Hysterie gibt es immer gleichzeitig eine potentielle und eine gelähmte Kraft. Es gibt eine Kraft, die im Dienste der Unterordnung des weiblichen Begehrens unter den Phallokratismus schon immer unterdrückt gewesen ist; eine Kraft, die durch die Unterwerfung des „Sensiblen“, der „Materie“ unter das Intelligible und seinen Diskurs zu Schweigen und Mimesis gezwungen war. Was „pathologische“ Auswirkungen hat. Und gleichzeitig gibt es in der Hysterie die Möglichkeit einer andere [sic!] „Produktions“weise, eine der Gestik und der Sprache, die aber bewahrt und in Latenz gehalten wird. Als noch aufzukommendes kulturelles Potenzial? (*Geschlecht* 144)

Hysterie und andere Formen weiblichen Wahnsinns, der auf einer Verortung in der sexuellen Differenz basiert, sollten letztendlich überwunden werden. Unabhängig von diesem Ideal besteht aber auch in den vergangenen Jahrzehnten unter deutschsprachigen Schriftstellerinnen das Bedürfnis, weiblichen Wahnsinn als Sinnbild eines Strebens nach Ich-Findung und freiem Ausdruck und vor allem als Anklage gegen stereotype Frauenbilder einzusetzen. Dies deutet auf Lebenskonstellationen, die nur indirekt imaginiert, bisher aber nicht ausgelebt werden können, z.B. ein Leben ohne Vorurteile

²⁸¹ Akute Formen des Wahnsinns schließen darüber hinaus jegliche Form der Produktivität aus, wie z.B. Kassandras Anfälle bzw. ihre Regression gezeigt haben.

und Rassenhass, die Option ungehinderten (künstlerischen) Ausdrucks, politische Teilhabe, eine freie Lebensgestaltung, ohne ständigen Normenzwang. Insofern impliziert weiblicher Wahnsinn in den hier untersuchten Texten einen Raum, der zu erahnen, aber noch nicht sichtbar ist. Marta Caminero-Santangelo verwendet diesbezüglich den von Teresa de Lauretis geprägten Begriff des „space-off“ (Caminero-Santangelo 10), auf den auch ich hier zurückgreifen möchte. „Space-off“ ist ein den Film Studien entnommener Begriff und bezeichnet „the space not visible in the frame but inferable from what the frame makes visible“ (de Lauretis 26). Während die literarische Darstellung weiblichen Wahnsinns immer die weit zurückreichende Geschichte der verrückten Frau samt aller abwertender Implikationen miteinbezieht – auch wenn dies nicht ausdrücklich geschieht – deutet sie zugleich auf eine positivere Alternative „hinter der Kamera“ hin.

These two kinds of spaces are neither in opposition to one another nor strung along a chain of signification, but they coexist concurrently and in contradiction. The movement between them, therefore, is not that of a dialectic, of integration, of a combinatory, or of *différance*, but is the tension of contradiction, multiplicity, and heteronomy. (de Lauretis 26)

Die am deutlichsten visualisierte Vorstellung dieses angedeuteten Raumes finden wir in Wolfs *Kassandra*; andere Option stellen zum Beispiel die Andeutung alternativer Formen von Mutterschaft in *Feuchtgebiete* oder die Sichtbarmachung rassistischer Strukturen der deutschen Sprache in May Ayims Gedichten dar. Dass sich die Erprobung neuer Expressionen von Weiblichkeit in den meisten hier untersuchten Texten nur ansatzweise, wenn überhaupt zum Ausdruck bringen lässt, liegt im Wesentlichen an der Isolation bzw.

Losglöstheit der Protagonistinnen von ihrer Umwelt. Was ich damit meine, verdeutlicht ein erneuter Blick auf Kassandras Selbstfindungsprozess.

Auf den vorherigen Seiten habe ich das Zitat Wolfs angeführt, in welchem sie sich gegen eine Einführung des „Weiblichkeitswahns“ im Austausch gegen den „Männlichkeitswahn“ und für vernunftorientiertes Handeln ausspricht.²⁸² Wolf fährt fort: „Es gibt keinen Weg vobei an der Persönlichkeitsbildung, an rationalen Modellen der Konfliktlösung, das heißt auch an der Auseinandersetzung und Zusammenarbeit mit Andersdenkenden und, selbstverständlich, Andersgeschlechtlichen. Autonomie ist eine Aufgabe für jedermann“ (VE 158). Der Schlüssel zur Selbstbildung bzw. Selbstfindung in Wolfs humanistisch ausgerichtetem Weltbild ist Autonomie.²⁸³ Autonomie wird hier verstanden als Eigenverantwortlichkeit und Unabhängigkeit, und obgleich eine bedeutsame Eigenschaft, bietet Autonomie in der grundlegenden Definition nicht die Antwort darauf, warum Cassandra die Stärke auffbringen kann, einer erneuten Flucht in den Wahnsinn abzuschwören. Zweifelsohne würden viele der Protagonistinnen in den hier untersuchten Texten von einem Zugeständnis an (größerer) Unabhängigkeit profitieren, doch kann der Glaube an Eigenverantwortlichkeit ebenso in ein negatives Extrem umschlagen, wie vor allem Roches *Schoßgebete* verdeutlicht. Wollte man Wolfs Verständnis von Autonomie als selbstverantwortliches Handeln zudem auf die Lebensumstände von Figuren wie zum Beispiel Silvana in *Steinzeit* anwenden, zeigte sich

²⁸² Siehe S. 275 dieser Arbeit.

²⁸³ In diesem Sinne vertritt die Wolf auch die Idee des einheitlichen Menschen, das heißt auch die Idealvorstellung, dass man das eigene Ich in seiner Gänze erkennen kann oder zumindest danach streben sollte. Die Tatsache, dass diese Art von vollkommener Selbsterkenntnis – und damit die Rückführung des Ichs auf eine grundlegende Essenz – illusorisch ist, zeigt sich z.B. an den inneren Konflikten, die die Protagonistin in *Stadt der Engel*, Wolfs Alter Alter Ego, durchleidet: Trotz aller Versuche, die eigenen Beweggründe für die kurze Zusammenarbeit mit der Stasi nachzuvollziehen, verschließen sich die Erinnerungen daran und damit eine Antwort auf die Frage nach dem warum.

zudem, dass eine Aussage über die Pflicht, ein autonomes Selbst zu entwickeln, von einer privilegierten Position aus formuliert wird.

Nichtsdestoweniger enthält Wolfs Zitat wenn nicht die „Lösung“ allen weiblichen Wahnsinns, wie er sich in der Literatur darstellt, so doch wenigstens einen Weg der inneren und äußeren Stärkung, nämlich die Auseinandersetzung mit Anderen. Genauer gesagt, halte ich Gemeinschaft und Solidarität für die eigentlichen Schlüsselwörter, die in Wolfs Zitat nicht genannt, durch Kassandras Geschichte jedoch impliziert werden. Das Fehlen dieser beiden Aspekte begründet die Unmöglichkeit der meisten Protagonistinnen, ihr Schicksal und damit auch ihre Verstrickung in die (Denk-) Strukturen weiblichen Wahnsinns jenseits ihrer eigenen Verhältnisse zu begreifen. Nur im Austausch mit anderen Personen, von denen die meisten nicht dem eigenen gesellschaftlichen oder kulturellen Kreis entspringen, lernt Cassandra ihre Position und Funktion innerhalb der Gesellschaft, ihre Privilegien, ihre Stärken und Schwächen kennen. Und obgleich auch Männer zur Ida-Berg Gemeinschaft gehören, ist es von besonderer Bedeutung, dass dieser Austausch zwischen Frauen, angefangen zwischen Töchtern und Müttern, stattfindet. In den anderen Texten sind es nicht nur die Ärzte, die den Protagonistinnen kein aufrichtiges Gehör schenken. Auch die Frauen in ihrer Umgebung schenken ihnen weder ein offenes Ohr noch Verständnis.

Das Bedeutsame an Wolfs Ida-Berg Gemeinschaft ist dabei, dass alle Mitglieder in ihrer Individualität und in ihrer unterschiedlichen Herkunft geschätzt und jedoch in ihrer Weltsicht durch Andersdenkende herausgefordert werden. Dies ist ein Ort der Polyvokalität, an dem weiblicher Wahnsinn als Chiffre für die Unterdrückung der Vielschichtigkeit von Frauen keinen Entstehungsraum findet. Blickt man dahingegen auf

gegenwärtige Ausformungen eines neoliberal geprägten Feminismus, der den Blickwinkel weißer, mittelständischer, vor allem heterosexueller und christlicher Frauen vertritt und auf autonomen Gewinnerbring ausgerichtet ist, stellt sich die Frage, wie ein solidarisches Miteinander erreicht werden kann. Es bleibt daher spannend zu sehen, auf welche Art und Weise sich deutschsprachige Schriftstellerinnen in der Zukunft dem Diskurs weiblichen Wahnsinns annehmen (müssen), um gegen weiterhin bestehende Hierarchien und Vorurteile innerhalb der deutschen Gesellschaft aufmerksam zu machen.

Weiblicher Wahnsinn, männlicher Wahnsinn: Ein kurzes Nachwort

An die Überlegungen des letzten Kapitels anschließend möchte ich ein auf meiner Dissertation basierendes neues Buchprojekt umreißen. Wir haben gesehen, dass sich über lange Zeit ein sehr abwertendes Bild der physischen und psychischen Konstitution von Frauen innerhalb wissenschaftlicher, literarischer und philosophischer Kreise erhalten hat. Der als von Natur aus schwachen, leistungsarmen (weißen oder farbigen) Frau halten Schriftstellerinnen ihre unterschiedlichen Figurationen von verrückten Frauen entgegen, deren Geschichten die komplizierten Verhältnisse zwischen Weiblichkeit, gesellschaftlich-kapitalistischen Ansprüchen, Race, Machtstrukturen, menschlichen Grundpositionen und seelischem Leid beleuchten. Auf diese Weise führen die Autorinnen vor Augen, dass, entgegen früherer Annahmen, weiblicher Wahnsinn in deutschsprachiger Literatur einen wesentlich vielschichtigeren Charakter beweist als angenommen. In der Mehrheit wird er jedoch als etwas dargestellt, das isoliert, und keine der Protagonistinnen erscheint in einem überlegenen, heldinnenhaften Licht. Allen in dieser Arbeit genannten Schriftstellerinnen gemein ist außerdem die Tatsache, dass sie ein sehr persönliches Verhältnis zum Thema des Wahnsinns haben und sich in ihren literarischen Arbeiten nicht sehr weit vom eigenen Milieu entfernen. Christa Wolfs Erzählung *Kassandra* ist derjenige Text, der als einziger vom Bekannten abstrahiert und das Geschehen räumlich und zeitlich weit entfernt ansiedelt. In ihrer Ablehnung des Wahnsinns, der Überwindung der „hysterischen“ bzw. psycho-somatischen Anfälle durch den Prozess der Selbsterkenntnis sowie ihre grundlegende Vielschichtigkeit bildet *Kassandra* eine Ausnahme in den im Rahmen dieser Arbeit untersuchten Texte. Dennoch hat auch Wolf keine verrückt-geniale Frau erschaffen, die ihre Umgebung durch

künstlerische oder technische Errungenschaften verblüfft, denn diese Konstellation literarischen Wahnsinns scheint nur in Bezug auf männliche Hauptfiguren zu existieren.

Während wahnsinnige Protagonisten ebenso wie verrückte Protagonistinnen unter ihrem Außenseiterdasein leiden oder als gefährlich angesehen werden können, werden sie, wie es sich mir bisher in früheren Forschungsunternehmen dargestellt hat, nicht als repräsentativ für das männliche Geschlecht als solches bzw. seine körperliche oder geistige Schwäche dargestellt. Wahnsinn bedroht auch nicht notwendigerweise die Glaubwürdigkeit des männlichen Helden, auch wenn er mit schwersten Wahnvorstellungen oder anderen einschränkenden seelischen Störungen beschlagen ist. Tatsächlich stellt es sich so dar, dass der wahnsinnige Held als synonym für allgemeingültige moralische oder philosophische Hindernisse und menschliche Leiden gelesen wird, und der Titel des Genies geht nicht selten oft Hand in Hand mit der Behandlung männlichen Wahnsinns. Rainer Maria Rilkes Roman *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* (1910) ist in sofern ein gültiges Beispiel, als dass die geistigen Beschwerden des Protagonisten die Krankheit der Moderne und der Industrialisierung repräsentieren. Und mit Adrian Leverkühn, dem Protagonisten des Zeitromans *Doktor Faustus* (1947), erschuf Thomas Mann eine literarische Figur, die, ausgestattet mit dem musikalischen Talent Schönbergs und nietzscheanischem Wahnsinn, darum bemüht ist, Geschichte, Schuld und Schicksal Nazi-Deutschlands zu transzendieren.

Auf der anderen Seite liefen um 1900 herum unter Neurasthenie leidende Männer Gefahr, als „verweiblicht“ angesehen zu werden – eine Nebenwirkung jener gesellschaftlichen Furcht vor einer Verweiblichung und Verweichlichung Europas, welche um die Jahrhundertwende verstärkt in öffentlichen Äußerungen zum Ausdruck

kam. Und während Neurasthenie oft als männliches Pendant zur Hysterie dargestellt wurde, begegnen wir im sogenannten Tropenkoller einer anderen spezifisch „männlichen“ Form des Wahnsinns im Kontext der deutschen Kolonialgeschichte. Zuerst in Frieda von Bülow's gleichnamigen Reiseroman aus dem Jahr 1896 beschrieben, bezeichnet Tropenkoller eine Verhaltensstörung jener weißer Kolonialherren, die den Anforderungen, aber auch den ungewohnten Freiheiten des Lebens in den Kolonien nicht gewachsen sind; typische Symptome reichen von Erregungszuständen bis hin zu (sexueller) Aggression.

In dem neuen Buchprojekt möchte ich untersuchen, ob sich dieses Vorverständnis bestätigt und wie sich männlicher Wahnsinn in den Texten deutschsprachiger Schriftsteller im Kontrast zum weiblichen Wahnsinn gestaltet.²⁸⁴ Von dieser Studie erhoffe ich mir weiterreichende Einsichten in die Ideologien von Weiblichkeit und Männlichkeit sowie deren Entwicklung bzw. Wandlung im deutschsprachigen Raum.

²⁸⁴ An einigen Stellen werde ich auch Darstellungen weiblichen/männlichen Wahnsinns von Autoren des entgegengesetzten Geschlechts einbeziehen, da z.B. Tropenkoller wie oben erwähnt zuerst von einer Frau beschrieben wurde.

Primärliteratur

Ayim, May. *Blues in schwarz weiss*. 3. Auflage. Berlin: Orlanda Frauenverlag, 1996.

Print.

---. *Nachtgesang*. Berlin: Orlanda Frauenverlag, 1997. Print.

---. *Grenzenlos und unverschämt*. Berlin: Orlanda Frauenverlag, 1998. Print.

Bachmann, Ingeborg. *Der Fall Franza/ Requiem für Fanny Goldmann*. München: Piper, 1979. Print.

---. *Wir müssen wahre Sätze finden: Gespräche und Interviews*. 2. Auflage. Hrsg.

Christine Koschel und Inge von Weidenbaum. München: R. Piper & Co., 1983.

Print.

---. *Werke. In vier Bänden*. Hrsg. Christine Koschel, Inge von Weidenbaum und Clemens Münster. München, Zürich: Piper, 1978. Print.

Dohm, Hedwig, Nikola Müller, and Isabell Rohner. *Ausgewählte Texte: Ein Lesebuch zum Jubiläum ihres 175. Geburtstages mit Essays und Feuilletons, Novellen und Dialogen, Aphorismen und Dialogen*. Berlin: Trafo, 2006. Print.

---. „Kindheitserinnerungen einer alten Berlinerin.“ (1912) *Erinnerungen und weitere Schriften von und über Hedwig Dohm*. Hrsg. Berta Rahm. Zürich: Ala, 1980. 45-78. Print.

---. *Was die Pastoren von den Frauen denken*. Berlin: Verlag Reinhold Schlingmann, 1872. Kindle file.

---. *Der Jesuitismus im Hausstande: Ein Beitrag zur Frauenfrage*. Berlin: Wedekind & Schwieger, 1873. Print

---. *Der Frauen Natur und Recht: Zur Frauenfrage*. Berlin: Wedekind & Schwieger,

1876. Kindle file.
- . *Die Antifeministen: Ein Buch der Verteidigung*. Berlin: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, 1902. Kindle file.
- . *Die Mütter: Beitrag zur Erziehungsfrage*. Berlin: Fischer, 1903. Kindle file.
- Erlenberger, Maria. *Der Hunger nach Wahnsinn: ein Bericht*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1977. Print.
- Jelinek, Elfriede. *Die Klavierspielerin*. (1983) Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1986. Print.
- . „Wahrscheinlich wäre ich ein Lustmörder.“ Von Georg Biron. *ZEIT ONLINE*. DIE ZEIT Archiv, 28 Sep. 1984. Web. 28 Sep. 2014.
- . „Ich mag Männer nicht, aber ich bin sexuell auf sie angewiesen.“ Von Sigrid Löffler. *Profil* 13 (28.3.1989), 83-85. Print.
- . „Interview mit Elfriede Jelinek.“ Von André Müller. *André Müller, Texte, Gespräche*. andremuller.com-puter.com, 2004. Web. 11 Okt. 2014.
- . „Malina.“ *EMMA* 2/1992. EMMA-Lesesaal. Web. 28 Apr. 2014.
- . „Zur Kinofassung von Lars von Triers ‚Nymph()maniac‘.“ *elfriedejelinek.com*. 21 Apr. 2014. Web. 28 Sep. 2014.
- Keun, Irmgard. „Wahnsinn.“ *Bilder und Gedichte aus der Emigration*. Köln: Epoche, 1947. 39. Print.
- Lavant, Christine. *Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus*. (2001). Otto Müller. Innsbruck-Wien: Haymon, 2008. Print.
- . „Du Schutzpatron der Irren.“ *Der Pfauenschrei: Gedichte*. Salzburg: O. Müller, 1962. Print.

- . *Spindel im Mond: Gedichte*. Salzburg: O. Müller, 1959. Print.
- . *Kunst wie meine ist nur verstümmeltes Leben: Nachgelassene und verstreut veröffentlichte Gedichte – Prosa – Briefe*. Hrsg. Armin Wigotschnig und Johann Strutz. Salzburg, Wien: Otto Müller, 1978. Print.
- Mehr, Mariella. *Steinzeit*. 7. Auflage. Gümlingen, Schweiz: Zytglogge, 1990. Print.
- Reuter, Gabriele. *Aus guter Familie*. 15. Auflage. Berlin: Fischer, 1906. Print.
- . *Aus guter Familie. Studienausgabe mit Dokumenten herausgegeben von Katja Mellmann. Band II: Dokumente*. Marburg a.d. Lahn: LiteraturWissenschaft.de, 2006. Print.
- . *Vom Kinde zum Menschen*. Berlin: Fischer, 1921. Print.
- Roche, Charlotte. *Schoßgebete*. 5. Auflage. München: Piper, 2011. Print.
- . *Feuchtgebiete*. Berlin: Ullstein Taschenbuch, 2009. Print.
- . Roche, Charlotte. "Interview: Charlotte Roche." Von Philip Oltermann. *GRANTA*, GRANTA.com, 10 Mai 2008. Web. 8 Sept. 2013.
- . „Ich bin gar nicht so frech.“ Von Moritz von Uslar und Claudia Voigt. *SPIEGEL ONLINE*. Der Spiegel, 28 Feb. 2008. Web. 21 Dez. 2014.
- . „Ich bin keine Frau, die andere Frauen verrät: Ein Gespräch mit Charlotte Roche.“ Von Felicitas von Lovenberg. *FAZ.NET*. Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10 Aug. 2011. Web. 11 März 2012.
- . „Lass uns über Sex sprechen.“ Von Jana Hensel. *ZEIT ONLINE*. Die Zeit, 11 Aug. 2011. Web. 11 März. 2012.
- Wolf, Christa. *Kassandra*. (1983) Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2008. Print.
- . *Voraussetzungen einer Erzählung: Kassandra*. (1983) Frankfurt a.M.: Suhrkamp,

2008. Print.

---. *Die Dimension des Autors: Essays und Aufsätze, Reden und Gespräche, 1959-1985.*

Band 1 & 2. Frankfurt a.M.: Luchterhand, 1990. Print.

---. *Medea. Stimmen.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2008. Print.

---. *Ein Tag im Jahr, 1960-2010.* München: Luchterhand, 2003. Print.

---. „Eine Diskussion über *Kindheitsmuster* 1983.“ *Werkausgabe.* Band VIII. Hrsg. Sonja Hilzinger. München: Luchterhand, 1983. Print.

---. *Stadt der Engel. Oder: The Overcoat of Dr. Freud.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2010.

Woolf, Virginia. *A Room of One's Own.* (1929) Orlando, FL: Harcourt, 2005. Print.

Sekundärliteratur

Achberger, Karen R. *Understanding Ingeborg Bachmann.* Columbia: University of South Carolina Press, 1995. Print.

Alaimo, Stacy und Susan Heckman. *Material Feminisms.* Bloomington, IN: Indiana University Press, 2008. Print.

Albrecht, Monika und Dirk Götsche. Hrsg. *Bachmann-Handbuch: Leben – Werk – Wirkung.* Stuttgart: Metzler, 2002. Print.

Alimadad-Mensch, Faranak. *Gabriele Reuter: Portrait einer Schriftstellerin.* Frankfurt a.M.: P. Lang, 1984. Print.

Amendt, Gunter, Gunter Schmidt und Volkmar Sigusch. *Sex tells: Sexualforschung als Gesellschaftskritik.* Hamburg: KVV konkret, 2011. Print.

Ankele, Monika. *Alltag und Aneignung in Psychiatrien um 1900. Selbstzeugnisse von Frauen aus der Sammlung Prinzhorn.* Wien, Köln, Weimar: Böhlau, 2009. Print.

- „Anschwärzen.“ *Das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache*. Berlin: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, 2004. *Dwds.de*. Web. 9 June 2015.
- Anz, Thomas. *Krank oder gesund?: Medizin, Moral und Ästhetik in der deutschen Gegenwartsliteratur*. Stuttgart: Metzler, 1989. Print.
- . „*Es geht nicht um Christa Wolf*“: *Der Literaturstreit im vereinten Deutschland*. München: Edition Spangenberg, 1991. Print.
- AOK Pressemitteilung. „AOK Rheinland/Hamburg fordert Zurückhaltung bei der Verordnung von Psychopharmaka.“ *AOK.DE* 30 März 2011. Web 8 Juli 2012.
- Appignanesi, Lisa. *Mad, Bad, and Sad: Women and the Mind Doctors*. New York and London: W. W. Norton & Company, 2008. Print.
- Bachem, Carl. *Arzneitherapie des praktischen Arztes: Ein klinischer Leitfaden*. 2. Auflage. Berlin: Urban & Schwarzenfeld, 1919. Print.
- Baer, Hester. „German Feminism in the Age of Neoliberalism: Jana Hensel and Elisabeth Raether’s *Neue deutsche Mädchen*.“ *German Studies Review* 35.2 (2012): 355-374. Print.
- . Sex, Death, and Motherhood in the Eurozone: Contemporary Women’s Writing in German.” *World Literature Today*, Mai-Juni 2012. Print.
- Bangen, Hans. *Geschichte der medikamentösen Therapie der Schizophrenie*. Berlin: Verlag für Wissenschaft und Bildung, 1992. Print.
- Barmer GEK Arzneimittelreport 2012. „Psychopharmaka sind ‚Frauenarzneimittel‘.“ *BARMER GEK*, Presseportal. Web 9 Feb. 2014.
- Bartel, Heike. „Porn or PorNO: Approaches to Pornography in Elfriede Jelinek’s *Lust*

- und Charlotte Roche's *Feuchtgebiete*." *German Text Crimes*. Hrsg. Tom Cheesman. Amsterdam, New York: Rodopi, 2013. Print.
- Beck, Michael. „Frametheoretische Realitätseffekte in Charlotte Roche's *Feuchtgebiete* und *Schoßgebete*." *Realitätseffekte in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Hrsg. Brigitta Krumrey, Ingo Vogler und Katharina Derlin. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2014. Print.
- Becker, Dana. *The Myth of Empowerment: Women and the Therapeutic Culture in America*. New York und London: New York University Press, 2005. Print.
- Becker-Fischer, Monika und Gottfried Fischer. *Sexuelle Übergriffe in Psychotherapie und Psychiatrie: Orientierungshilfen für Therapeut und Klientin*. Krönig: Asanger, 2008. Print.
- Beicken, Peter. *Ingeborg Bachmann*. München: C.H. Beck, 1988. Print.
- Berger, Evelyn. *Antike Mythologie im Erzählwerk Christa Wolfs. Cassandra und Medea. Stimmen*. Köln: Universität Köln, 2007. Print.
- Beuys, Barbara. *Die neuen Frauen – Revolution im Kaiserreich. 1900 – 1914*. München: Carl Hanser, 2014. Print.
- Birke, Lynda. „Bodies and Biologies." *Feminist Theory and the Body*. New York: Routledge, 1999. 46. Print.
- Blanck, Bettina. *Magersucht in der Literatur: Zur Problematik weiblicher Identitätsfindung*. Frankfurt a.M.: R.G. Fischer, 1984. Print.
- Blasius, Dirk. „Einfache Seelenstörung": *Geschichte der deutschen Psychiatrie, 1800-1945*. Frankfurt a.M.: Fischer, 1994. Print.
- Bovenschen, Silvia. *Imaginierte Weiblichkeit: Exemplarische Untersuchungen zu*

- kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*.
Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1979. Print.
- Brink, Cornelia. *Grenzen der Anstalt: Psychiatrie und Gesellschaft in Deutschland, 1860-1980*. Göttingen: Wallstein, 2010. Print.
- Brinker-Gabler, Gisela, and Markus Zisselsberger. Hrsg. „*If We Had the Word*“:
Ingeborg Bachmann; Views and Reviews. Riverside, CA: Ariadne Press, 2004.
Print.
- Brückner, Burkhard. *Geschichte der Psychiatrie*. Bonn: Psychiatrie-Verlag, 2010. Print.
- Budde, Gunilla. *Blütezeit des Bürgertums: Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert*. Darmstadt:
Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2009. Print.
- Bührmann, Andrea Dorothea. *Der Kampf um 'weibliche Individualität'. Zur
Transformation moderner Subjektivierungsweisen in Deutschland um 1900*.
Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, 2004. Print.
- Burz, Ulfried. „Dreschflegel, Duldiger-Pfarrer und finstere, elende Proletenwohnung.
Christine Lavants Prosa als (sozial-) historische Quelle.“ Hrsg. Katharina
Herzmansky and Arno Rußegger. *Lavant Lektüren: Ergebnisse des 3.
Internationalen Christine Lavant-Symposions*. Wien: Praesens, 2006. 147-178.
Print.
- Butler, Judith. *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*. (1990) 2.
Auflage. New York: Routledge, 2006. Print.
- . *Bodies That Matter: On the Discursive Limits of "Sex"*. (1993) New York:
Routledge, 2011. Print.
- . *Excitable Speech: A Politics of the Performative*. New York: Routledge, 1997. Print.

- . *Undoing Gender*. New York and Oxfordshire, UK: Routledge, 2004. Print.
- Caminero-Santangelo, Marta. *The Madwoman Can't Speak or Why Insanity Is Not Subversive*. Ithaca: Cornell University Press, 1998. Print.
- Catani, Stephanie. *Das fiktive Geschlecht: Weiblichkeit in anthropologischen Entwürfen und literarischen Texten zwischen 1885 und 1925*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2005. Print.
- Cebulla, Frank. *Schlange und Messias und andere mythologisch-kabbalistische Schriften*. Kahla, Germany: Hadit, 2002. Print.
- Chesler, Phyllis. *Women and Madness*. New York: Palgrave Macmillan, 2005. Print.
- Chodorow, Nancy. „Too Late: The Reproduction and Non-Reproduction of Mothering.“ *Mothering and Psychoanalysis: Clinical, Sociological and Feminist Perspectives*. Ontario: Demeter Press, 2014. 219-241. Print.
- . *The Reproduction of Mothering*. Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press, 1978. Print.
- Cho-Sobotka, Myung-Hwa. *Auf der Suche nach dem weiblichen Subjekt: Studien zu Ingeborg Bachmanns Malina, Elfriede Jelineks Die Klavierspielerin und Yoko Tawadas Opium für Ovid*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2007. Print.
- Cixous, Hélène. „The Laugh of the Medusa.“ (1976). *The Portable Cixous*. Hrsg. Marta Segarra. New York: Columbia University Press, 2010. 27-39. Print.
- Clark, Hillary. *Depression and Narrative: Telling the Dark*. Albany: State University of New York Press, 2008. Print.
- Cocks, Geoffrey. *Psychotherapy in the Third Reich: The Göring Institute*. 2. Auflage. New Brunswick, NJ und London: Transaction Publishers, 1997. Print.

- Cornwall, Andrea, Jasmine Gideon und Kalpana Wilson. *Reclaiming Feminism: Gender and Neoliberalism*. Sussex: IDS, 2008. Print.
- Crenshaw, Kimberle. „Intersectionality: The Double Bind of Race and Gender.” Von Sheila Thomas. *Perspectives. Magazine of the American Bar Association*. Spring 2014. Web. 18 März 2014.
- DAK Pressemitteilung. „DAK-Gesundheitsreport 2005: Krankenstand sinkt deutlich. Psychische Erkrankungen steigen dramatisch.“ *PRESSE.DAK.DE* 4 Dez. 2005. Web. 12 Aug. 2012.
- Darzell, Thomas G. *Freud's „Schreber“ Between Psychiatry and Psychoanalysis*. London: Karnac, 2011. Print.
- Davis, Kathy. „Intersectionality as Buzzword: A Sociology of Science Perspective on What Makes Feminist Theory Successful.“ *Feminist Theory* 9.1 (2008). 67-85. Print.
- Demirdögen, Sidar. „Das Leben der Anderen.“ *Zuender*. By Chris Köver. *ZUENDER.ZEIT.DE*. Web. 18 Aug. 2012.
- Derrida, Jacques. „Cogito and the History of Madness.“ *Writing and Difference*. Chicago: University of Chicago Press, 1978. 31-63. Print.
- Dickinson, Edward Ross. „‘A Dark, Impenetrable Wall of Complete Incomprehension’: The Impossibility of Heterosexual Love in Imperial Germany.“ *Central European History* 40.3 (2007): 467-497. Print.
- . „Reflection on Feminism and Monism in the Kaiserreich, 1900-1913.“ *Central European History* 34.2 (2001): 191-230. Print.
- Diethe, Carol. *Towards Emancipation: German Women Writers of the Nineteenth*

- Century. New York und Oxford: Berghahn, 1998. Print.
- Dietrich, Anette. *Weißer Weiblichkeit: Konstruktionen von „Rasse“ und Geschlecht im deutschen Kolonialismus*. Bielefeld: Transcript, 2007. Print.
- Dörner, Klaus. *Bürger und Irre: Zur Sozialgeschichte und Wissenschaft der Psychiatrie*. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt, 1995. Print.
- Dollard, Catherine. *The Surplus Woman: Unmarried in Imperial Germany: 1871-1918*. New York: Berghahn, 2009. Print.
- Douglas, Susan. *The Rise of Enlightened Sexism: How Pop Culture Took Us From Girl Power to Girls Gone Wild*. New York: St. Martin's Griffin, 2010. Print.
- Drescher, Angela. Hrsg. *Christa Wolf – Ein Arbeitsbuch. Studien, Dokumente, Bibliographie*. Frankfurt a.M.: Luchterhand, 1990. Print.
- Dryden, Caroline. *Being Married, Doing Gender: A Critical Analysis of Gender Relationships in Marriage*. New York: Routledge, 1999. Print.
- Duda, Sybille und Luise Pusch. *WahnsinnsFrauen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1992. Print.
- . *WahnsinnsFrauen 2*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1997. Print.
- . *WahnsinnsFrauen 3*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1999. Print.
- Ehrenpreis, David. „The Figure of the Backfisch: Representing Puberty in Wilhelmine Germany.“ *Zeitschrift für Kunstgeschichte*. 67.4 (2004): 479-508. Print.
- Eismann, Sonja, Hrsg. *Hot Topic: Popfeminismus heute*. Mainz: Ventil, 2008. Print.
- Eghigian, Greg, Hrsg. *From Madness to Mental Health: Psychiatric Disorder and its Treatment in Western Civilization*. New Brunswick, NJ: Rutgers University Press, 2010. Print.

- „Enquete 1975 – Bericht über die Lage der Psychiatrie in der Bundesrepublik Deutschland: Zusammenfassung.“ *Deutsche Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie, Psychosomatik und Nervenheilkunde. Dgppn.de*. Web. 29 Dez. 2013.
- Evans, Richard. *The Feminist Movement in Germany, 1894-1933*. London und Beverly Hills: Sage, 1976. Print.
- Fahs, Breanne. *Performing Sex: The Making and Unmaking of Women's Erotic Lives*. Albany, NY: State University of New York Press, 2011. Print.
- Fangerau, Heiner und Karen Nolte. Hrsg. „Moderne“ *Anstaltspsychiatrie im 19. und 20. Jahrhundert – Legitimation und Kritik*. Stuttgart: Frank Steiner, 2006. Print.
- Farland, Maria. „Sylvia Plath's Anti-Psychiatry.“ *Minnesota Review* 55-7 (2012): 245-256. Print.
- Faymonville, Carmen. „Black Germans and Transnational Identification.“ *Callaloo* 26.2 (2003): 364-382. Print.
- Felman, Shoshana und Martha Noel Evans. *Writing and Madness: (Literature/Philosophy/Psychoanalysis)*. Palo Alto, California: Stanford University Press, 2003. Print.
- Felman, Shoshana. „Women and Madness: A Critical Phallacy.“ *What Does a Woman Want?: Reading and Sexual Difference*. Baltimore: Johns Hopkins University Press, 1993. 20-40. Print.
- . *The Claims of Literature. A Shoshana Felman Reader*. Hrsg. Emily Sun, Eyal Perez und Ulrich Baer. New York: Fordham University Press, 2007. Print.
- . „Madness and Literature or Philosophy's Reason.“ *Yale French Studies* 52 (1975):

206-228. Print.

Feder, Lillian. *Madness in Literature*. Princeton, N.J.: Princeton University Press, 1980.

Print.

Ferree, Myra Marx. *Varieties of Feminism: German Gender Politics in Global Perspective*. Stanford, California: Stanford University Press, 2012. Print.

Ferretter, Luke. *Sylvia Plath's Fiction*. Edinburgh: Edinburgh University Press, 2010.

Print.

Fischer-Homberger, Esther. *Krankheit Frau und andere Arbeiten zur Medizingeschichte der Frau*. Bern, Stuttgart, Wien: Huber Verlag, 1979. Print.

Flaake, Karin. *Körper, Sexualität und Geschlecht: Studien zur Adoleszenz junger Frauen*.

Gießen: Psychosozial-Verlag, 2001. Print.

Forster, Rudolf. *Psychiatrische Macht und rechtliche Kontrolle: Internationale Entwicklungen und die Entstehung des österreichischen Unterbringungsgesetzes*.

Wien: Döcker, 1997. Print.

Foucault, Michel. *Madness and Civilization: A History of Insanity in the Age of Reason*.

New York: Vintage Books, 1988. Print.

---. *The History of Sexuality. Volume 1: An Introduction*. New York: Vintage Books,

1990. Print.

---. *The Archeology of Knowledge and the Discourse on Language*. New York: Pantheon,

1972. Print.

Frederiksen, Elke. *Die Frauenfrage in Deutschland, 1865-1915*. (1982) 2. Auflage.

Reclam: Stuttgart, 1994. Print.

Freud, Sigmund. *Das Lesebuch: Schriften aus vier Jahrzehnten*. Hrsg. Cordelia Schmidt-

- Hellerau. Frankfurt a.M.: Fischer, 2006. Print.
- Freud, Sigmund und Joseph Breuer. *Studien über Hysterie*. Leipzig und Wien: Franz Deuticke, 1895. Print.
- Frevert, Ute. „Die Zukunft der Geschlechterordnung. Diagnosen und Erwartungen an der Jahrhundertwende.“ *Geschichte und Gesellschaft*. Sonderheft, Vol. 18, Das Neue Jahrhundert. Europäische Zeitdiagnosen und Zukunftsentwürfe um 1900 (2000): 146-147, 149-148. Print.
- . *Frauen-Geschichte: Zwischen bürgerlicher Verbesserung und neuer Weiblichkeit*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1986. Print.
- Friedlander, Henry. *The Origins of Nazi Genocide: From Euthanasia to the Final Solution*. Chapel Hill: University of North Carolina Press, 1995. Print.
- Gallagher, Catherine und Thomas Laqueur. Hrsg. *The Making of the Body. Sexuality and Society in the Nineteenth Century*. Berkeley: University of California Press, 1987. Print.
- Gay, Peter. *Education of the Senses. The Bourgeois Experience: Victoria to Freud. Vol. 1*. New York und Oxford: Oxford University Press, 1984. Print.
- Gender-Killer, A. G. *Antisemitismus und Geschlecht: Von „effeminierten Juden“, „maskulinisierten Jüdinnen“ und anderen Geschlechterbildern*. Münster: Unrast, 2005. Print.
- Gerhard, Ute. *Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. München: C.H. Beck, 1997. Print.
- Gilbert, Sandra M. und Susan Gubar. *The Madwoman in the Attic: The Woman Writer and the Nineteenth-Century Literary Imagination*. 2. Auflage. New Haven: Yale

- University Press, 2000. Print.
- Gilman, Sander L. *Difference and Pathology: Stereotypes of Sexuality, Race, and Madness*. Ithaca, NY: Cornell University Press, 1985. Print.
- Glick, Elisa. „Sex Positive: Feminism, Queer Theory, and the Politics of Transgression.“ *Feminist Review* 64 (2000): 19-45. Print.
- Gloy, Karen. „Vernunft und das Andere der Vernunft: Eine modelltheoretische Exposition.“ *Zeitschrift für Philosophische Forschung* 50.4 (1996): 527-562. Print.
- Gödtel, Reiner. „Reiner Gödtel über Maria Erlenberger: Das Erlernen der Totgeburt.“ *DER SPIEGEL* 11 Feb. 1980. Web. 13 März 2012.
- Goertz, Karein K. „Showing Her Colors: An Afro-German Writes the Blues in Black and White.“ *Callaloo* 26.2 (2003): 306-319. Print.
- Goldberg, Ann. *Sex, Religion, and the Making of Modern Madness. The Eberbach Asylum and German Society 1815-1849*. Oxford: Oxford University Press, 1998. Print.
- „Golem.“ *Jewish Encyclopedia: The Unedited Full-Text of the 1906 Jewish Encyclopedia*. The Kopelman Foundation, n.d. Web. 11 März 2015.
- Greenblatt, Stephen. *The Power of Forms in the English Renaissance*. Normal, OK: Pilgrim Books, 1982. Print.
- . „Towards a Poetics of Culture.“ *Southern Review* 20.1 (1987): 3-15. Print.
- Grimkowski, Sabine. *Das zerstörte Ich: Erzählstruktur und Identität in Ingeborg Bachmanns „Der Fall Franza“ und „Malina“*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 1992. Print.

- Haaf, Meredith, Susanne Klinger und Barbara Streidl. *Wir Alphmädchen: Warum Feminismus das Leben schöner macht*. Hamburg: Hoffmann und Campe, 2008. Print.
- Haider, Hans. „Wem gehört diese Frau?“ *Die Presse* 3 April 2011. Web. 24 Okt. 2013.
- Hall, Stuart. „Cultural Identity and Diaspora.“ *Identity: Community, Culture, Difference*. Hrsg. Jonathan Rutherford. London: Lawrence and Wishart, 1990. Print.
- Hauser, Claudia. *Politiken des Wahnsinns: Weibliche Psychopathologie in Texten deutscher Autorinnen zwischen Spätaufklärung und Fin de siècle*. Hildesheim: Georg Olms Verlag, 2007. Print.
- Harvey, David. *A Brief History of Neoliberalism*. Oxford: Oxford University Press, 2007. Kindle file.
- Heberer, Patricia. „Early Postwar Justice in the American Zone: The ‘Hadamard Murder Factory’ Trial.“ *Atrocities on Trial: Historical Perspectives on the Politics of Prosecuting War Crimes*. Hrsg. Patricia Heberer und Jürgen Matthäus. Lincoln: University of Nebraska Press, 2008. Print.
- Heidbömer, Carsten. „Trauerspiel statt Sexskandal.“ *Stern.de*. Stern 10 Aug. 2011. Web. 3 Nov. 2014.
- Hendrix, Heike. *Ingeborg Bachmanns „Todesarten“-Zyklus: Eine Abrechnung mit der Zeit*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2005. Print.
- Hensel, Jana und Elisabeth Raether. *Neue deutsche Mädchen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2008. Print.
- Hering, Rainer. *Konstruierte Nation: Der Alldeutsche Verband, 1890 bis 1939*. Hamburg: Christians, 2003. Print.

- Herman, Judith Lewis. *Trauma and Recovery*. New York, N.Y.: BasicBooks, 1992. Print.
- Herzmansky, Katharina und Arno Rußegger. Hrsg. *Lavant Lektüren: Ergebnisse des 3. Internationalen Christine Lavant-Symposions*. Wien: Praesens, 2006. Print.
- Hilzinger, Sonja. *Christa Wolf: Leben, Werk, Wirkung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2007. Print.
- Hoffmann, Dagmar. Hrsg. *Frauen in der Psychiatrie: oder wie männlich ist die Psychiatrie?* Bonn: Psychiatrie, 1991. Print.
- Hoffmann, Yasmin. *Elfriede Jelinek: Sprach- und Kulturkritik im Erzählwerk*. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 1999. Print.
- Holland, Dorothy, William Lachicotte Jr., Debra Skinner und Carole Cain. *Identity and Agency in Cultural Worlds*. Cambridge und London: Harvard University Press, 1998. Print.
- Holsboer, Florian. „Die perfekte Pille: Hilfe gegen Depression.“ *SPIEGEL ONLINE* 11. Dez. 2011. Web. 9 März 2012.
- Hornung, Ursula, Sedef Gümen und Sabine Weilandt. Hrsg. *Zwischen Emanzipationsvision und Gesellschaftskritik: (Re)Konstruktionen der Geschlechterordnung in Frauenforschung – Frauenbewegung – Frauenpolitik*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 2001. Print.
- Hügel, Ika, Chris Lange, May Ayim u.a. *Entfernte Verbindungen: Rassismus, Antisemitismus, Klassenunterdrückung*. (1993) 2. Auflage. Berlin: Orlanda Frauenverlag, 1999. Print
- Huonker, Thomas und Regula Ludi. *Roma, Sinti und Jenische: Schweizerische*

- Zigeunerpolitik zur Zeit des Nationalsozialismus*. Bern: Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg, 2000. Print.
- Idel, Moshe. *Golem: Jewish Magical and Mystical Traditions on the Artificial Anthropoid*. New York: SUNY Press, 1990. Print.
- Irigaray, Luce. *Das Geschlecht, das nicht eins ist*. Berlin: Merve, 1979. Print.
- . *Speculum: Spiegel des anderen Geschlechts*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1980. Print.
- Janaway, Christopher. *Schopenhauer*. Oxford und New York: Oxford University Press, 1994. Print.
- Janz, Marlies. *Elfriede Jelinek*. Stuttgart: Metzler, 1995. Print.
- Joeres, Ruthe-Ellen B. „Hedwig Dohm (1831-1919).“ *Women Writers in German-Speaking Countries*. Hrsg. Elke Frederiksen und Elizabeth Ametsbichler. Westport, CO: Greenwood Press, 1998. 86-94. Print.
- Kaloyanova-Slavova, Ludmila. *Übergangsgeschöpfe: Gabriele Reuter, Hedwig Dohm, Helene Böhlau und Franziska von Reventlow. Women in German Literature*. Vol. 2. New York: P. Lang, 1998. Print.
- Kaplan, Stefanie. Hrsg. „*Die Frau hat keinen Ort*“: *Elfriede Jelineks feministische Bezüge*. Wien: Praesens, 2012. Print.
- Kauders, Anthony D. *Der Freud-Komplex*. Berlin: Berlin Verlag, 2014. Kindle file.
- Kauer, Katja. *Popfeminismus! Fragezeichen!: Eine Einführung*. Berlin: Frank & Timme, 2009. Print.
- Kaufmann, Doris. *Aufklärung, bürgerliche Selbsterfahrung und die „Erfindung“ der Psychiatrie in Deutschland: 1770-1850*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1995. Print.

- Kaup, Monika. *Mad Intertextuality: Madness in Twentieth-Century Women's Writing*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier, 1993. Print.
- Kecht, Maria-Regina. „‘In the Name of Obedience, Reason, and Fear’: Mother-Daughter Relations in W. A. Mitgutsch and E. Jelinek.” *The German Quarterly* 62.3 (1989): 357-372. Print.
- Kemper, Andreas, Hrsg. *Die Maskulisten: Antifeminismus im deutschsprachigen Raum*. Münster: Unrast, 2012. Print.
- Kersting, Franz-Werner, Hrsg. *Psychiatriereform als Gesellschaftsreform: Die Hypothek des Nationalsozialismus und der Aufbruch der sechziger Jahre*. Paderborn: Ferdinand Schöningh, 2003. Print.
- Ketzer Umbach, Rosani. *Schweigen oder schreiben. Sprachlosigkeit und Schreibzweifel im Werk Christa Wolfs (1960-1990)*. Berlin: Freie Universität Berlin, 1997. Print.
- Kinnebrock, Susanne. „‘Gerechtigkeit erhöht ein Volk?!’: Die erste deutsche Frauenbewegung, ihre Sprachrohre und die Stimmrechtsfrage.“ *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte*, 1. Jahrgang (1999): 135-172. Print.
- Kiyak, Mely. „Und was ist mit uns?“ *DIE ZEIT.DE* 3 Juli 2008. Web. 18 Aug. 2012.
- Klages, Norgard. *Look Back in Anger: Mother-Daughter and Father-Daughter Relationships in Women's Autobiographical Writings of the 1970s and 1980s*. New York: P. Lang, 1995. Print.
- Klaus, Elisabeth. „Antifeminismus und Elitefeminismus – Eine Intervention.“ *Feministische Studien* 26.2 (2008): 176-187. Print.
- Kolkenbrock-Netz, Jutta und Marianne Schuller. „Frau im Spiegel: Zum Verhältnis von

- autobiographischer Schreibweise und feministischer Praxis.“ Irmela von der Lühe. Hrsg. *Entwürfe von Frauen in der Literatur des 20. Jahrhunderts*. Berlin: Argument-Verlag. 154-174. 1982. Print.
- Koskinas, Nikolaos-Ioannis. „*Fremd bin ich eingezogen, fremd ziehe ich wieder aus.*“ *Von Cassandra, über Medea, zu Ariadne: Manifestationen der Psyche im spätesten Werk Christa Wolfs*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2008. Print.
- Kosta, Barbara. „Inscribing Erika: Mother-Daughter Bond/age in Elfriede Jelinek’s ‚Die Klavierspielerin‘.“ *Monatshefte* 86.2 (1994): 218-234. 227. Print.
- Kraus Worley, Linda. „The Body, Beauty, and Woman: The Ugly Heroine in Stories by Therese Huber and Gabriele Reuter.“ *The German Quarterly* 64.3 (1991): 368-378. Print.
- . „Girls from Good Families: Tony Buddenbrook and Agathe Heidling.“ *The German Quarterly* 76.2 (2003): 195-211. Print.
- Krieger, Hans. „In der Einsamkeit des Gehirns: Maria Erlenbergers Bericht vom Ort des Wahnsinns.“ *DIE ZEIT* 8 April 1977. Web. 9 März 2012.
- Krysinski, Wladimir und Raini Mikkanen. „The Mimesis of Madness and the Semiotics of the Text.“ *SubStance* 8.1 (1979): 1-15. Print.
- Laqueur, Thomas. *Making Sex: Body and Gender from the Greeks to Freud*. Cambridge: Harvard University Press, 1990. Print.
- Lauré al-Samarai, Nicola. „Neither Foreigners Nor Aliens: The Interwoven Stories of Sinti and Roma and Black Germans.“ Übers. Sara Lennox. *Women in German Yearbook* 20 (2004): 163-183. Print.
- Lauretis, Teresa de. *Technologies of Gender: Essays on Theory, Film, and Fiction*.

- Bloomington: Indiana University Press, 1987. Print.
- Leimgruber, Walter, Thomas Meier und Roger Sablonier. *Das Hilfswerk für die Kinder der Landstrasse: Historische Studie aufgrund der Akten der Stiftung Pro Juventute im Schweizerischen Bundesarchiv*. Bundesarchiv Dossier 9. Bern: Schweizerisches Bundesarchiv, 1998. Print.
- Lennox, Sara. *Cemetery of the Murdered Daughters: Feminism, History, and Ingeborg Bachmann*. Amherst, MA: University of Massachusetts Press, 2006. Print.
- Lenz, Inge, Hrsg. *Die neue Frauenbewegung in Deutschland: Abschied vom kleinen Unterschied*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2008. Print.
- Levy, Ariel. *Female Chauvinist Pigs: Women and the Rise of Raunch Culture*. New York: Free Press, 2005. Kindle file.
- Lindhoff, Lena. *Einführung in die feministische Literaturkritik*. Stuttgart: Metzler, 1995. Print.
- Lovenberg, Felicitas von. „Kommt alle zu mir auf die Couch: Charlotte Roches neuer Roman.“ *FAZ.NET* 8 Aug. 2011. Web. 11 März 2012.
- Magenau, Jörg. *Christa Wolf: Eine Biographie*. Berlin: Kindler, 2002. Print.
- Maines, Rachel P. *The Technology of Orgasm: “Hysteria”, the Vibrator, and Women’s Sexual Satisfaction*. Baltimore und London: Johns Hopkins University Press, 1999. Loc 169. Kindle file.
- Malson, Helen. *The Thin Woman: Feminism, Post-Structuralism, and the Social Psychology of Anorexia Nervosa*. London und New York: Routledge, 1998. Print.
- Manola, Anastasia. *Der Dichter-Seher als Dichter-Warner*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2010. Print.

- Masanek, Nicole. *Männliches und weibliches Schreiben? Zur Konstruktion und Subversion in der Literatur*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2005. Print.
- Mayer, Norbert. „Mythos Galizien: Halb-Asien, mitten in Europa.“ *Die Presse*.com. *Die Presse* 25 März 2015. Web. 14 Juni 2015.
- Mayer, Verena und Roland Koberg. *Elfriede Jelinek: Ein Porträt*. Hamburg: Rowohlt, 2006. Print.
- McCarthy, Margaret. „Feminism and Generational Conflicts in Alexa Hennig von Lange’s *Relax*, Elke Naters’s *Lügen*, and Charlotte Roche’s *Feuchtgebiete*.“ Contemporary Women’s Writing and the Return of Feminism in Germany. Special Issue. *Studies in Twentieth and Twenty-First Century Literature*, Winter 2011, 23. Print.
- McCormick, Richard W. *Politics of the Self: Feminism and the Postmodern in German Literature and Film*. Princeton: Princeton University Press, 1991. Print.
- McRobbie, Angela. *The Aftermath of Feminism: Gender, Culture and Social Change*. (2009) London: Sage, 2013. Print.
- Merley Hill, Alexandra. „Motherhood as Performance: (Re)Negotiations of Motherhood in Contemporary German Literature.“ *Studies in 20th & 21st Literature* 35.1 (2011): 74-94. Print.
- Meyer, Anja. *Elfriede Jelinek in der Geschlechterpresse: Die Klavierspielerin und Lust im printmedialen Diskurs*. Hildesheim, Zürich, New York: Olms-Weidmann, 1994. Print.
- Micale, Mark S. und Paul F. Lerner. *Traumatic Pasts: History, Psychiatry, and Trauma*

- in the Modern Age, 1870-1930*. Cambridge, UK: Cambridge University Press, 2001. Print.
- Mika, Bascha. *Die Feigheit der Frauen: Rollenfallen und Geiselmentalität. Eine Streitschrift wider den Selbstbetrug*. 3. Auflage. München: C. Bertelsmann, 2011. Print.
- Möller-Leimkühler, Anne Maria. „Geschlechtsrolle und psychische Erkrankung.“ *Geschlechtsspezifische Psychiatrie und Psychotherapie: Ein Handbuch*. Stuttgart: Kohlhammer, 2006. 470-484. Print.
- Müller, Christian. *Verbrechensbekämpfung im Anstaltsstaat: Psychiatrie, Kriminologie und Strafrechtsreform in Deutschland 1871-1933*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2004. Print.
- Nelson, Liese. „Bodies (and Spaces) Do Matter: The Limitations of Performativity.“ *Gender, Place & Culture: A Journal of Feminist Geography* 6.4 (1999): 331-353. Print.
- Nickel-Bacon, Irmgard. *Schmerz der Subjektwerdung. Ambivalenzen und Widersprüche in Christa Wolfs utopischer Novellistik*. Tübingen: Stauffenburg, 2001. Print.
- Nobelprize.org. „Der Nobelpreis in Literatur des Jahres 2004.“ *The Official Web Site of the Nobel Prize*. Nobelprize.org, 7 Okt. 2004. Web. 28 Sep. 2014.
- Nussbaum, Martha. „The Professor of Parody.“ *The New Republic*. TheNewRepublic.com. 28 Nov 2000. Web. 6 Mai 2015.
- O’Grady, Helen. *Woman’s Relationship with Herself: Gender, Foucault, and Therapy*. East Sussex, Canada und New York: Routledge, 2005. Print.
- Okin, Susan Moller. *Women in Western Political Thought*. Princeton, NJ: Princeton

- University Press, 1979. Print.
- Orlando, Valerie. *Of Suffocated Hearts and Tortured Souls: Seeking Subjecthood Through Madness in Francophone Women's Writing of Africa and the Caribbean*. Lanham, MD: Lexington Books, 2003. Print.
- Pailer, Gaby. *Hedwig Dohm*. Hannover: Wehrhahn, 2011. Print.
- . *Schreibe, die du bist. Die Gestaltung weiblicher Autorschaft im erzählerischen Werk Hedwig Dohms*. Pfaffenweiler: Centaurus, 1994. Print.
- Paul, Georgina. *Perspectives on Gender in Post-1945 German Literature*. Rochester, NY: Camden House, 2009. Print.
- Peradotto, John und J.P. Sullivan. Hrsg. *Women in the Ancient World: The Arethusa Papers*. Albany, NY: State of New York University Press, 1984. Print.
- Pickering, Neil. *The Metaphor of Mental Illness*. Oxford: Oxford University Press, 2006. Print.
- Pidd, Helen. „Charlotte Roche visits mix of sex and controversy in new novel, Schossgebete.“ *The Guardian*, theguardian.com 16 Aug. 2011. Web. 3 Nov. 2014.
- Piper Verlag. „Schoßgebete Teaser.“ Online video clip. *YouTube*. YouTube, 25 July 2001. Web. 18 Aug. 2014
- Planert, Ute. *Antifeminismus im Kaiserreich: Diskurs, soziale Formation und politische Mentalität*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1998. Print.
- Porter, Roy. *Wahnsinn: Eine kleine Kulturgeschichte*. Frankfurt a.M.: Fischer, 2007. Print.
- Posch, Paul. *Landeskrankenhaus Klagenfurt: Geschichte der Kranken-, Heil- und*

- Pflegeanstalten des Landes Kärnten in Klagenfurt und der Klagenfurter Spitäler.*
Klagenfurt: Kärnter Druck- und Verlagsgesellschaft, 1987. Print.
- Potts, Annie. *The Science/Fiction of Sex: Feminist Deconstruction and the Vocabularies of Heterosex.* London und New York: Routledge, 2003. Print.
- Radkau, Joachim. *Das Zeitalter der Nervosität: Deutschland zwischen Bismarck und Hitler.* München: Hanser, 1998. Print.
- Rancour-Laferriere, Daniel, Hrsg. *Self-Analysis in Literary Study: Exploring Hidden Agendas.* New York und London: New York University Press, 1994. Print.
- Rauch, Angelika. „Die Über(be)setzung der Vergangenheit: Ingeborg Bachmanns Roman *Der Fall Franza*.“ *The German Quarterly* 65.1 (1992): 42-45. Print.
- Redwitz, Eckenbert von. *The Image of the Woman in the Works of Ingeborg Bachmann.* Frankfurt a.M., Berlin, Bern, New York, Paris und Wien: Peter Lang, 1993. Print.
- Richards, Anna. *The Wasting Heroine in German Fiction by Women, 1770-1914.* Oxford: Oxford University Press, 2004. Print.
- Richter, Daniela. *Domesticating the Public. Women's Discourse on Gender Roles in Nineteenth-Century Germany.* Bern: P. Lang, 2012. Print.
- Riley, Denise. „Bodies, Identities, Feminisms.“ *Feminist Theory and the Body.* Hrsg. Janet Price und Margrit Shildrick. New York: Routledge, 1999. 225. Print.
- . *Am I that name?: Feminism and the Category of "Women" in History.* Minneapolis: University of Minnesota, 1988. Print.
- Röhnelt, Inge. *Hysterie und Mimesis in „Malina“.* Frankfurt a.M.: P. Lang, 1990. Print.
- Roser, Birgit. *Mythenbehandlung und Kompositionstechnik in Christa Wolfs „Medea. Stimmen.“* Frankfurt a.M.: Peter Lang Verlag, 2000. Print.

- Roth, Martin und Jerome Kroll. *The Reality of Mental Illness*. Cambridge: Cambridge University Press, 1986. Print.
- Rottenberg, Catherine. „The Rise of Neoliberal Feminism.“ *Cultural Studies* 28.2 (2014): 418-437. Print.
- Rußegger, Arno und Johann Strutz, Hrsg. *Die Bilderschrift Christine Lavants: Studien zur Lyrik, Prosa, Rezeption und Übersetzung: 1. Internationales Christine Lavant-Symposion Wolfsberg, 11.-13. Mai 1995*. Salzburg, Wien: Otto Müller. 1995. Print.
- . *Profile einer Dichterin: Beiträge des 2. Internationalen Christine Lavant-Symposiums Wolfsberg 1998*. Salzburg, Wien: Otto Müller, 1999. Print.
- Russell, Denise. *Women, Madness and Medicine*. Cambridge: Polity Press, 1995. Print.
- Safranski, Rüdiger. *Schopenhauer und die wilden Jahre der Philosophie*. München und Wien: Carl Hanser, 1987. Print.
- Sandrock, Kirsten. „Against Monologization: The Subversive Voice of Christa Wolf's Cassandra.“ V.G. Julie Rajan und Sanja Bahun-Radunovic. Hrsg. *From Word to Canvas: Appropriations of Myth in Women's Aesthetic Productions*. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars, 2009. 73-92. Print.
- Sauer, Lieselotte. *Marionetten, Maschinen, Automaten: Der künstliche Mensch in der deutschen und englischen Romantik*. Bonn: Bouvier, 1983. Print.
- Sawicki, Jana. „Disciplining Mothers: Feminism and the New Reproductive Technologies.“ *Feminist Theory and the Body*. Hrsg. Janet Price und Margrit Shildrick. New York: Routledge, 1999. Print.
- Schaeffer-Hegel, Barbara. *Säulen des Patriarchats: zur Kritik patriarchaler Konzepte*

- bon Wissenschaft, Weiblichkeit, Sexualität und Macht*. Pfaffenweiler: Centaurus, 1996. Print.
- Schaffmann, Christa. „Ohrfeige für erkrankte Migranten: Psychologen enttäuscht von der Entscheidung des Petitionsausschusses zur muttersprachlichen Psychotherapie.“ *Bund Deutscher Psychologinnen und Psychologen*. Pressemitteilung Nr. 24/11. 2 Nov. 2011. Web. 12 April 2014.
- Schapira, Laurie L. *The Cassandra Complex: Living with disbelief, a Modern Perspective on Hysteria*. Toronto: Inner City Books, 1988. Print.
- Schaps, Regina. *Hysterie und Weiblichkeit: Wissenschaftsmythen über die Frau*. Frankfurt und New York: Campus, 1983. Print.
- Scheff, Thomas. *Being Mentally Ill: A Sociological Theory*. Chicago: Aldine, 1966. Print.
- Scheff, Thomas, Hrsg. *Labeling Madness*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall, Inc., 1975. Print.
- „Schizophrenia, schizotypal and delusional disorders (F20-F29).“ *ICD-10 Version: 2015*. World Health Organisation. n.d. Web. 14 Jun. 2015.
- „Schizophrenia Spectrum and Other Psychotic Disorders. Excerpt.“ *DSM Library*. American Psychiatric Publishing. n.d. Web. 14 Jun. 2015.
- Schlack, R., J. Rüdel u.a. „Körperliche und psychische Gewalterfahrungen in der deutschen Erwachsenenbevölkerung.“ *Bundesgesundheitsblatt* 56 (2013): 755-764. 27 Mai 2013. Berlin, Heidelberg: Springer. Web. 4 März 2015.
- Schlesier, Renate. *Konstruktionen der Weiblichkeit bei Sigmund Freud: zum Problem von Entmythologisierung und Remythologisierung in der psychoanalytischen Theorie*. Frankfurt a.M.: Europäische Verlagsanstalt, 1981. Print.

- Schlichter, Annette. *Die Figur der verrückten Frau: Weiblicher Wahnsinn als Kategorie der feministischen Repräsentationskritik*. Tübingen: edition diskord, 2000. Print.
- Schmitz-Burgard, Sylvia. *Gewaltiges Schreiben gegen Gewalt: Erika Mann, Ulrike Meinhof, Ingeborg Bachmann, Christa Wolf, Elfriede Jelinek, Helga Königsdorf*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2011. Print.
- Schneider, Ursula A. und Annette Steinsiek. „Arbeitsstelle Christine Lavant.“ *Universität Innsbruck: Forschungsstelle Brenner Archiv*. Web. 24 Okt. 2013.
- Schneider, Georgia A. *Portraits of Women in Selected Works of Gabriele Reuter*. Frankfurt a.M., Bern, New York und Paris: P. Lang, 1988. Print.
- Schneider, Jost. *Die Kompositionsmethode Ingeborg Bachmanns: Erzählstil und Engagement in Das dreißigste Jahr, Malina und Simultan*. Bielefeld: Aisthesis, 1999. Print.
- Schneider, Frank, Hrsg. *Psychiatrie im Nationalsozialismus: Erinnerung und Verantwortung*. Berlin: Springer, 2011. Print.
- Schopenhauer, Arthur. *Die Welt als Wille und Vorstellung. Erster Band*. Hrsg. Wolfgang Freiherr von Löhneysen. Frankfurt a.M. und Leipzig: Insel, 1996. Print.
- . *Die Welt als Wille und Vorstellung. Zweiter Band*. Hrsg. Wolfgang Freiherr von Löhneysen. Frankfurt a.M. und Leipzig: Insel, 1996. Print.
- Schwarzer, Alice. „Hallo Charlotte.“ *Alice Schwarzer* 15 Aug. 2011. Web. 11 März 2012.
- . „Malina.“ *EMMA Lesesaal* 2 (1991): 18. Web. 30 März 2014.
- Seidman, Steven, Nancy Fischer und Chet Meeks, Hrsg. *Introducing the new Sexuality Studies*. 2. Auflage. Oxon, Canada und New York: Routledge, 2011. Print.
- Senner, Alexander. *Ein Debütroman als interdiskursives Ereignis: Charlotte Roches*

- „*Feuchtgebiete*“. Marburg: Tectum, 2009. Print.
- Serke, Jürgen. *Frauen schreiben: ein neues Kapitel deutschsprachiger Literatur*. Hamburg: Gruner und Jahr, 1979. Print.
- Showalter, Elaine. *The Female Malady: Women, Madness, and English Culture, 1830 – 1980*. London: Virago, 1987. Print.
- Smith-Prei, Carrie. „‘Knaller Sex für Alle’: Popfeminist Body Politics in Lady Bitch Ray, Charlotte Roche, and Sarah Kuttner.“ Contemporary Women’s Writing and the Return of Feminism in Germany. Special Issue. *Studies in Twentieth and Twenty-First Century Literature*, Winter 2011. Print.
- Smolka, Klaus Max. „Der schwarze Peter ist rassistisch.“ *FAZ.net*. Frankfurter Allgemeine Zeitung, 7 Mar. 2014. Web. 9 June 2015.
- Solibakke, Karl Ivan. „Musical Discourse in Jelinek’s The Piano Teacher.“ *Elfriede Jelinek: Writing Woman, Nation, and Identity*. Hrsg. Matthias Piccolruaz Konzett und Margarete Lamb-Faffelberger. Cranbury, NJ: Fairleigh Dickinson University Press, 2007. Print.
- Sontag, Susan. *Illness as Metaphor*. New York: Farrar, Straus, and Giroux, 1978. Print.
- Steger, Manfred B. und Kavi J. Roy. *Neoliberalism: A Very Short Introduction*. New York: Oxford University Press, 2010. Print.
- Stehle, Maria. „Pop, Porn, and Rebellious Speech: Feminist Politics and the Multi-Media Performances of Elfriede Jelinek, Charlotte Roche, and Lady Bitch Ray.“ *Feminist Media Studies* 12.2 (2012): 229-247. Print.
- Steinsiek, Annette und Ursula A. Schneider. „Nachwort: Out of Biography.“

- Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus.* Von Christine Lavant. Otto Müller.
Innsbruck-Wien: Haymon, 2008. Print. 76-104.
- . „Arbeitsstelle Christine Lavant.“ *Universität Innsbruck: Forschungsinstitut Brenner-Archiv.* Web. 9 Feb 2014.
- Stephan, Inge. „The Bad Mothers: Medea-Myths and National Discourse in Texts from Elisabeth Langgässer and Christa Wolf.“ *Writing against Boundaries: Nationality, Ethnicity and Gender in the German-Speaking Context.* Hrsg. Barbara Kosta und Helga Kraft. Amsterdam: Rodopi, 2003. 131-39. Print.
- Stiglitz, Joseph. „The End of Neo-Liberalism?“ *Project Syndicate.* Project-Syndicate.com. 7 Juli 2008. Web. 15 Mai 2015.
- Stoll, Andrea. *Ingeborg Bachmann: Der dunkle Glanz der Freiheit.* München: C. Bertelsmann, 2013. Print.
- Stoppard, Janet M. *Understanding Depression: Feminist Social Constructionist Approaches.* London und New York: Routledge, 2000. Print.
- Szasz, Thomas Stephen. *The Myth of Mental Illness: Foundations of a Theory of Personal Conduct.* 1974. New York: Harper & Row, 2003. Print.
- . *Insanity: The Idea and its Consequences.* New York: Wiley, 1987. Print.
- . *The Manufacture of Madness: A Comparative Study of the Inquisition and the Mental Health Movement.* New York: Delta, 1970. Print.
- , Hrsg. *The Age of Madness: The History of Involuntary Mental Hospitalization Presented in Selected Texts.* New York: Anchor Books, 1973. Print.
- Tatlock, Lynne. Introduction. *From a Good Family.* Von Gabriele Reuter. Übers. Tatlock. Rochester, NY: Camden House, 1999. Print.

- Tasca, Cecilia, Mariangela Rapetti u.a. „Women and Hysteria in the History of Mental Health.“ *Clinical Practice and Epidemiology in Mental Health* 2012 (8): 110-119. Print.
- Tebben, Karin. *Literarische Intimität: Subjektkonstitution und Erzählstruktur in autobiographischen Texten von Frauen*. Tübingen und Basel: A. Francke, 1997. Print.
- Tebben, Karin, Hrsg. *Frauen – Körper – Kunst: Literarische Inszenierungen weiblicher Sexualität*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2000. Print.
- , Hrsg. *Deutschsprachige Schriftstellerinnen des Fin de siècle*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1999. Print.
- Ussher, Jane. *Women's Madness: Misogyny or Mental Illness?* Amherst: University of Massachusetts Press, 1992. Print.
- . *Body Talk: The Material and Discursive Regulation of Sexuality, Madness, and Reproduction*. New York: Routledge, 1997. Print.
- . *Managing the Monstrous Feminine: Regulating the Reproductive Body*. East Sussex, Canada, and New York: Routledge, 2006. Print.
- Vanhelleputte, Michel, Hrsg. *Christa Wolf aus feministischer Sicht*. Frankfurt a.M.: P. Lang, 1992. Print.
- Vinken, Barbara. *Die deutsche Mutter: Der lange Schatten eines Mythos*. Frankfurt a.M.: Fischer, 2007. Print.
- Volkov, Shulamit. „Antisemitismus und Antifeminismus: Soziale Norm oder kulturelle Norm.“ *Das jüdische Projekt der Moderne*. München: Beck, 2001. 62-81. Print.
- Weber, Lilo. „*Fliegen und Zittern*“: *Hysterie in Texten von Theodor Fontane, Hedwig*

- Dohm, Gabriele Reuter und Minna Kautsky. Bielefeld: Aisthesis, 1996. Print.
- Weedon, Chris. *Feminist Practice and Poststructuralist Theory*. 2. Auflage. Hrsg. Cambridge, MA: Blackwell, 1997. Print.
- Weigel, Sigrid. „Der schielende Blick: Thesen zur Geschichte einer weiblichen Schreibpraxis.“ *Die verborgene Frau: Sechs Beiträge zu einer feministischen Literaturwissenschaft*. 3. Auflage. Berlin: Argument Verlag, 1983. 83-137. Print.
- . „Die Verdoppelung des männlichen Blicks und der Ausschluß von Frauen aus der Literaturwissenschaft.“ *Topographien der Geschlechter: Kulturgeschichtliche Studien zur Literatur*. Hamburg: Rowohlt, 1990. 234-251. Print.
- Wilkinson, Sue und Celia Kitzinger, Hrsg. *Feminism and Discourse: Psychological Perspectives*. London, Thousand Oaks/CA und Neu Delhi: Sage, 1995. Print.
- Wischermann, Ulla, Hrsg. „Idylle und Behaglichkeit?: Die Frauenfrage in der illustrierten Presse des 19. Jahrhunderts.“ *Frauen in der Geschichte IV. Frauenbilder und Frauenwirklichkeiten. Interdisziplinäre Studien zur Frauengeschichte in Deutschland im 18. und 19. Jahrhundert*. Düsseldorf: Schwann, 1985. 183-205. Print.
- Wittek, Bernd. *Der Literaturstreit im sich vereinigenden Deutschland*. Marburg: Tectum, 1997. Print.
- Wolff, Toni. „Structural Forms of the Feminine Psyche.“ Übers. Paul Watzlawik. Zürich: C.G. Jung Institute, 1956. Print.
- Wolpert, Eugen M, Hrsg. *Images in Psychiatry: German Speaking Countries; Austria, Germany, Switzerland*. Heidelberg: Winter, 2006. Print.
- Yalom, Marilyn. *Maternity, Mortality, and the Literature of Madness*. University Park,

PA: Pennsylvania State University Press, 1985. Print.

Young, Julian. *Schopenhauer*. London & New York: Routledge, 2005. Print.